

Bilder aus der Dobrudscha

1916 – 1918

Nachdruck des 1918 von der Deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha in Constanza (Rumänien) herausgegebenen Werkes.

Bei den meisten Autoren ist das Urheberrecht an Text und Bildern abgelaufen. Bei Friedrich Freiherr von Huene konnte kein Rechtenachfolger ermittelt werden. Die Bilder im Buch wurden durch Scan reproduziert. Da alle vor 1918 entstanden, ist auch deren Benutzung im Buch rechtens. Die Rechtschreibung wurde nicht an die aktuelle angepasst. Die Seitennummerierung folgt weitestgehend dem Original. Fußnoten wurden vom Original übernommen. Neue Fußnoten, die besonders hervorgehoben sind, versuchen heute ungebräuchliche Ausdrücke zu erklären und den Bezug zu der heutigen Örtlichkeit in der Dobrudscha zu nehmen.

© Heinz-Jürgen Oertel

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt  
ISBN 978-3-7460-9099-3



**Bilder**  
aus der  
**Dobrudſcha**

Herausgegeben von der  
Deutschen Etappen-Verwaltung  
in der Dobrudſcha  
in eigenem Verlag

⊗

**C o n ſ t a n z a 1 9 1 8**

---

A n m e r k u n g : Inſolge der politiſchen Ereigniſſe im Herbſte 1918 iſt die  
beabſichtigte Drucklegung des Vorwortes zu dem Werke  
nicht mehr zur Ausführung gelangt

---

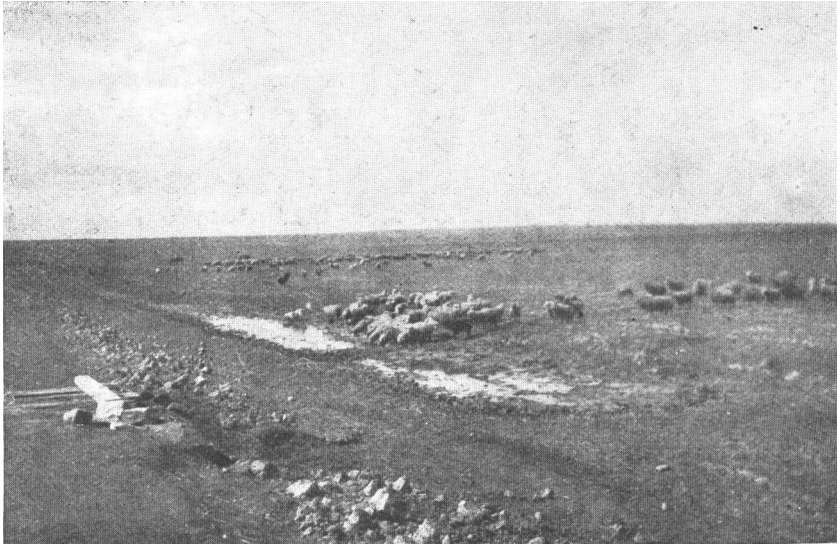


## Überblick über die Geologie der Dobrudscha.

*Von Friedrich Freiherr von Huene, a. o. Professor an der Universität Tübingen,  
Leutnant der Landwehr.*

In dem Winkel zwischen dem vielverzweigten untersten Donaulauf und dem Delta des Riesenstromes liegt die Dobrudscha, auf einer Karte Europas nur ein unscheinbares Fleckchen am Schwarzen Meer. Im Norden umgeben von den weiten Getreideländern Bessarabiens, im Westen von den fruchtbaren Ebenen der Walachei, sollte man auch in der Dobrudscha, zunächst beim Donaudelta, die Fortsetzung jener Ebenen erwarten. Das ist aber nicht der Fall, sondern steil und schroff erhebt sich ein Gebirge im Winkel der Donau. Auch nach Süden hin ziehen sich langgestreckte Erhebungen, die wesentlich höher sind als die angrenzende walachische Ebene. So ist die Dobrudscha schon dem unbefangenen Auge auffallend. Es stellt sich also von selbst die Frage: Wie ist dies zustande gekommen? Warum diese Abweichung von der sonstigen Umgebung? Die genauere Betrachtung der geologischen Verhältnisse wird auf solche Fragen die Antwort nicht schuldig bleiben. Die Geologie der Dobrudscha ist sogar eine ungewöhnlich mannigfaltige und interessante, die jedoch nur in ihren großen Zusammenhängen mit den Nachbargebieten und -gebirgen richtig aufgefaßt werden kann.

Kommt man mit der Eisenbahn von Varna her in die Dobrudscha, so befindet man sich jenseits der bulgarischen Grenze auf einer baumlosen, flachwelligen Hochfläche von 300—100 Meter Höhe, die sowohl nach dem Meere wie auch nach der Donau sich etwas senkt. Namentlich nach der Donau sind zahlreiche zum großen Teil trockene Täler eingerissen. Die Küste bildet einen steilen, meist felsigen Absturz. Einen Hauptabschnitt bildet die große Quersenke, die von der Donau bei Cernavoda

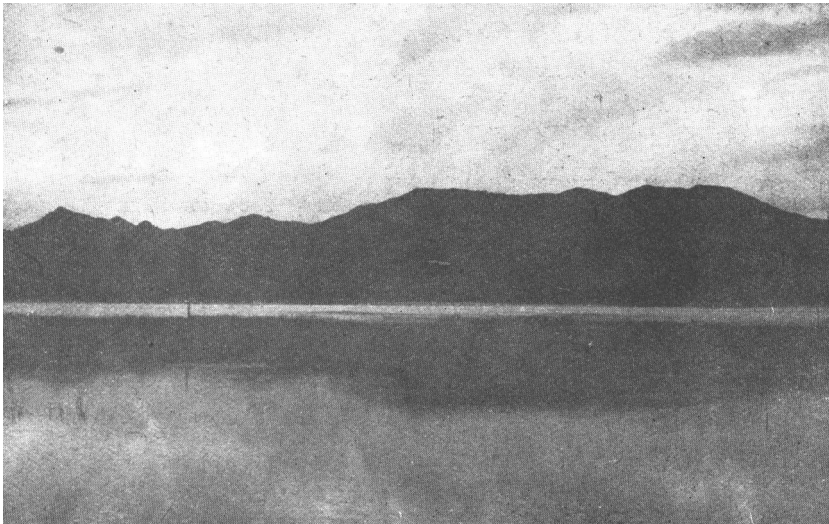


*Dobrušasteppe*

über Medgidia und Murfatlar sich bis in die Nähe von Konstanz erstreckt. Von manchem wird dieses Tal für einen alten Donauarm gehalten; die Entstehung ist jedoch eine andere. Felsige und zum Teil pittoreske Ufer begleiten die Donau von Süden her bis Harsova.

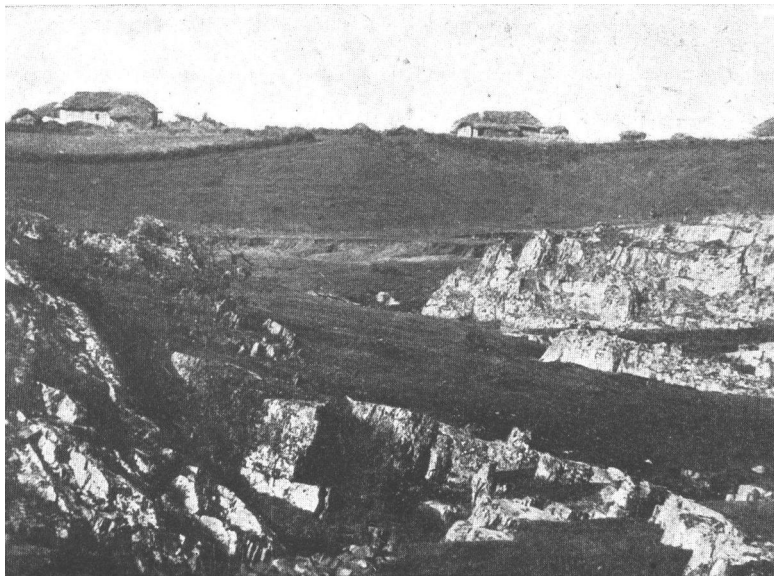


*Strand bei Mangalia*



*Strand bei Mangalia*

Bei Cernavoda erheben sie sich mehr als 100 Meter über den Strom. Südlich sind sie höher, nach Norden nehmen sie ab.



*Strand bei Mangalia*

Von der Valea Carasu bei Medgidia bis an die waldigen Höhen der Linie Cap Dolojman—Ceamurli de Sus—Topolog erstreckt sich das flachwellige Land. Nördlich von Konstanza wird die Küste flach und ist von verschiedenen Strandseen begleitet, die nach Norden hin schön mit dem Donaudelta zusammenhängen. Von dem malerischen Tasaalsee zieht nach Nordwesten ein felsiger Höhenzug bis zum Cara Tepe Bair, der von der Straße Pazarli—Chirislic, einer der romantischsten, die man sich denken kann, durchquert wird. Westlich von hier liegt der Alah Bair mit seinen interessanten Schluchten. So kommt Abwechslung in den sonst recht eintönigen Abschnitt zwischen Medgidia und dem nördlichen Waldgebirge.



*Löß Abhang am alten Sumpfboden zwischen Cernavoda und Medgidia*

Fährt man auf der Straße von Konstanza nach Babadag, so hat man auf der Höhe zwischen Sariut und Principele Nicolae zum ersten Mal in der Dobrudscha den Eindruck, ein richtiges Gebirge, ein bewaldetes Mittelgebirge vor sich zu haben. Es sind flache Bergflächen, mit tief und steil eingeschnittenen Tälern, ein typisches Tafelgebirge. Nach Norden wird es begrenzt von der Linie Babadag—Baschioi—Orthachioi—Satoul Nou. Durch die beiden Täler von Ciucurova und von Baspunar wird das Gebirge in der Längsrichtung gegliedert.

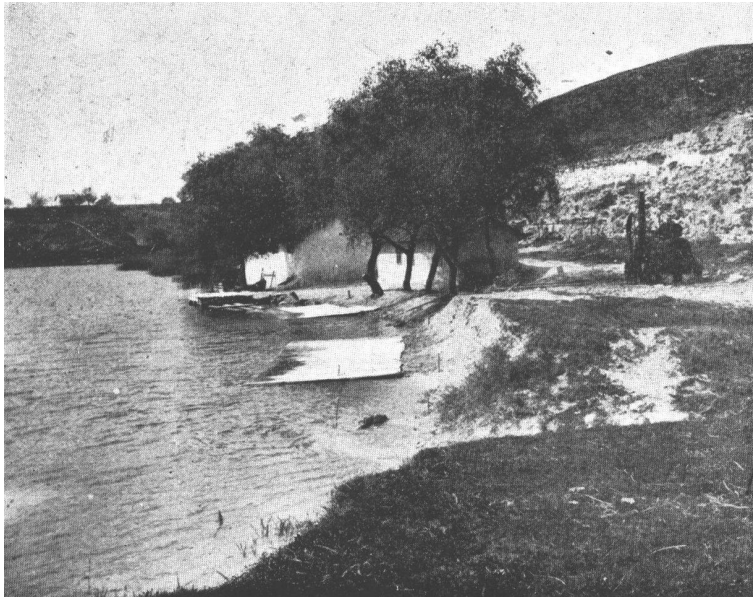
Der noch übrige schönste Teil der Norddobrudscha zerfällt in einen westlichen gebirgigen und einen östlichen flacheren Teil, getrennt durch die Linie Baschioi—Samova.

Der östliche waldlose Teil zeigt nur an der Donau, namentlich bei Bestepe, einige höhere Erhebungen, außerdem die Höhen von Agighiol und den steilen vereinzelt dastehenden Denis Tepe.

Der westliche Teil besteht aus mehreren hohen bewaldeten Bergzügen, die parallel als Kettengebirge nach Nordwesten ziehen und an manchen Stellen felsige Abstürze von beinahe alpinem Charakter bilden. Die Täler von Meidanchioi und von Ziganca und die Kessel von Cerna und von Greci senken sich dazwischen ein.

### **I. Geologische Beschreibung der Dobrudscha.**

Der felsige Untergrund eines sehr großen Teils der Dobrudscha wird durch eine dicke Lößdecke verborgen. Der Löß (oft unrichtigerweise



*Schwefelbad bei Mangalia*

schlechthin Lehm genannt) wird in manchen Gegenden der Süddobrudscha bis zu 80 Meter dick. Löß ist vom Winde zusammengetriebener Steppenstaub der jüngsten Diluvialzeit. Daher ist er auch völlig ungeschichtet. Oft ist er von feinen Wurzelröhrchen der ehemaligen Gräser durchzogen. Man findet darin auch die Gehäuse einiger Schnecken, die damals in der Steppe lebten. Knochen von Säugetieren sind mir aus dem Löß der Dobrudscha bisher nicht mit Sicherheit bekannt geworden, aber wahrscheinlich kommen sie vor. Nach Norden wird die Lößdecke etwas dünner, beträgt aber z.B. auf den Höhen südlich Medgidia noch 40—50

Meter. Selbst im Gebirge der Norddobrudscha fehlt der Löß nicht, so ist er z.B. bei 350 Meter Höhe am Westabhang des Sacar Bair zwischen Carjelari und Atmagea noch 10 Meter dick. Alle Täler und Niederungen

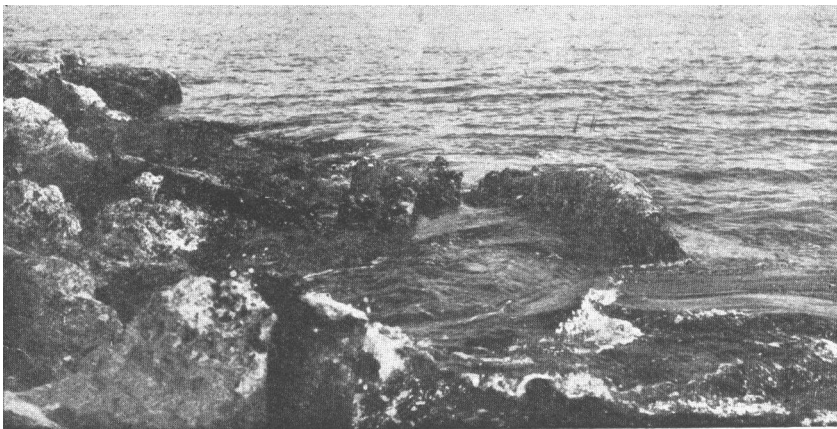
im und neben dem Gebirge werden hoch von ihm zugedeckt. An der Oberfläche wird der Löß durch Entkalkung infolge des Eindringens von Regenwasser in zähen Lehm umgewandelt. An der Grenze von Lehm und Löß sammelt sich häufig der angesammelte Kalk in harten Knollen, den sogenannten Lößkindln an. Solche Lehm- und Löß-



*Meeresküste bei Konstanz*

kindlizonen finden sich auch gelegentlich innerhalb des Lößkomplexes entsprechend einer ehemaligen Lage der Oberfläche.

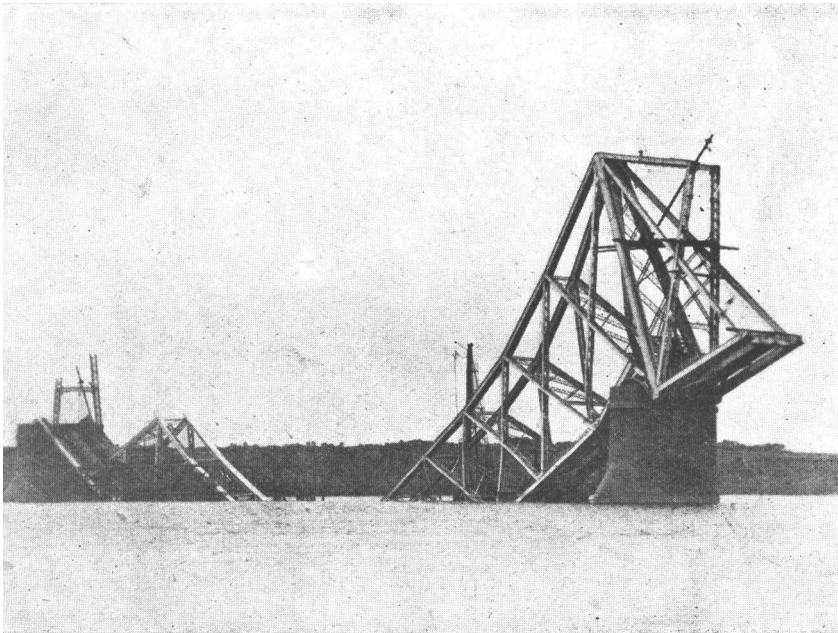
Der ganze südliche und mittlere Teil der Dobrudscha ist einfach und einheitlich aufgebaut. Wenn man sich den Löß wegdenkt, würde fast die ganze Oberfläche von den flachliegenden Schichten der sarmatischen Formation bedeckt sein, die schwach gegen das Meer geneigt sind.



*Kalksteinküste bei Konstanz*



Die sarmatischen Schichten bestehen aus einer Folge von groben und oft löcherigen Kalken (etwa 50 Meter) mit zahlreichen versteinerten Muscheln und Schneckenschalen oder deren Abdrücken und darunter (etwa 8 Meter) weichen Mergeln, Tonen, sandigen und knolligen Schichten, zum Teil auch mit Gipslagern. Den letzteren entströmen vermutlich die Schwefelquellen von Mangalia. Beim Kasino von Konstanz z.B. liegt der sarmatische Kalk in der Brandungszone und das hohe Ufer südlich von Konstanz wird von den weiteren sarmatischen Schichten gebildet. Die sarmatischen Schichten sind jungmiozänen Alters. Das Miozän seinerseits ist der vorjüngste Zeitabschnitt.



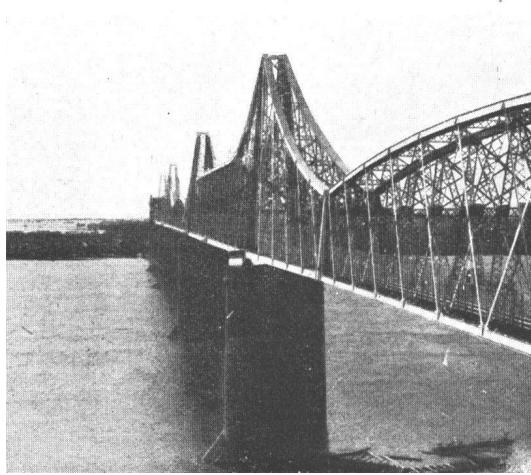
*Gesprengte Borceabrücke bei Fetesti*

Hier sei ein kurzes Wort über den Grundsatz geologischer Zeitrechnung gestattet und eingeschaltet. Die Geologie ist eine historische Wissenschaft. Bei der Altersbestimmung der Sedimente, d.h. der geschichteten und im allgemeinen im Wasser abgesetzten Gesteine richtet man sich nach den darin eingeschlossenen Überresten von Fauna und Flora. Denn Tiere und Pflanzen ändern ihre Formen im Laufe langer Zeiträume. Es handelt sich also bei der geologischen Zeitrechnung nicht um absolute Werte in Jahren, sondern um die relativen Werte einer Reihenfolge. Da die ganze Reihenfolge von außerordentlichem Umfange ist, hat man künstliche Schnitte gemacht und die Abschnitte und Unterabschnitte als

Epochen, Formationen, Schichten, Horizonte mit Namen<sup>1</sup> belegt, unter denen man jedoch gemeinhin sowohl die betreffenden Ablagerungen versteht, als auch die Zeit, die sie repräsentieren.

Die sarmatischen Schichten sind in flachem Wasser abgelagert, wie die eingeschlossene reiche Fauna deutlich erkennen läßt. Nach Norden sind diese Schichten verbreitet bis etwa Konstanz und Cernavoda. Bedeutend weiter nördlich kommen sie nur noch an einer Stelle, westlich von Sariut, vor. Im Süden reichen die sarmatischen Schichten bis in die Gegend von Varna.

Die sarmatischen Schichten liegend transgredierend (ungleichförmig übergreifend) auf verschieden alter Unterlage, d.h. nirgends sind sie die direkte natürliche Fortsetzung der nächstälteren Meeresablagerungen, sondern diese fehlen in verschiedenem Umfang. Es besteht eine Lücke in den Ablagerungen. Im allgemeinen liegen die sarmatischen Schichten im



*Donaubrücke bei Cernavoda*

Süden und Westen auf Schichten der mittleren und oberen (jüngeren) marinen Kreide. Aber in der Gegend von Varna, ferner auch an einer Stelle etwa 20 Kilometer östlich von Silistria und bei Harlic an der altbulgarischen Grenze, 26 Kilometer südöstlich Oltina, befinden sich Nummulitenkalke jungesozänen Alters zwischen den sarmatischen Schichten und der Kreide. Es sind marine Kalkschichten, die die Ge-

<sup>1</sup> Die Hauptabschnitte der Formationseinteilung sind:

Präkambrium			
Paläozoikum	Kambrium	Mesozoikum	Trias
	Silur		Jura
	Devon		Kreide
	Karbon(= Steinkohlenformation)	Tertiär	Eozän
	Perm		Oligozän
			Miozän
			Pliozän
			Diluvium
			Jetztzeit

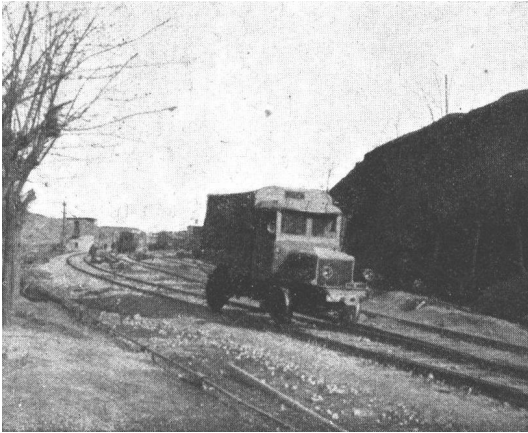


*Tor der großen Donaubrücke bei Cernavoda*



*Inneres der großen Donaubrücke bei Cernavoda*  
häuse großer scheibenförmiger Foraminiferen, der Nummuli-

ten, enthalten. In größerer Ausdehnung finden sich jungeoazäne Ablagerungen in dem dreieckigen Raum zwischen Cernavoda, Calachioi, 5 Kilometer nördlich von Boascic (an der Donau), und Caratai, 10 Kilometer östlich von Medgidia. Hier sind die eozänen Schichten fluviatiler und zum Teil vielleicht lunnischer Natur, es sind Sande, Konglomerate, Tone, die nur selten fossiles Holz enthalten. Nur an einer Stelle, bei Saligny, enthalten sie auch Nummuliten führende Kalkschichten, zeigen also einen vorübergehend bis dahinreichenden Meerbusen an.



*Schienenauto Cernavoda — Borcea*

An zwei Stellen, nördlich und südlich von Cernavoda, nämlich bei Seimeni und bei Cochirleni, kommen ganz beschränkt auch altmiozäne austerführende marine Ablagerungen der ersten Mediterranstufe unter sarmatischen Schichten vor. Sie liegen transgredierend auf Kreide. Diese beiden kleinen, nur 1 Meter bzw. 30 Zentimeter dicken Schollen sind

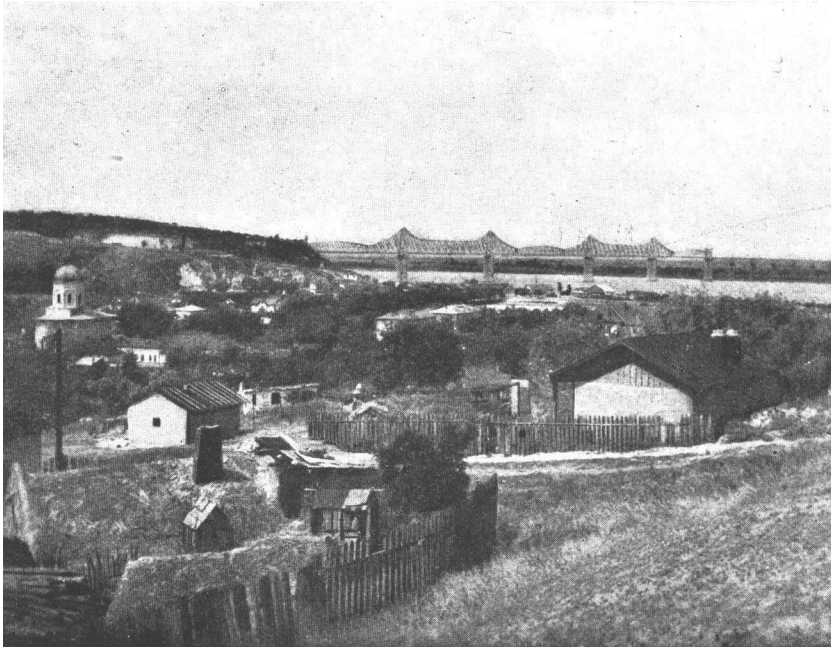
Erosionsreste, d.h. untermiozäne Meeressedimente hatten eine größere Verbreitung, wurden aber vor Ablagerung der sarmatischen Schichten wieder zerstört.

An drei ganz beschränkten Stellen haben sich auch jüngere als sarmatische Schichten gefunden, nämlich pliozäne (dazische) Congerien-schichten: am Donauufer bei der Ausmündung des Canliatales 13 Kilometer westlich Oltinga, dort liegen sie auf Kreide; am Donauufer von Oltinga bis zum Marleanusee und am Nordostufer des Beilicusees, der südlich an den vorigen anschließt. Es sind mergelige und tonige Schichten, die Brackwassermuscheln enthalten, namentlich auch Congerien.

Diese ganze nach Osten geneigte tertiäre Tafel ruht auf Schichten des oberen Jura und der Kreide. Die ältere Unterlage des Tertiär kommt längs der Donau von Silistria bis Harsova zum Vorschein und zeigt sich auch in den tiefer eingeschnittenen Tälern, die nach Westen führen, besonders in der Valea Carasu und nördlich von da. Die Oberfläche dieser Schichten am Kontakt mit dem Tertiär, gleichviel ob es Jura, untere, mittlere oder obere Kreide ist, ist durch lange Verwitterungseinflüsse erodiert und sogar von Tälern durchfurcht. In diese hinein und über die

ehemaligen Höhen hinweg haben sich die tertiären Schichten abgelagert; sie beginnen auch stets mit Konglomeraten und groben Sanden.

Die Schichten des Jura und der Kreide sind Meeresablagerungen, die aber mehrfach unterbrochen waren, Lücken aufweisen mit transgredierender Überlagerung. Sie stammen zum großen Teil aus flachem und küstennahem Wasser.

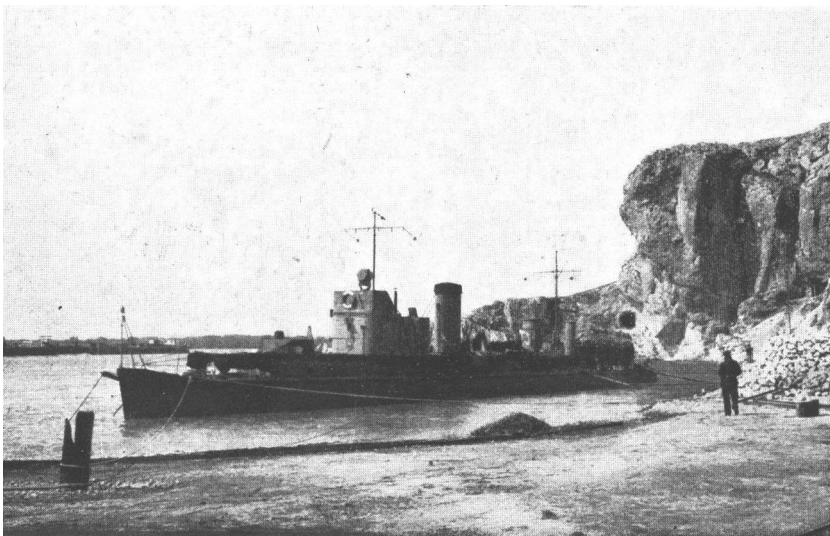


*Cernavoda*

Ablagerungen des obersten Jura finden sich in der Gegend des Girli-tasees (östlich Silistria), bei Oltina, am Donaunfer von Harsova an süd-wärts bis unweit Boascic, dann östlich, westlich und südlich von Medgi-dia, auch nochmals bei Canara (nördlich Konstanza). Meist sind es helle, harte Kalke, die der Portlandstufe, der jüngsten Abteilung des oberen Jura, angehören. Sie enthalten namentlich in der Gegend von Medgidia zahlreiche Turmschnecken (*Nerinea crebriplicata*) und dickschalige Muscheln (z.B. *Diceras*, *Pachyrisma* usw.). Schichten der älteren Horizonte des oberen Jura stehen am Donauufer nördlich bis Harsova an. Sie sind an manchen Stellen sehr reich an Versteinerungen, namentlich an Am-moniten (scheibenförmig gewundenen Gehäusen von den Tintenfischen angehörigen Tieren). Fundorte wie Cecirgeoa bei Topalu und andere sind weltbekannt. Bei Harsova kommt unter den Oxfordschichten, den ältesten des oberen Jura, auch der jüngste Horizont des mittleren Jura,



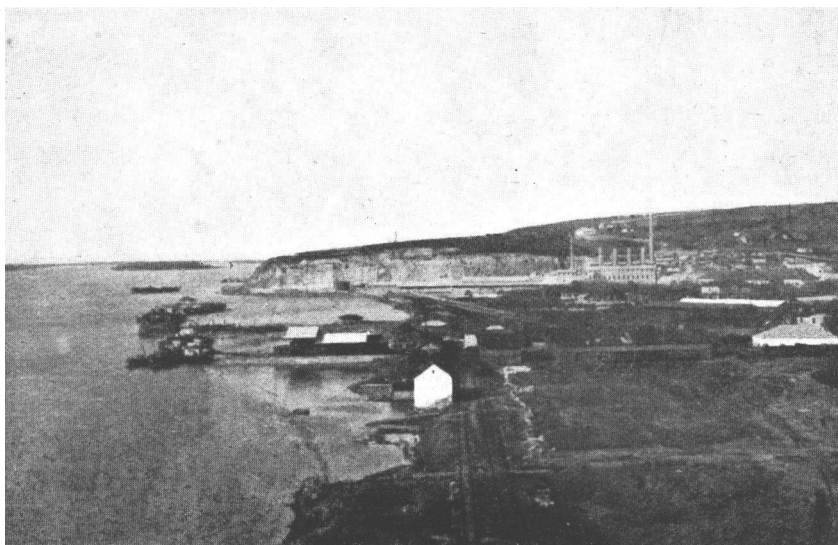
*Straße zwischen Beilic und Oltina*



*Felsen von Harsova mit Donaumonitor*

Callovienschichten, zum Vorschein. Das sind die ältesten in der Dobrud-scha vorhandenen Juraschichten.

Viel verbreiteter sind die Ablagerungen der Kreidezeit. Sie begleiten die Donauufer und greifen in den Tälern zum Teil bis in und über die Mitte der Dobrudscha hinein. Am besten bekannt und am schönsten entwickelt sind sie in der Gegend von Cernavoda und der Valea Carasu. Hier reichen sie über Murfatlar nach Osten hinaus und bis an den Siut Ghiol bei Canara (nördlich Konstanz). Im Süden umgreift die Kreide das tertiäre Tafelland aus der Linie Varna—Silistria. Die Kreideschichten reichen bis an das Balkangebirge und nehmen an seinem Aufbau teil.



*Cernavoda*

Sämtliche Stufen der Kreide sind in der weiteren Umgebung der Valea Carasu vorhanden, zum Teil mit vielen und gut erhaltenen Versteinerungen. Lücken sind vorhanden zwischen Jura und Kreide, in der mittleren (Beginn des Albien) und bei Beginn der oberen (Cenoman) Kreide. Es sind nicht stets alle Kreideschichten vorhanden, wo die obersten da sind. So beginnt z.B. bei Medgidia die Kreide mit dem Albien. Sehr schön ist die transgredierende Auflagerung der gelbgrauen Sande des Albien auf Portlandkalk am Westausgang von Medgidia neben der Straße nach Cernavoda bzw. Tortoman zu sehen. An anderen Stellen beginnt die Kreide mit Cenoman. Die Felsabhänge bei Cernavoda gehören der unteren Kreide an. Zwischen Saligny und Medgidia findet man mittlere und den unteren und mittleren Teil der oberen Kreide. Die in großen Brüchen ausgebeuteten weißen Kreidemergel von Murfatlar gehören dem Senon, der obersten in der Dobrudscha vorhandenen Kreide an.

Ein großer geologischer Abschnitt in der Dobrudscha wird durch die nordwestlich gerichtete Linie Canara, Doborantu, Baltagesti, Tichilesti, Donauschlinge nördlich Harsova bezeichnet. Dem nicht geologisch geschulten Auge fällt der landschaftliche Unterschied nördlich und südlich dieser Linie wohl kaum auf. Hier beginnt die Zone der grünen Schiefer.



*Kalkberge bei Ester*

Sie reicht nördlich bis zu der parallelen Linie Balta Zmeica an der pontischen Küste, Camena, Baspunar, Picineaga an der Donau. Die grünen Schiefer sind steil gefaltete und nach Nordwesten streichende<sup>2</sup> grüne Tonschiefer, zum Teil mit sandigen Partien, mit Quarzliesen und Quarzgängen und mit eingeschaltetem Diabas. Das Einfallen ist ein überwiegend südwestliches, doch kommt auch senkrechte Lage und nordöstliches Fallen vor. In der Gegend zwischen Picineaga, Ostrov und Topolog schwankt die Streichrichtung von der nordwestlichen in die ostwestliche um. Auch in einigen mittleren Teilen der Grünschieferzone kommt diese Streichrichtung vor. Lokal wird sie in der Nähe der Donau sogar südwestlich.

<sup>2</sup> Unter der Streichrichtung versteht man die Richtung der Linie, in der eine gedachte horizontale Ebene die Schichten schneidet; senkrecht dazu ist die Richtung des Einfallens.



In der südlichen Hälfte der Zone werden die steilstehenden grünen Schiefer stellenweise von flachgelagerten Jurakalken überlagert. Die südlichste Entblößung der Grünschiefer ist bei Cogea Ali wenig nördlich Canara. Äußerst malerisch ist der Tasaulsee mit seinen felsigen Ufern, die im Norden von Jura, im Süden von Grünschiefer gebildet werden. In den Tasaulsee ergießt sich von Nordwesten der Casimceabach. Er ist tief in den Grünschiefer eingeschnitten. Auf der Südwestseite folgt seinem Lauf ein breites Band von horizontalgelagerten hellen Jurakalken auf den Grünschiefern, das in steilem Absturz gegen den Bach abbricht. In dem Quertal, das von Chirislic nach Pazarli hinaufzieht, glaubt man sich in den fränkischen Jura versetzt. An Versteinerungen sind nur wenige Brachiopodenschalen und Criuoidestielglieder zu finden. Ähnlich überdeckt der Jurakalk den Grünschiefer am Alah Bair bei Baltagesti. Die vorjurassische Oberfläche der abgetragenen Grünschieferfalten war eine wellige, denn die Auflagerung der Juraschichten erfolgt in recht wechselnder Höhenlage. Zum Teil mögen allerdings auch spätere Senkungen in Betracht zu ziehen sein, sodaß an solchen Stellen die Plattenkalke und Crinoidenkalke vor der Erosion besser geschützt waren.

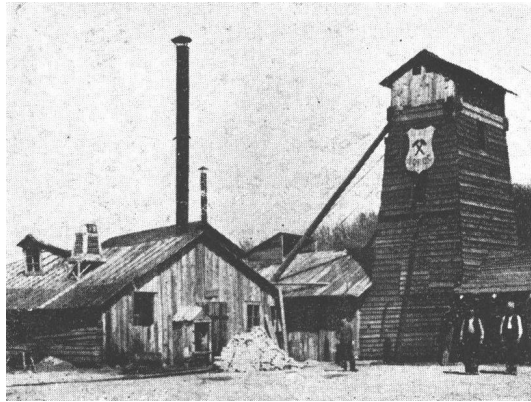


*Bergwerk Altan Tepe.*

Ganz am Ostende der Nordgrenze der Grünschieferzone erfolgt eine Auflagerung cenomaner Kreideschichten auf die grünen Schiefer in ähnlicher Weise wie im Süden die Juraauflagerung. Das ist östlich und nördlich des Dorfes Casapchioi und nördlich von Prinzipele Nicolae. Im übrigen ist die Nordgrenze eine geologisch kompliziertere.

Die Grenze zwischen der Grünschieferzone und dem nördlich anschließenden gefalteten Gebirgsland besteht in einer Störungslinie, an der durch von Südwesten kommenden tangentialen Druck Quetschung, Zusammenpressung und zugleich Absenkung des Nordflügels stattgefunden hat. Die Linie wird durch die Orte Picineaga, Baspunar und Camena bezeichnet. Diese Linie ist zugleich eine tektonische Beugungszone, denn die Streichrichtung der grünen Schiefer und der nördlich anliegenden Falten divergiert mit etwa  $20^\circ$  nach Nordwesten und weiterhin biegen die nördlichen Falten noch mehr nordwärts. Außer diesen auffallenden tektonischen Erscheinungen ist die Störungslinie Picineaga—Camena auch durch vulkanische Intrusionen und Eruptionen gekennzeichnet, indem Amphibolit, Pegmatit, Porphyrit und Quarz in die Sedimente eingedrungen sind und sie verändert haben. Auch die Wirkung ehemaliger heißer Quellen ist in der Caolinisierung der Grünschiefer von Altân Tepe zu erkennen.

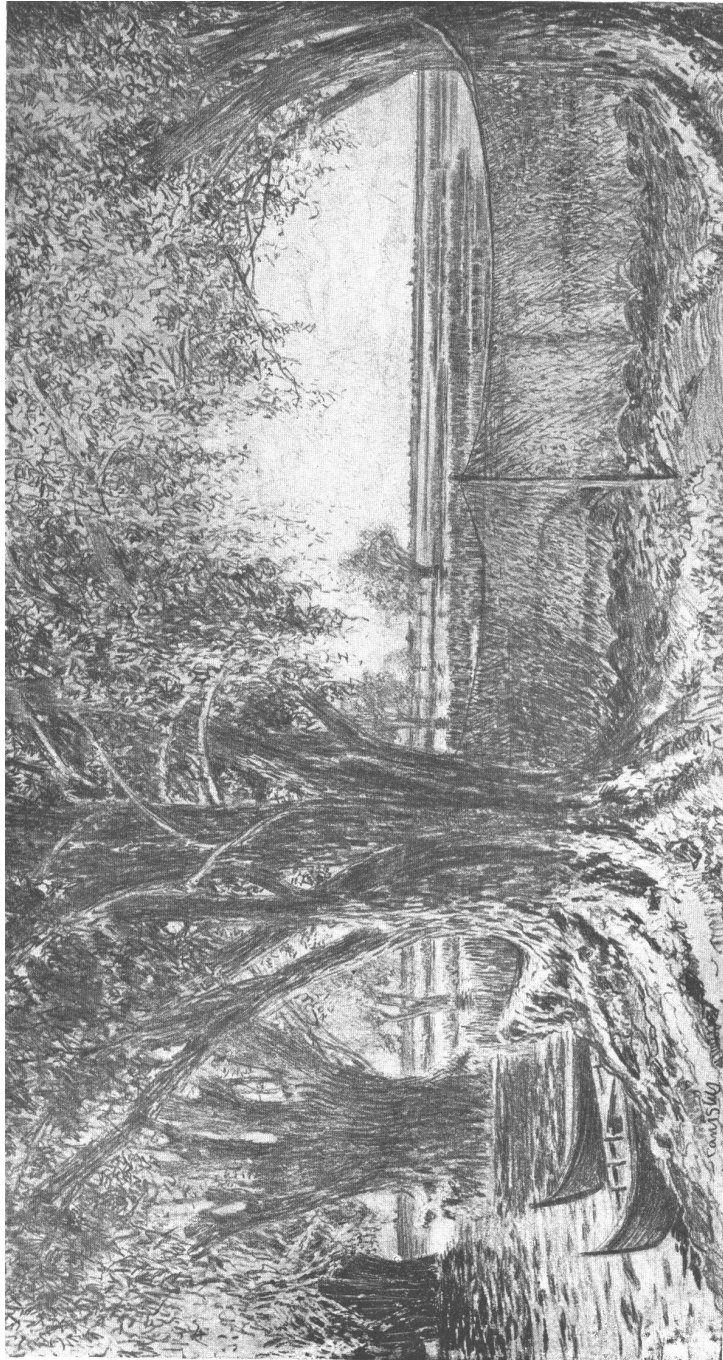
In Zusammenhang mit diesen posteruptiven Vorgängen steht auch die Imprägnierung der Schiefer von Altân Tepe mit Kupfererzen. Die Zeit dieser Vorgänge ist an den Schluß der Karbonzeit zu setzen, während ein Teil der tektonischen Ereignisse viel späteren Zeiten angehört. Als Beweis für letzteres führe



*Bergwerk Altân Tepe — Maschinenbaus und Schacht I.*

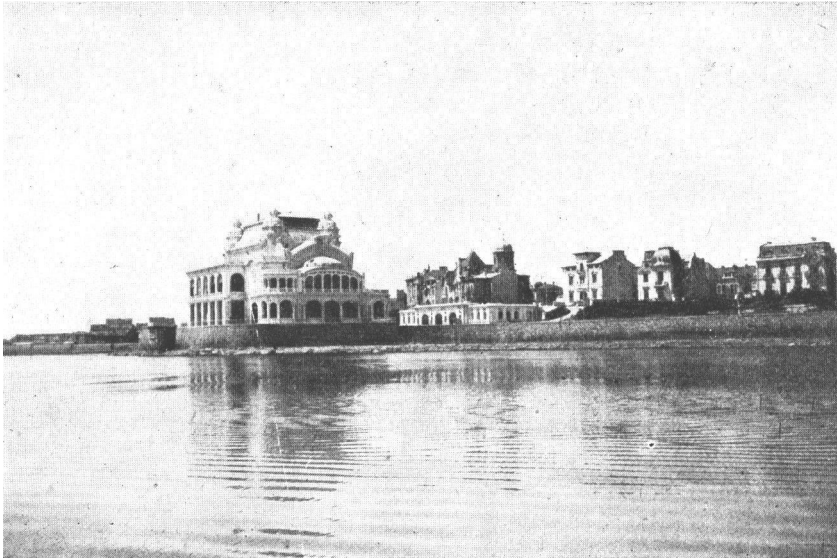
ich eine kleine Jurascholle an, die zwischen Carjelari und Aiorman an der Verwerfung (Spalte mit Absinken eines Flügels) neben den Grünschiefern abgesunken und zwischen devonische Kalke und Quarzite und karbonische Schiefer eingeklemmt ist. Im Zusammenhang soll aber auf das historische Bild erst später kurz eingegangen werden.

Viele Einzelheiten des interessanten tektonischen Bildes in der Nähe der Störungszone sind durch die große, langgestreckte Kreidescholle von Babadag zugedeckt. Diese liegt flach auf den älteren gefalteten Gesteinen wie die Jurascholle längs dem Lasimceabache auf den steilstehenden Grünschiefern.



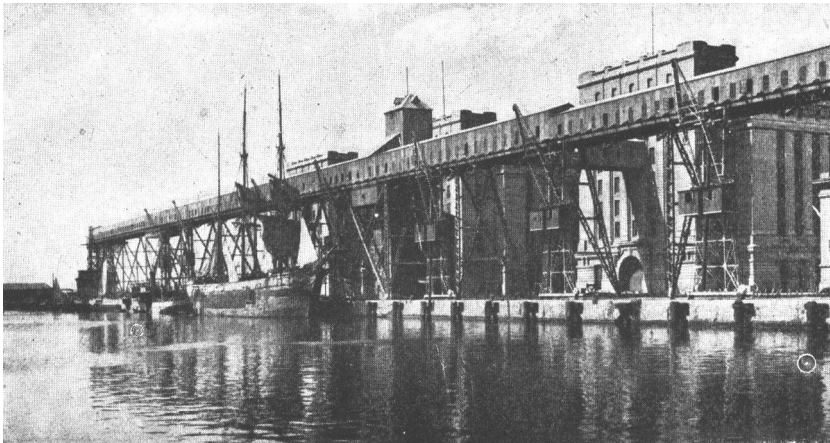
*Das Donauüberschwemmungsgebiet der Balta; Gezeichnet von Richard Canisius*

---



*Seefront von Konstanz*

Das Kreideplateau ist im Süden durch das Tal von Baspunar, im Norden durch die Linie Satul Nou (unweit der Donau)— Babdagsee begrenzt. Die Kreideschichten sind cenomanen Alters. Sie enthalten nur wenige Versteinerungen, seltene Ammoniten (*Pachydiskus*), Muscheln (*Innozeramus*, Austern), Brachiopoden, Krinoidenstielglieder und Foraminiferen.

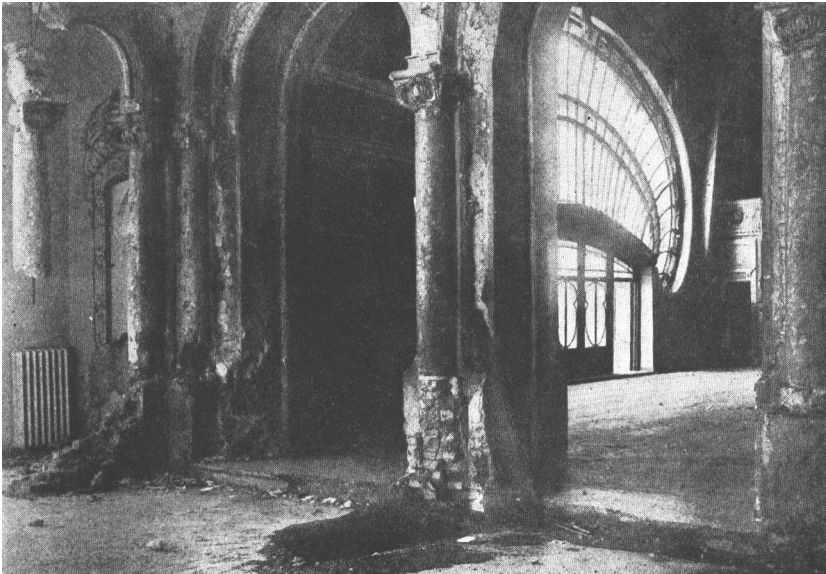


*Getreidesilo im Hafen von Konstanz*

Das Gestein besteht aus Kalksandstein, Mergelkalk und Glaukonitsand. Die Dicke der Kreideplatte beträgt über 150, vielleicht gegen 200 Meter.

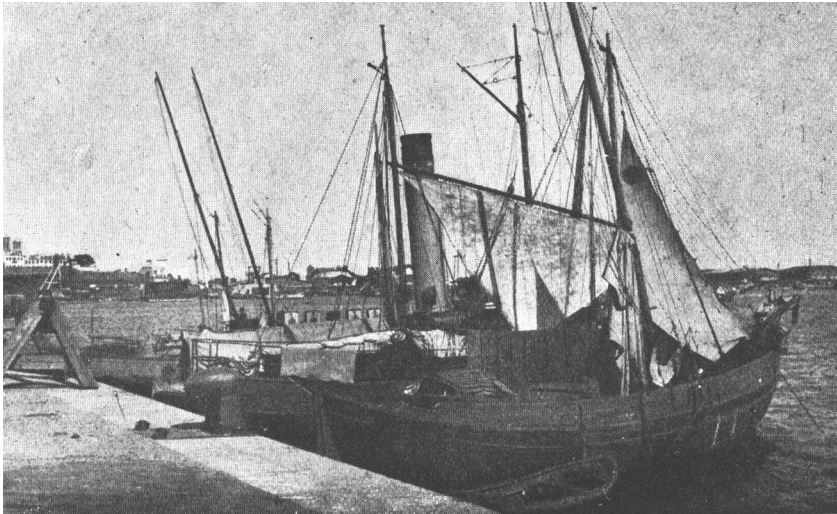
Die Schichten neigen sich verschieden stark nach Südwesten und sind durch wenigstens eine Verwerfung mit Westnordwestrichtung (Südende von Babadag—Slava Cherchesa—Ciucurova), deren Nordflügel abgesunken ist, stufenförmig angeordnet. Wahrscheinlich aber bestehen mehrere parallele Verwerfungen und außerdem kommen Störungen in anderen Richtungen vor. Das Gebiet der Kreidescholle von Babadag als Ganzes genommen stellt eine tektonische Senke dar, sowohl gegenüber der südlich, wie auch gegenüber der nördlich angrenzenden Zone. Die Absenkung auch am Nordrande ist z.B. in der Gegend gut zu erkennen, indem die Triassschichten, auf denen dort die Kreide ruht, stark nach Südwesten einfallen und die untersten Kreideschichten nach Norden sehr bedeutend überhöhen. Aber auch am Nordrande ist das Bild nicht überall das gleiche, so bestehen z.B. die Felsen, auf denen die Ruine Enisala steht, aus steil nach Nordosten fallenden Jura- (mit Brachiopodenschalen) und Kreidekalken.

Wie in der mittleren Dobrudscha Jura und bei Babadag Kreide das ältere tektonische Bild teilweise verhüllen, so geschieht das im nördlichsten Teile der Dobrudscha auf weite Erstreckung durch Triassschichten. Aber im westlichen Teile der Norddobrudscha ist der alte Faltenwurf deutlich zu erkennen.



*Inneres des durch Fliegerbombe beschädigtem Spielkasinos in Konstanz*

Zunächst ein paar Worte über das Material, aus dem die Gebirgsketten der Norddobrudscha zusammengesetzt sind. Es nehmen sowohl Sedimente als kristalline Gesteine<sup>3</sup> an dem Aufbau teil. Die ältesten bestimmbareren Sedimente sind devonische Kalke, Tonschiefer, Hornschiefer, Quarzite. Die Kalke und Schiefer enthalten in der Gegend von Cerna Versteinerungen unterdevonischen Alters (hauptsächlich Muscheln, Brachiopoden, Krinoiden). Die karbonischen Sedimente bestehen in grauen, bräunlichen, hellen, aber auch roten, grünen und bunten Schiefern,



*Im Hafen von Konstanz*

ferner Tuffen, Sandsteinen, Quarziten, Konglomeraten in Verbindung mit verschiedenen Graniten, Dioriten, Amphiboliten, Gabbros, Diabasen und Porphyren. Die Sedimente gehen zum Teil in kristalline Schiefer (Phyllit, Serizitschiefer, Epidotschiefer) über. Die wenig veränderten karbonischen Schiefer der Norddobrudscha werden als Karapeltschiefer bezeichnet nach dem gleichnamigen Berg bei Orthachioi.

---

<sup>3</sup> Kristalline Gesteine (z.B. Granit, Porphyr) sind im Gegensatz zu den als Niederschlag entstandenen geschichteten Sedimenten solche, die aus feuerflüssigem Magma teils in der Tiefe langsam erstarrt, teils emporgequollen sind (an der verschiedenen Auskristallisierung der sie zusammensetzenden Mineralien ist das zu erkennen). Auch metamorphe Gesteine nahmen ähnliche Formen an; das sind solche, die entweder durch Berührung mit Eruptivgesteinen oder durch tektonischen Druck physikalisch verändert wurden. Je nachdem spricht man von Kontakt- oder von Dynamometamorphose. Solche Gesteine werden als kristalline Schiefer bezeichnet (z. B. Gneis, Glimmerschiefer).

Der geologische und der topographische Kettenbau stimmen nicht überein, außer in der allgemeinen Richtung. Die Schichten des geologischen Gewölbebaus sind eng zusammengepreßt und stehen im allgemeinen steil oder nach einer Richtung steil geneigt. Es ist also infolge der starken Zusammenpressung das Einfallen in beiden Gewölbeschenkeln ein gleichmäßiges (isoklinales). Die Lage der Kammlinie (sogenannte Antiklinale) einer Kette und der Muldenlinie (sogenannte Synklinale) zwischen zwei Ketten kann also hauptsächlich aus dem Alter der betreffenden Gesteinsserie geschlossen werden, da die ältesten Schichten den Kern, die jüngsten die Decke der Gewölbe bilden. An dem Aufbau der betreffenden Falten beteiligen sich devonische und karbonische Sedimente außer den dazugehörigen kristallinen Gesteinen.



*Der Ovidplatz in Konstanz mit zerstörten Häusern*

Mit solchen und ähnlichen Mitteln — grob umrissen — läßt sich erkennen, daß ein großer Faltensattel zwischen Turcoia und Cerna nach Nordwesten streicht. Es sind devonische Kalke, Schiefer, Quarzite. Der hohe Quarzitberg Priopcea fällt besonders in die Augen. Die nordwestliche Fortsetzung ist in M. Baiosa, Macin und dem Hügel Orliga, dem letzten Ausläufer nordwestlich Macin, zu finden. Die südöstliche Fortsetzung jenseits der Kreidetafel dürfte in den devonischen Kalken von Baspunar bis in die Nähe des Klosters Uspenia zu suchen sein. Der Granit des Sacar Bair bei Atmagea und der westlich anschließende ausgedehnte Porphyrguß liegen im Gebiet der Antiklinale.





*Rathaus in Konstanz*

Die diese Falte westlich begleitende Faltenmulde ist zu suchen in den von Granit injizierten und von Porphyry durchbrochenen Schiefen südlich Turcoia sowie dem auf der anderen Donauseite gelegenen Hügel Blasova, den violetten Karapelitschiefern von Carjelari und den Kohlen-schmitzen und Konglomerate führenden Karapelitschichten an der Quelle des Baches von Baspunar nördlich von Sultan Bair. Der zuerst genannte Granit ist der seltene und wunderschöne Alkaligranit (mit Ägi-rin und Ribeckit) von Jakob Deal und Piatra Rosie. Ob der südlich Car-jelari neben einer Jurascholle nahe der großen Störungslinie gelegene devonische Quarzit eine neue westlicher gelegene Falte anzeigt, möchte ich nicht entscheiden.

Die die Falte von Cerna östlich begleitende Faltenmulde ist durch ausgedehntes Vorkommen der Karapelitformation gekennzeichnet. Beginnend bei Kitlau (zwischen Macin und Luncavita), und ausgeprägter von Greci an zieht sich die Schieferformation nach den Bergen zwischen Cerna und Hamcearca und dem Berg Karapelit in breiter Ausdehnung. Auch südlich der Chaussee findet sie zwischen Jaila und dem Hügel Bu-bair bei Orthachioi ihre Fortsetzung, um dann allerdings von Kreide überdeckt zu werden. Aber bei Atmagea und zwischen diesem Dorf und Jaila sticht der Karapelitschiefer mehrfach durch die Kreide hindurch.

Im Südosten ist der bunte Schiefer des Hügels nördlich Camena offenbar als Fortsetzung anzusehen. Die Porphyrvorkommnisse beiderseits Camena und bei Uspenia gehören auch in diese Zone, die übrigens reich an Porphyrstöcken und -gängen mit interessanten Begleiterscheinungen ist in der Gegend von Orthachioi und Balabancea.



*Straßenhandel in Konstanz*

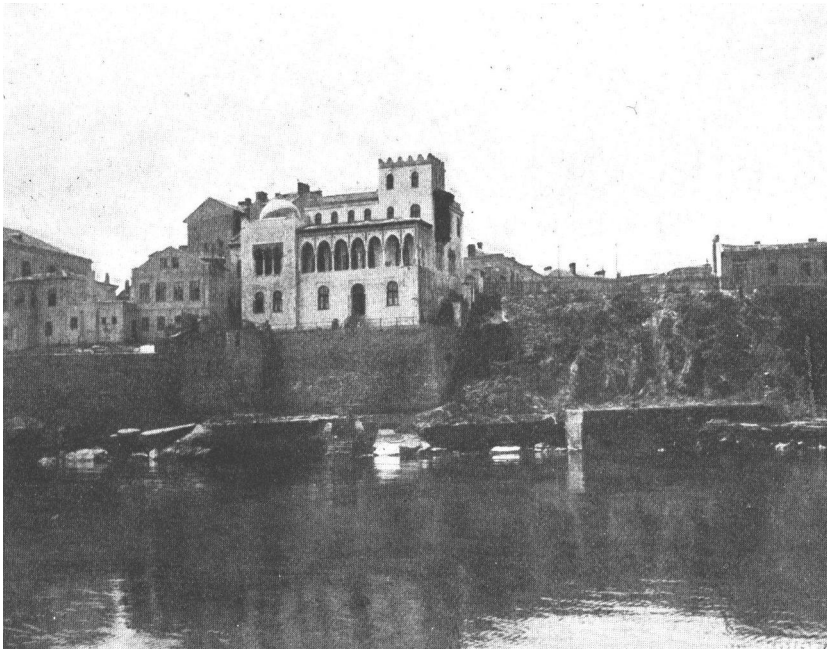
Der nächste Faltensattel ist durch die devonischen Kalke folgender Punkte bezeichnet: Insel Popina mare nordöstlich von Vacareni, Kalk und Quarzit südöstlich von Luncavita und bei Tiganca, Kalk bei Lineli südlich des Konsulberges. Vielleicht sind Quarzite und Kalkbreccien nördlich von Camena auch dahin zu rechnen.

Je weiter man nun nach Osten vorrückt, desto verschleierter wird das tektonische Bild, weil es mehr und mehr von Triasschichten zugeeckt wird, die diese älteste Faltung nicht mitgemacht haben, weil sie erst nach derselben abgelagert sind, ihrerseits aber auch später schwächer gefaltet wurden.

Eine weitere Faltenmulde ist noch in den Karapelitschiefern von Rakel, Baschioi und Camber zu erkennen, also stets in etwa parallelen Zügen.

Vielleicht sind Bruchstücke noch eines Faltensattels durch einige Stellen südlich Kloster Cilicu maici und bei Trestenic gegeben. Ein kleines Vorkommen von Quarzit und Hornschiefer mit Gabbro am Seeufer bei Enisala führt die Antiklinale vielleicht bis dorthin unter die Kreidetafel.

Es sind also wohl drei große parallele nach Nordwesten ziehende Falten oder geologische Gebirgsketten in der Norddobrudscha zu erkennen. Weiter ostwärts scheinen sie eine andere Richtung anzunehmen. Es kommen bei Cataloi und in der Zone Tulcea—Bestepe—Mahmudia noch karbonische und devonische Gesteine unter dem Mantel von Trias und Löß zum Vorschein, jedoch streichen sie in östlicher bis ostnordöstlicher Richtung. Der verquarzte Tonschiefer von Cartal auf der russischen Donauseite gegenüber Isaccea gehört entweder zur Antiklinale von Tulcea oder zu der von Cilicu—Trestenic.



*Villa Sutu in Konstanz*

Die ganzen ehemals hohen Ketten sind durch Erosionswirkung im Laufe der langen Zeit bis zu Hügeln und relativ kleinen Bergen erniedrigt worden. Wasserläufe haben sich eingesägt und die jetzigen Formen herausmodelliert. Dabei waren weniger Antiklinalen und Synklinalen als

Streichrichtung und Härte der Gesteine maßgebend. Die Quarzite, Granite, Porphyre ragen hoch und steil empor, während die Sedimente stärker abgetragen sind.



*Am Ovidplatz in Konstanz*

Der Nordosten der Dobrudscha wird von Meeresablagerungen der Trias eingenommen, soweit nicht der dicke Lößmantel alles zudeckt und einebnet. Es sind helle und rötliche, rote oder schwarze Kalke, dunkle Mergel, weiße und dunkle Sandsteine und Konglomerate. Die älteren und mittleren Partien enthalten versteinerte Ammoniten und Muscheln, die eine genaue Parallelisierung mit ähnlichen Schichten der bayrischen und tiroler Alpen ermöglichen. Von den deutschen Triasformationen Buntstein, Muschelkalk und Keuper weicht die Dobrudschatrias, wie auch die alpine ganz wesentlich ab. Aus

der Buntsandsteinzeit stammen z.B. die ammonitenführenden Meeresablagerungen von Zibil. Der Petrosberg bei Hagighiol ist durch seine schönen Muschelkalkammoniten bekannt. Solche und jüngere Triasablagerungen sind durch Muscheln der Gattung *Halobia* charakterisiert. Die Mehrzahl der Hügel von Dunavatu de Sus bis Baschioï, Tulcea und Telita besteht aus solchen Schichten. Aber die jüngste Trias und vielleicht der Beginn der Liaszeit (unter Jura) ist durch grobe Sandsteine und Konglomerate repräsentiert. Der obere Teil des isolierten und auffallend dastehenden Denis Tepe und der größte Teil der Berge zwischen Baschioï, Nicolitel und Posta besteht aus ihnen. Selbst die Schlangeninsel (Fidonissi) vor der Donaumündung ist aus diesen hellen Konglomeraten aufgebaut.

Die Triasschichten liegen keineswegs ungestört, auch sie haben eine Faltung erfahren, namentlich im westlichen Gebiet.



*Landschaft bei Adam Klissi; Gezeichnet von Richard Canisius*

---

Aber die Faltung ist wesentlich geringer als die der paläozoischen Schichten. Sie liegen auch diskordant über diesen letzteren, wo sie sie überdecken. Die permischen roten Sandsteine und Konglomerate, die z.B. in der Gegend von Tulcea einige Verbreitung haben, aber auch anderwärts, schließen sich der Trias enger an als den karbonischen Falten.

Im äußersten Osten bei Dunavatu de Jos besteht der Hügel Cara Tepe aus dunklem Jurasandstein und Kalk von abweichendem Charakter. Die Faltung dieses Gebiets muß also in nachjurassischer Zeit und vor Ablagerung der cenomanen Kreide erfolgt sein. Die erste Faltung der paläozoischen Ketten ist in nachkarbonischer und vor-triassischer Zeit ge-



*Fliegerhaus in Konstanz*

schehen, wie aus den gegebenen Daten ohne weiteres hervorgeht, genauer am Schluß der Steinkohlenzeit.

## II. Historischer und tektonischer Überblick.

Aus hier zu weit führenden Gründen werden die grünen Schiefer für vorpaläozoisch gehalten. Ihre Faltung gehört der sogenannten huronischen Faltungsperiode an. Ihre Fortsetzung (im Streichen) ist angedeutet in den grünen Konglomeraten von Petricica an der Westseite des oberen

Sereth und kann selbst bis Przemysl verfolgt werden; andererseits sind diese Grünschiefer in Kleinasien wiederzufinden. Diesen präkambri-schen Falten parallel gehen andere gleichalte in Rußland.



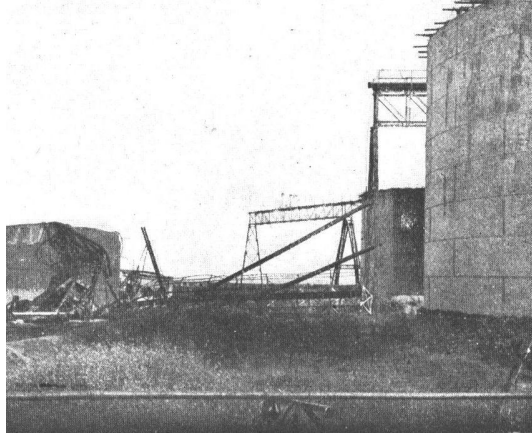
*Badeleben bei Konstanz*

Über Kambrium und Silur weiß man nichts Bestimmtes aus der Dobrudscha. Es ist möglich, daß Sedimente dieses Alters sich in durch Granit allzu stark verändertem Zustand in den nordwestlichen Ketten verbergen. Zur Zeit des Devon war hier Meer von mäßiger Tiefe, zur Karbonzeit wurde das Wasser flacher und es setzten sich ungeheure Ablagerungen am Grunde ab. Gegen Schluß dieser Zeit fanden bedeutende Intrusionen granitisch-syenitischen Magmas statt, auch zahlreiche Porphyrgüsse. Zugleich setzte eine sehr kräftige Zusammenpressung der Schichten zu einem großen Falten-system ein. Es ist die sogenannte variszische Faltung. Eine Fortsetzung dieses Faltengebirges geht unter den jüngeren Teilen der Karpathen hindurch ins schlesische Kohlengebiet und die Sudeten, dann im Bogen um Böhmen herum, in breitem Zuge durch Erzgebirge, Thüringerwald, Harz, ins rheinische Schiefergebirge und die nördlichen Kohlenreviere beiderseits des Rheins, durch Südbelgien und Nordfrankreich, durch Südengland und Südirland, setzt sich jenseits des Atlantischen Ozeans in New-Foundland und den Alleganies fort. Auf der anderen Seite der Dobrudscha gehört die Krim zum gleichen Falten-system. Es entstanden hohe Alpengebirge, die karbonischen Alpen (auch die Gletschermoränen jener Zeit erkennt man an manchen Stellen). Je höher ein Gebirge, desto stärker wirkt die Zerstörung durch Verwitterung.



runge und Wasserläufe. Große Mengen von rotem Sandstein und Konglomeraten in der Permzeit (=Rotliegendes) rühren von der Abtragung der karbonischen Alpen. Auch in der Dobrudscha ist das zu erkennen. So erklärt sich leicht die Diskordanz des Perm mit dem Carapelit.

Nachdem die variszischen Gebirge bis auf die Wurzeln abrasiert sind, breitet sich ein Teil des „alpinen“ Triasmeeres von mäßiger bis mittlerer Tiefe in der Gegend aus. Die Senkung ist langsam vor sich gegangen, so daß die Ablagerungen sich ziemlich konkordant auf die permischen Konglomerate absetzten. Nach Osten und Westen er-



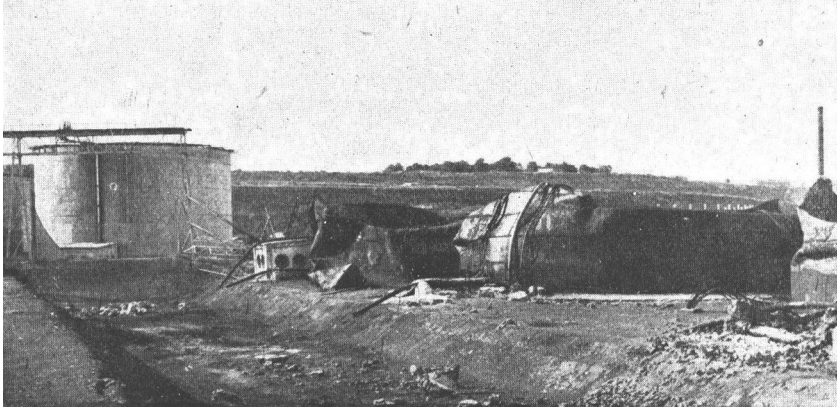
*Öltanks bei Konstanz*

streckt sich das Meer, aber im Norden war festes Land von Podolien bis zum Donezbecken. Dies ist ein sogenannter Horst (d.h. fest stehengebliebenes Gebiet, von Senkungsfeldern umgeben), der nun längere Zeit hindurch eine gewisse Rolle spielt.

Am Schluß der Trias hebt sich das Land wieder und wird (wohl im Lias) trocken gelegt. Daher rühren die Sandsteine und Konglomerate z.B. des Denis Tepe. Während des übrigen Teils der älteren und mittleren Jurazeit war die ganze Dobrudscha Festland und hing mit dem südwestrussischen Horst zusammen. Aber die nahe Krim war damals anfänglich noch von Meer bedeckt. In diese Zeit fallen Eruptionen von porphyrischen Laven.

Kurz vor Beginn der Zeit des oberen Jura fängt von neuem eine Senkung an, die bei Harsova das Meer mit mitteleuropäischer Fauna herbeiführt. Das Jurameer breitet sich von da nach Süden und langsam auch nach Osten und nach Nordosten aus. In der zentralen und östlichen Mitteldobrudscha liegen schließlich Portlandkalke direkt aus alter Unterlage. Aber die allerjüngsten Juraschichten fehlen nicht nur in der ganzen Dobrudscha, sondern auch in der Krim, im Donezgebiet, in Podolien und in Polen. Es ist die Zeit der zimmerischen Gebirgsfaltung. In der vorhergehenden Jurazeit war der kleinrussische Horst von Süden und Westen her zum Teil unter Wasser gesetzt. Jetzt faltet sich das Gebiet von der Krim, der Dobrudscha, dem moldauischen Karpathenland, Gali-

zien und hebt sich sogar bis nach Polen (Sandomir) vorübergehend aus dem Meer. Zu dieser Zeit werden die Triasgebiete gefaltet, aber auch die variszischen Ketten werden nochmals nachgefaltet. Überhaupt treten Faltungen mit Vorliebe in schon früher gefalteten Gegenden und mit gleicher Richtung auf.

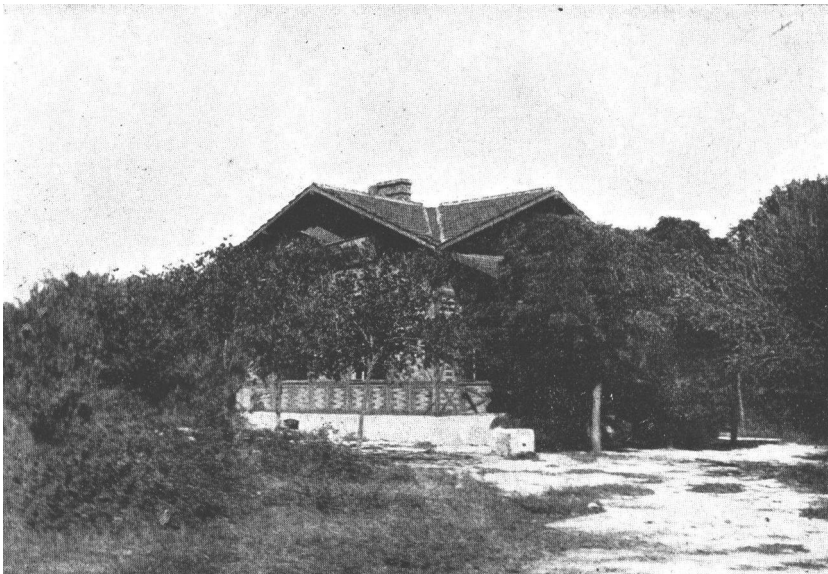


*Öltanks bei Konstanz*

Mit Beginn der Kreide liegt die mittlere und südliche Dobrudscha wieder unter dem Meeresspiegel. Die vorübergehenden Unterbrechungen und sandigen Sedimente der zentralen Dobrudscha spiegeln die in der Norddobrudscha und den östlich und nordwestlich anschließenden Gebieten vor sich gehende sogenannte dazische Faltung wieder. Von neuem hebt das ganze Gebiet sich kurz über den Meeresspiegel soweit es nicht schon Insel oder Festland ist. Das ist die Fernwirkung der nicht allzuweit stattfindenden dazischen Gebirgsbildung. Dann aber transgrediert das cenomane Meer die Dobrudscha, jedoch wohl einzelne Teile im Norden freilassend. Viel von diesen Sedimenten ist im ältesten Tertiär wieder durch Erosion zerstört worden. Gegen Schluß der Kreide wird das Gebiet wieder Festland. Das feste Land erstreckt sich nun nach allen Richtungen weithin, nur in Siebenbürgen blieben noch bis Schluß der Kreidezeit Lagunen bestehen, aber mit Beginn des Eozän verschwinden auch diese.

In der zweiten Hälfte der Eozänzeit rückt das nach Süden gedrängte Mittelmeer wieder in das Gebiet der Karpathen, des Balkan und der Krim vor. Es überflutet auch das Donez- und Dnieprgebiet und bis nach Podolien, so daß also das Gebiet der zimmerischen Faltung ohne Verbindung mit dem ehemaligen kleinrussischen Horst bleibt und die zimmeri-

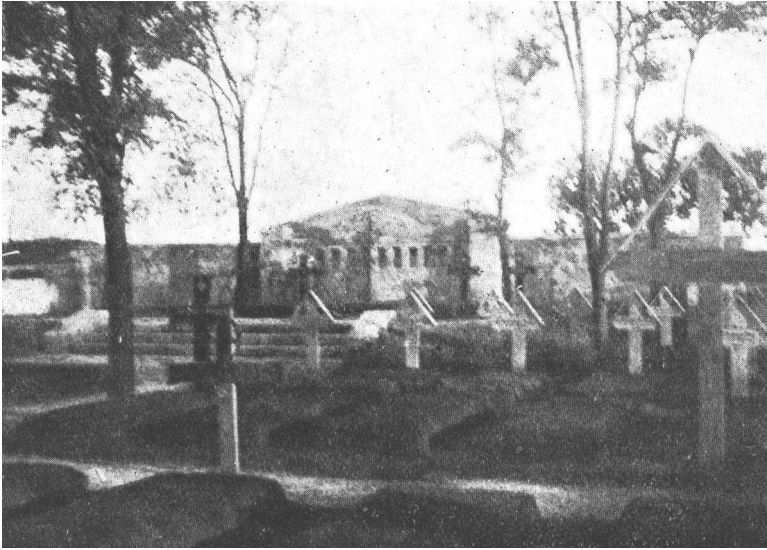
sche Insel bildet. Das nummulitenführende Meer reicht von Süden her bis in die Gegend von Varna und von Harzalic in der Süddobrudscha. Das Gebirge von Macin — und damals noch mit großer Verlängerung nach Norden und Osten — ragte in beträchtliche Höhe empor und es ergoß sich ein größerer Fluß nach Süden. Er führte aus dem nördlichen Gebirge große Mengen von Sand und Kies mit sich, darin waren namentlich auch die charakteristischen dunkeln Hornsteine, Kieselschiefer und hellen Quarzite reichlich vertreten, aber auch heller und rötlicher Tonschlamm, von den verwitterten granitischen Gesteinen jener Gegend herrührend. Diese sandigtonigen und konglomeratischen Fluß- und Deltaablagerungen sind in dem Dreieck zwischen Boascic, Cernavoda und dem Osten Medgidias zu beobachten (namentlich Saligny), Defcea, Medgidia-Süd). Es fehlt auch nicht an in verschiedenaltigen Jura- und Kreideschichten eingegrabenen Südsüdost gerichteten Rinnen, die mit diesen detritischen torrentiell geschichteten Ablagerungen ausgefüllt sind. In der Nähe derselben ist die alte Felsoberfläche häufig mit eisenhaltiger Quarzlösung stark imprägniert, ist dadurch stahlhart geworden und zeigt altkorrodierte Oberflächenformen. Als typisches Verwitterungsprodukt ist mancherorts sogenannter *Terra rossa* (zäher roter Verwitterungslehm) vorhanden.



*Altes Museum im Stadtgarten von Konstanz*

Die zimmerische Insel erhält sich auch während der Oligozänzeit.

Zu Beginn der Miozänzeit, als das Mittelmeer die größte Ausdehnung besaß, erreichte das Meer die zentrale Dobrudscha (Seimeni und Cochirleni) von Westen her, es war flaches Wasser mit vielen Austern. Die Norddobrudscha blieb Festland. Während des Miozän werden die Alpen, die Karpathen und der Balkan aufgefaltet und in Zusammenhang damit vertiefen sich die vorhandenen Senken, so die der Walachei, jejenige nördlich des zimmerischen Landes (Podolien, Dniepr- und Donezgebiet), aber auch die Moldau als Abbröckelung des nördlichen Teils des zimmerischen Landes.

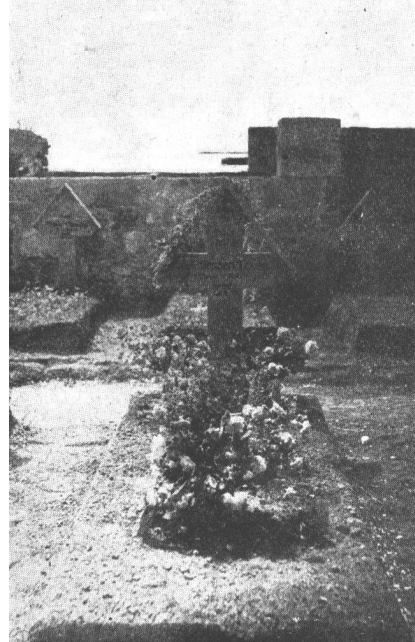


*Kriegerfriedhof bei Konstanz*

Das Hauptbecken des Schwarzen Meeres bestand noch nicht. Bildung von Spalten und Verwerfungen in der Dobrudscha und an deren West- und Nordrande ging Hand in Hand damit, also auch starke Erosion und Abtragung nach den umliegenden Senken hin. Man sieht das namentlich auch an den dicken Ablagerungen in der Walachei zunächst der Donau. Der nordwärts und dann ostwärts gerichtete untere Donaulauf geht auf diesen Spalten. Die an der Oberfläche gelegenen Schichten wurden also wieder weitgehend abgetragen und zerstört, so die eben erwähnten untermiozänen Meeressedimente und die eoizänen Fluß- und Meeresablagerungen. Der Zusammenhang der Decke von Jura- und Kreidesteinen wurde auch weiter zernagt. Eine größere Anzahl von nordwestsüdostrlaufenden Verwerfungen der mittleren Dobrudscha (z.B. die Linie des Cassimceabaches mit dem Tasaulsee) und der Kreidescholle von Babadag

stammen wohl auch aus dieser Zeit. Auch die Störungslinie Picineaga—Cainena hat sich wohl damals noch mehr ineinander geschoben (Einklemmung der Jurascholle von Carjelari).

Als zur Obermiozänzeit das Meer nachmals die ganze südliche und zentrale Dobrudscha überflutete, war es nicht mehr das Mittelmeer, weil seit der Alpenfaltung Gebirge und Hochländer sich dazwischen bauten (das ägäische, Marmara- und pontische Becken bestanden noch nicht), sondern ein von diesem abgeschnürtes flaches Becken, das sarmatische Binnenmeer. Dieses erstreckte sich über Podolien, Bessarbien, Moldau, Walachei, Süddobrudscha, Krim bis Nordkaukasien. Nach Osten dehnten sich die sarmatischen Ablagerungen (Varna—Konstanza) ohne Zweifel noch weithin aus. Die transgredierende Natur der sarmatischen Ablagerungen zeigt sich in der Dobrudscha auch darin, daß sie



*Heldengrab bei Konstanza*

an der Auslagerungsfläche stets Konglomerate und Sande führen, wenn auch oft nur in ganz geringer Dicke. Die sarmatischen Ablagerungen, die in der Dobrudscha etwa 60 Meter Dicke besitzen, sind in der benachbarten walachischen Ebene (Tiefbohrung von Marculesti) auf 140 Meter angeschwollen. Man sieht also, daß auch unter der Wasserfläche die Dobrudscha als Horst eine höhere Lage, folglich dünnere Sedimente, hatte.

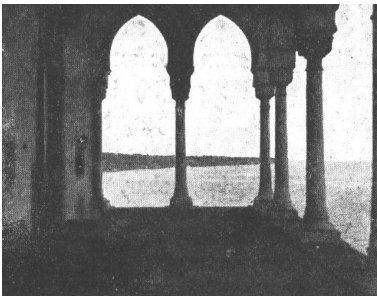
Mit Beginn der Pliozänzeit taucht die Dobrudscha endgültig aus dem Wasser auf. Das ehemalige sarmatische Binnenmeer wird brackisch und nimmt an Umfang ab. Nach und nach löst es sich in halbsüße Seen aus. Zu mittelploziäner Zeit werden die Karpathen, der Balkan und der Kaukasus nochmals kräftig nachgefaltet. Die Bewegung in der Erdrinde macht sich auch auf der Dobrudschainsel spürbar, indem die sarmatischen Schichten in ganz leichte, etwa nordsüdliche wellenförmige Falten gelegt werden. Zugleich setzt kräftige Erosion ein. Brackwasserablagerungen der dazischen (mittelploziänen) Zeit mit Kongerien erreichen aus dem walachischen Becken noch einmal vorübergehend den Rand der südlichen Dobrudscha. Die Gebirge stehen nun in ihren heutigen Linien

da und die Dobrudscha hängt schon als Festland mit dem bulgarischen Hügelland und mit dem Balkan zusammen, wird aber im Westen von inzwischen völlig süßgewordenen (levantinischen jungpliozänen) Seen begrenzt, die nach und nach auch schwinden. Als Reste des sarmatischen Binnenmeeres und der brackischen dazischen und pontischen Seen sind die heutige Bucht von Odessa mit den Küstenlimanen (einschließlich Donaudelta bis Isaccea), das Asowsche Meer und die Nordhälfte des Kaspischen Meeres zu betrachten.

Erst an der Wende von Pliozän und Diluvium brachen die tiefen Becken des Schwarzen Meeres, des Marmara Meeres, des Ägäischen Meeres mit ihren Verbindungskanälen, sowie die tiefe Südhälfte des Kaspischen Meeres ein. Es senkt sich die sarmatische Platte der Dobrudscha gegen die neu entstandene Küste des Schwarzen Meeres. Damit ist die heutige Oberflächengestaltung erreicht. Die Donau fließt schon in ihrem jetzigen Bett. Kräftige Erosion bringt die Täler der Dobrudscha zu ihrer jetzigen Tiefe und die Donau wälzt gewaltige Massen von Schutt und Schlamm in die durch die Punkte Isaccea, Kilia und Dunavatu bezeichnete damalige Bucht des Schwarzen Meeres, sie langsam ausfüllend.

In der Diluvialzeit brachten die Winde von den westlichen Gebirgen und der walachischen Ebene gewaltige Staubmassen in die von Steppe bedeckte Dobrudscha, die sich niedersetzten und mit einem dicken Lößmantel alles verhüllten. Die Erosion arbeitete dauernd die schon vorhandenen Täler wieder frei, so das ganz allmählich das heutige Bild entstand.

\* \* \*



Diese kurzen und zumeist nur andeutungsweisen Ausführungen mögen gezeigt haben, daß die Entstehungsgeschichte der Dobrudscha weit zurückgreifend und sehr mannigfaltig ist. Etwas von all dem Vergangenen ist an ihr haften geblieben, von den Faltungen, den Eruptionen und den Meeren der Vorzeit. Als Wahrzeichen und

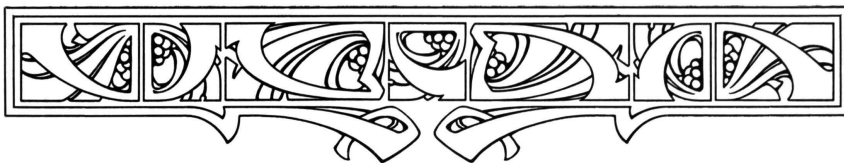
Überrest dieser abwechslungsreichen Geschichte ragt die Dobrudscha heute noch über ihre Umgebung empor. Und nun wogt eine neue und eiligere Geschichte, die wechsel- und wirrnisreiche Menschheitsgeschichte über sie hinweg, unbekümmert um die früheren Geschehnisse, aber unbewußt durch sie an gewisse Bahnen geknüpft. Nur wenige schauen so weit zurück, aber wer es tut, wird reich belohnt.



*Ostrov; nach einem Aquarell von Richard Canisius*

---





## Die Säugetiere und Vögel der Dobrudscha.

*Von Robert Ritter von Dombrowski.*

Dobrudscha! Dieses Wort war mir von Jugend auf gleichbedeutend Eldorado und als ich mein fünfundzwanzigstes Jahr hatte, lag die Dobrudscha eines Tages vor mir, die meinen Jugendtraum gebildet — die Gegend sah aber ganz anders aus, als ich sie mir ausgemalt hatte.

Bevor ich meinen Lesern die Tierwelt der Dobrudscha vorführe, ist es notwendig, über die geographischen und klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes kurz zu sprechen.

Die erst seit dem Jahre 1878 zu Rumänien gehörige Provinz ist politisch in zwei Präfekturen eingeteilt. Nahezu den Grenzen dieser Einteilung entsprechend, weist die Dobrudscha zwei ganz verschiedene Bodengestaltungen auf.

In dem im Süden des Landes gelegenen Bezirk Konstanza ist der Steppencharakter vorherrschend. Einförmig breitet sich das regenarme Land aus, im Frühjahr eine gute Weide, zum Teil auch recht gutes Ackerland. Die Oberfläche gliedert sich in viele Hügelketten, die durch die tiefen Einschnitte der außer im Frühjahr wasserleeren Regenschluchten entstanden sind. Die breitgewölbten, bis zu 200 Meter ansteigenden Hügel schmückt nur selten ein verkrüppelter Baum oder Strauch. Die Bevölkerung ist in dieser wasserarmen Gegend sehr dünn. Nur die südwestliche Ecke des Bezirkes weist größere Wälder auf, die denen von Babadag im Bezirk Tulcea gleichen, nur nicht eine so große Ausdehnung besitzen. Pittoreske Kalksteinfelsen durchziehen sie, oft senkrecht in die Täler abfallend. An der Donau liegen einige größere und kleinere Seen; die größten sind der Garlita- und der Oltinasee.

Sehr verschieden davon sind die Verhältnisse in dem nördlich gelegenen Bezirk Tulcea. Mannigfaltig ist hier die Oberfläche gegliedert, Höhenzüge der verschiedensten Bildung durchziehen das Land, meist in nordwest-südöstlicher Richtung.

Die höchste Erhebung liegt im Maciner Gneisgebirge, wo der Tutuiat 450 Meter hoch ist; eine verhältnismäßig bedeutende Erhebung, wenn man bedenkt, daß hier das Donautal nur 10-20 Meter über dem Meeresspiegel liegt. An diesen Gneisstock schließen sich andere Bergketten aus Grünstein-Melaphyr oder altem Tonschiefer bestehend an,

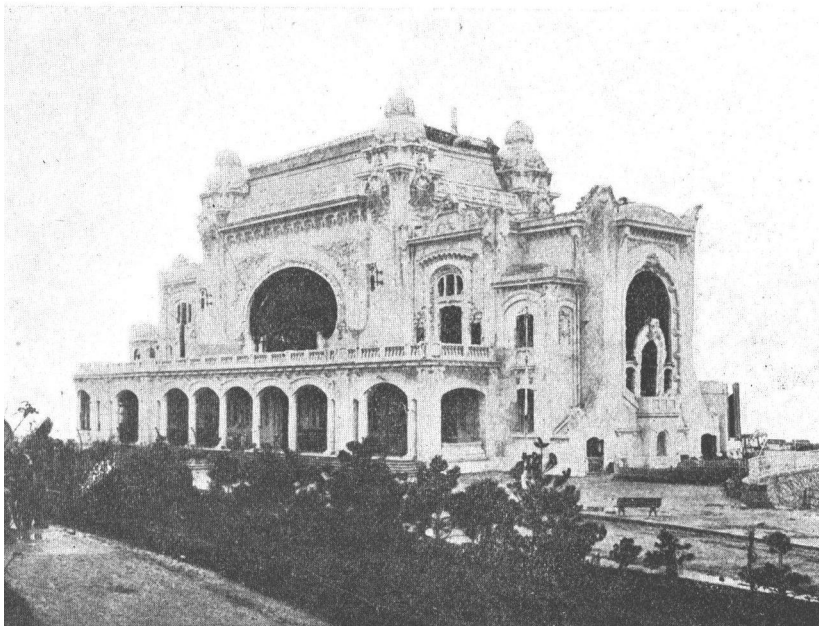


*Fliegeraufnahme von Konstanz*

mit Erhebungen von 2-400 Meter gegen Südosten allmählich verlaufend. Ein langgestreckter Bergrücken, aus Kalk und Sandstein zusammengesetzt, erstreckt sich im Nordosten mit einer Höhe von 240 Meter, der Be-stepe. Der nördliche Teil der Dobrudscha ist also, wie wir sehen, ein Bergland mit verhältnismäßig viel Wald. So haben die Wälder bei Babadag eine ungefähre Ausdehnung von 1800 Quadratkilometer. Der Wald besteht vorherrschend aus Eichen, Linden, Eschen, Weißbuchen, wilden Birn-, Äpfel- und Kirschbäumen. Der nahezu undurchdringliche Unterwuchs wird vorzüglich von Hasel-, Weißdorn- und Hartriegelsträuchern gebildet. In den Tälern, welche meist von kleinen Bächen durchflossen werden,



*Mole des Hafens von Konstanz*



*Spielkasino von Konstanz*

finden wir Erlen-, Weiden- und Pappelarten. Der Boden ist im allgemeinen recht gut; aus ihm wird Acker- und Weinbau betrieben.



*Mittelbau der Präfektur in Konstanz*

Fast dieselbe Ausdehnung wie das Bergland nehmen das Überschwemmungsgebiet der Donau und das Mündungsdelta ein, sowie auch die Meeresdünen, die durch größere und kleinere Salzseen unterbrochen werden, unter denen der Razelmsee der größte ist. Weithin breiten sich diese alljährlich von Hochwasser überschwemmten Sumpf- und Waldgebiete aus, welche letztere von Weiden- und Pappelarten gebildet werden. Nur an zwei Stellen geben die Sümpfe größerem Laubwald Raum, dem von Kara-Orman und dem von Lethe; diese enthalten auch harte Holzarten. Beide verlieren aber durch Flugsand der Meeresdünen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Bewohnt wird dieses riesige Sumpfgebiet nur sehr spärlich, an vielen Stellen ist es überhaupt ganz unzugänglich und bildet mit seinen Seen, Teichen, Lacken, von toten und strömenden Girlen, von Weideninseln, Sandbänken, Rohrfeldern und Wiesen ein Eldorado für alle Sumpf- und Wasservögel. Großes Interesse beanspruchen die im Delta an vielen Stellen vorkommenden schwimmenden Inseln.

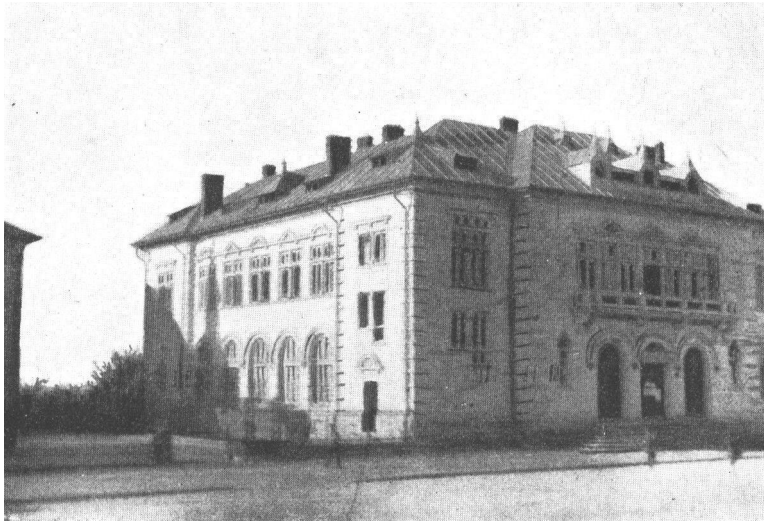
Wurzelstöcke, altes Rohr und alle möglichen anderen Pflanzenreste ballen und verfilzen sich untereinander und formen sich im Laufe der Jahre zu Inseln, welche mitunter einen Flächenraum von hundert und mehr Quadratmetern erreichen. Wehe dem Kahn, welcher bei Sturm in dieses Gewirr von Inseln und Inselchen gerät, er ist bestimmt verloren.

Die Lagunen, die an der Ostküste dem Festland vorgelagert sind, verdanken ihre Entstehung der Dünenbildung des Meeres. Früher hat das Meer bis an die Hügelketten gereicht und ist durch die tief eingeschnittenen Täler bis tief in das Land eingedrungen, wie an manchen noch nicht genügend versandeten Stellen noch heute zu sehen ist. Als Beispiel will ich nur den See von Babadag anführen, wo man 30 Kilometer landeinwärts noch Salzwasser vorfindet.

Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt, jedoch ziemlich trocken, besonders im Herbst, wo oft Monate vergehen, ohne daß ein Tropfen Regen fällt.

Bedingt durch die Bodengestaltung sind die Winde besonders im Herbst und Winter sehr heftig, meist aus nordöstlicher Richtung.

Von Interesse sind auch die öfters auftretenden Wirbelwinde, welche zu merkwürdigen Erscheinungen Anlaß geben, insofern sie sich durch Erfassen leichter Gegenstände wie Staub, Stroh usw., welche sie hoch in die Luft führen, als fortschreitende mannigfaltige Gestalten darstellen.

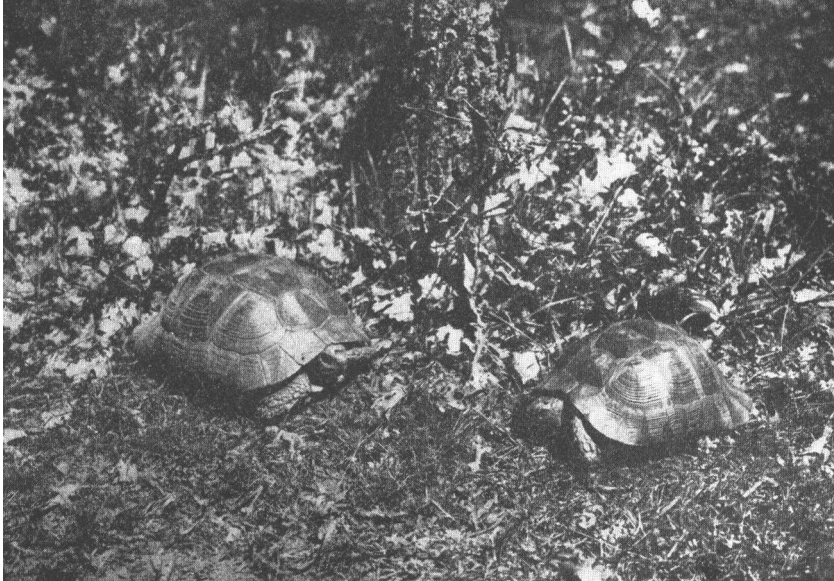


*Linker Flügel der Präfektur in Konstanz  
zurzeit Sitz der Deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha.*

Die Fauna der Dobrudscha ist an Tierarten reicher als alle anderen Teile Rumäniens. Diese Tatsache findet ihre Erklärung in der großen Mannigfaltigkeit des Bodens und seines Klima.

Ein weiterer Umstand, der zum Reichtums der Fauna der Dobrudscha das seinige beiträgt, ist auch, daß die Dobrudscha auf einer Hauptzuglinie der Zugvögel liegt und im Herbst, Winter und Frühjahr eine Menge von östlichen und nordischen Gästen beherbergt.

Der ursprüngliche Charakter der Fauna hat freilich unter der Ausbreitung des Menschen einigermaßen gelitten. Aber nur der Rothirsch, der früher in den Wäldern der Dobrudscha vorkam, ist von den Menschen ausgerottet worden.



*Schildkröten im Walde*

An Säugetieren finden wir in den Bergwäldern zwischen Macin und Babadag das Reh und im Donaudelta zahlreich das Wildschwein. Der Hase ist, wenn auch nicht häufig, so doch überall zu finden. Sehr zahlreich ist aber das Raubwild vertreten, wie Wolf, Fuchs, Dachs, Wildkatze, Hufeisenmarder (unserem Steinmarder ähnlich), den Nerz, die Fischotter, den Tiger- und Steppeniltis, das Hermelin, das Wiesel sowie eine große Menge kleinerer Säugetiere, wie der Blindmoll, der Kurzschwanzhamster, der Igel, der Maulwurf, das Eichhörnchen usw.

Trotzdem der Vogelreichtum der Dobrudscha noch immer sehr groß ist, so reicht er doch nicht annähernd mehr an die früheren Mengen heran. Vollständig ausgestorben ist das Birkenhuhn, sehr in ihrer Zahl zurückgegangen, besonders was die Brutvögel anlangt, sind die Geier, Pelikane und der Edelreiher. Hätte man in den letzten Jahren nicht soviel

für ihren Schutz getan, wären auch diese schon verschwunden. Wie häufig früher z. B. der Kuttengeier war, ist aus den Angaben der Gebrüder Sintenis ersichtlich, die in den Brutperioden 1873, 1874 und 1875 nur aus den Waldgebirgen bei Babadag, die eine Ausdehnung von ungefähr  $7\frac{1}{2}$  Quadratmeilen haben, 377 Eier erhielten. Bemerkt muß hier werden, daß der Kuttengeier in der Regel nur ein, sehr selten zwei Eier legt. Heute brüten in der ganzen Dobrudscha nur mehr sehr wenige Paare.

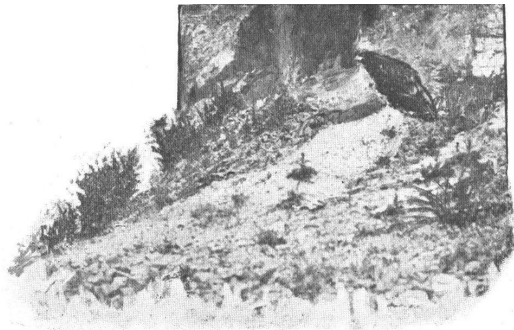
Was die beiden Arten Pelikane (gemeiner Pelikan und Krauskopf-Pelikan) aulangt, so sind sie als Brutvögel noch im Donaudelta zu finden, an der oberen Donau sind sie vollständig ausgerottet.

Früher hat sich die Brutzone des gemeinen Pelikans bis Cernavoda erstreckt, die des krausköpfigen Pelikans sogar bis in die Höhe von Rustschuk. Berühmte, leider jetzt historische Brutkolonien waren jene am Dranovsee im Delta und eine im Gradinasee bei Harsova. Die erstere haben die Gebrüder Sintenis im Jahre 1874 besucht, wobei sie einen solchen Eierreichtum vorfanden, daß sie in der „Natur“, 28. Jahrgang, Seite 119, schrieben „Eier hätten wir an Tausende nehmen können, doch begnügten wir uns mit 200 Stück“.

Auch der Edelreiher und der Seidenreiher waren vor wenigen Jahren schon fast vollständig ausgerottet und wären nicht Dr. Gr. Anpipa, Dr. G. Jonescu und N. Jianu so tatkräftig für den Schutz dieser herrlichen Vögel eingetreten, so würden wir sie heute bestimmt schon aus der Liste der Brutvögel streichen müssen.

Die Gesamtzahl der in der Dobrudscha vorkommenden Vogelarten beträgt annähernd 400.

Besonders groß ist die Zahl der Raub-, Wasser- und Sumpfvögel. Sehr häufig brütet noch der Kaiseradler und der Seeadler. Von ihnen stehen in der Dobrudscha und in dem angrenzenden Donauebiet noch weit über 100



Horste. Außer diesen beiden Adlerarten kommen noch weitere zehn Arten mehr oder weniger häufig vor.

Die Großtrappe, der größte in Europa vorkommende Vogel, mit einem Gewicht bis zu 18 Kilogramm, kommt noch sehr häufig vor.

Sehr verhängnisvoll wird den Trappen das Glatteis, denn die naßgewordenen Federn frieren ihnen so zusammen, daß sie nicht mehr auffliegen können und in diesem Zustande wird eine große Menge von den Bauern mit Stöcken erschlagen.

Auch der Uhu kommt noch sehr häufig vor.

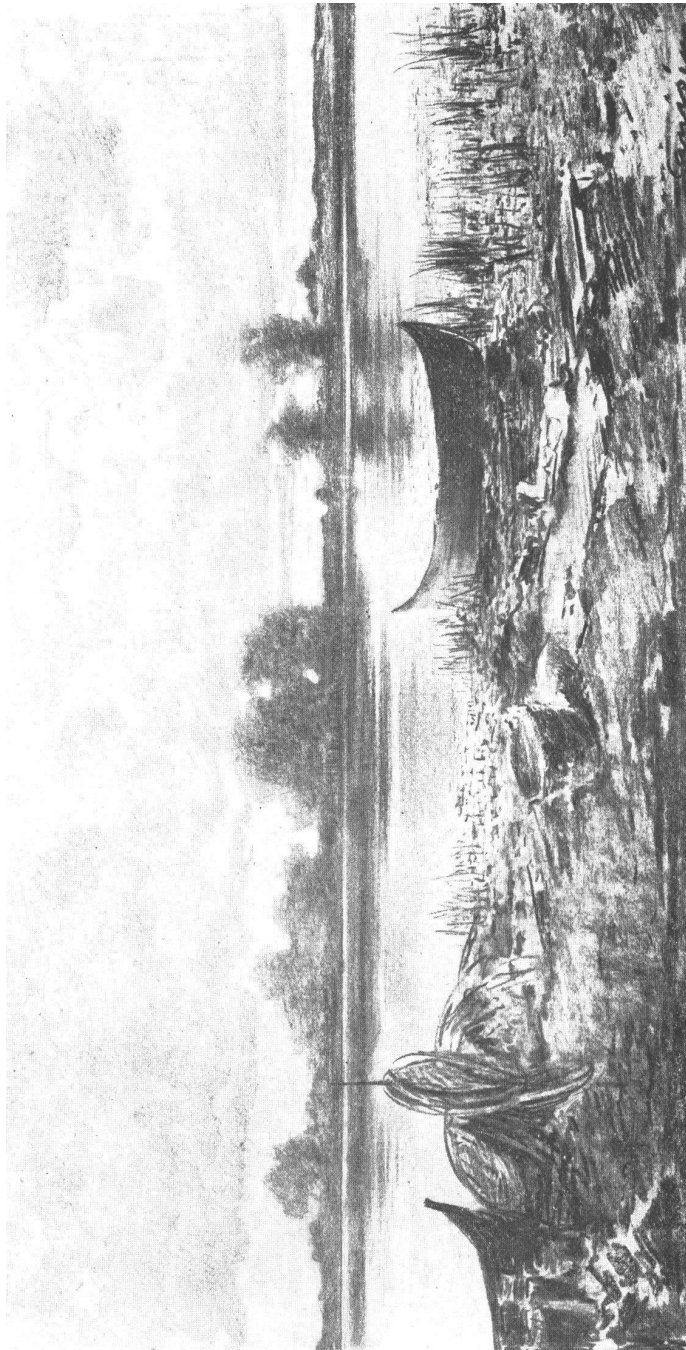


*Villa Ghita in Konstanz*

Wenn Ende Februar die Witterung gelinder wird und es wie ein Frühlingsahnen durch Wald und Flur geht, ertönt schon in den späten Nachmittagsstunden das grausige Liebeslied des Königs der Nacht, des wehrhaften Uhu. Besonders aber in mondhellen Nächten erreicht es seinen Höhepunkt und bald hört man die einzelnen Weibchen den Männchen antworten, zuerst weit, dann immer näher. Der Uhu lebt mit dem erwählten Weibchen sein ganzes Leben lang und auch außer der Brutzeit halten sie treulich zusammen und bewohnen eine Lehm- oder Felswand oder Donauinsel gemeinschaftlich. Zwischen jungen Männchen, welche übrigens erst im dritten Lebensjahre fortpflanzungsfähig werden, setzt es oft blutige Kämpfe ab.

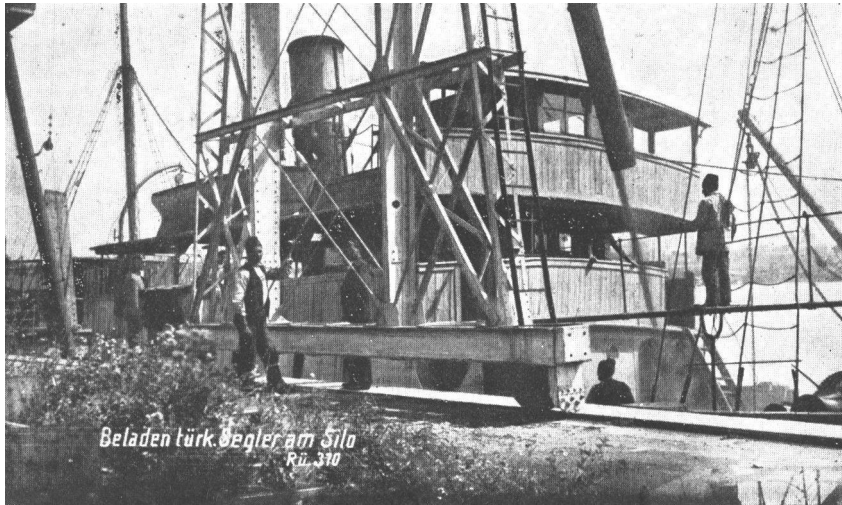
Zum Brautbett wird ein alleinstehender Banmstrunk, Felsenvorsprung, seltener der Horstrand benutzt. Merkwürdig ist es, wie solche Plätze durch Jahre hindurch immer wieder zum Begattungsakt dienen, der in der





*In der Balta; Zeichnung von Richard Canisius*

---



*Beladen eines türkischen Schiffes im Hafen von Konstanz*

Regel mehrereremals nach kurzen Pausen vor sich geht; eingeleitet wird er durch Zärtlichkeitsbezeugungen aller Art, wie schnäbeln, Bisse in der Scheitelgegend und ein ewiges Verbeugen, unterbrochen von lauten „Uu“-Rufen, denen dann ein rasch ausgestoßenes „U—h—u“ folgt. Das Weibchen ziert sich noch ein Weilchen, befliegt aber endlich den Baumstrunk, worauf das Männchen eigentümliche kickernde Laute ausstößt und dem Weibchen folgt.

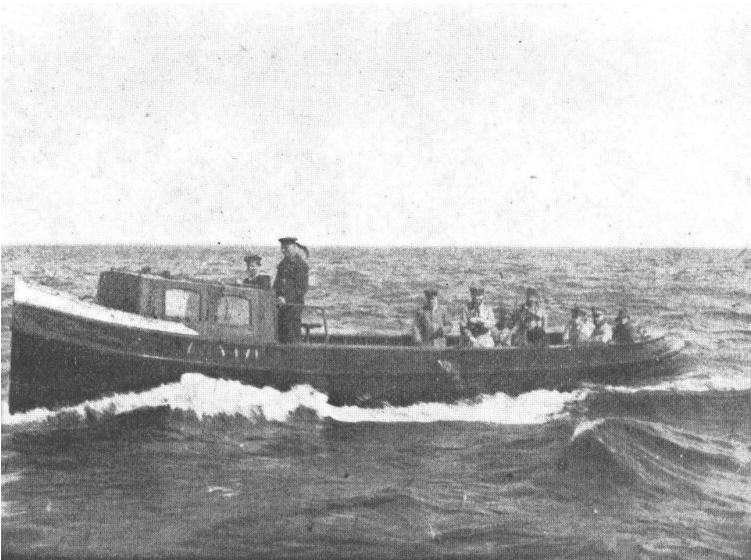
Seine Kinderstube richtet der Uhu an sehr verschiedenen Orten ein, bald ist es eine geräumige Höhle in einer Fels- oder Lehmwand, bald ein verlassener Horst eines größeren Raubvogels oder eine hohle Weide, aber in diesem Falle ist immer die Höhlung auf zwei Seiten offen. Im Donaudelta fand ich aber auch Horste in wirrem altem Rohr, die die umfangreichsten waren, welche ich je sah.

Der interessanteste aller Uhuhorste, den ich gesehen habe, war aber ein Saatkrähennest, das, ohne weiter vergrößert zu werden, zwei Uhueier enthielt, auf denen das Weibchen fest brütete und das sich selbst durch lautes Schreien und Beklopfen des Baumes nicht zum Abstreichen bewegen ließ. Der Horst stand auf einer jungen Eiche, kaum 5 Meter vom Boden entfernt, inmitten einer großen Saatkrähenkolonie. Die nächsten besetzten Saatkrähennester waren nur wenige Schritte von dem vom Uhu besetzten entfernt.

Ein interessanter Falke und zwar der Würg- oder Jagdfalke kommt in der Dobrudscha noch sehr häufig vor. Er wurde früher von den reichen Türken zur Jagd abgerichtet. Er ist im großen ganzen ein Waldvogel und begibt sich zur Jagd auf die angrenzenden Sümpfe und Felder. Er zieht die Ebene dem Hügellande vor, ebenso den Laubwald dem Nadelwald. Da er hier in Rumänien fast gar nicht verfolgt wird, ist er auch nicht scheu, ja ich möchte ihn direkt zutraulich nennen. Meist gelingt es ihn zu beschleichen, sogar in freiem Gelände. Wird er in einer Gegend viel beschossen, verändert er natürlich sein Verhalten.

Sein Flug ist ganz außerordentlich rasch, mit schnellen Flügelschlägen, doch schießt er auch oft ohne Flügelschlag durch die Luft dahin. Streicht er vom Baum oder Horst ab, steigt er zuerst mit einigen schnellen Flügelschlägen und fächerförmig gespreiztem Schwanz steil in die Höhe und dann wie ein Pfeil davon. Er ist daher im Abstreichen sehr schwer zu schießen.

Der Jagd liegt er in den ersten Vormittagstunden, sowie nachmittags, gewöhnlich zwischen 4 und 6 Uhr ob. Zeitlich früh sitzt er meist auf einem dünnen Ast, besorgt seine Morgentoilette und sonnt sein Gefieder. In den Mittagsstunden sieht man ihn in der Regel sehr hoch kreisen, oft pflegt er aber auch der Ruhe. Hat er am Nachmittag seinen Beutezug vollendet, so streicht er gegen Sonnenuntergang seinem Schlafbaum, meistens einer mächtigen Silberpappel, zu. In der Brutzeit und



*Meerfahrt*

oft auch noch später wird auch der Horstbaum als Schlafstätte benutzt. Er sitzt nach Falkenart sehr aufrecht, den Hals eingezogen, so daß der stark abgerundete Kopf unmittelbar auf den Schultern sitzt.

Außer der Brutzeit hört man seine Stimme selten, desto häufiger aber in ihr; sie tönt als ein langgezogenes Kiak-Kiak oder im Affekte als oft und rasch wiederholtes Kikikiki. Bei einiger Übung gelingt es, seine Stimme nachzuahmen. Ich habe auf diese Weise in der Brutzeit so manchen Würgfalken erlegt.

Der Würgfalk ist ein sehr häufiger Brutvogel. Er bedient sich mit Vorliebe der Kuttengeier-, See- und Kaiseradlerhorste und vertreibt durch immerwährendes Necken diese Raubvögel selbst aus dem besetzten Horste. Ich lasse im Frühjahr stets die Würgfalkenpaare soviel als möglich abschießen, denn sie würden mir sonst die meisten Adler von den Horstplätzen vertreiben. In den seltensten Fällen baut der Würg-



König Karl-Moschee in Konstanz

falke selbst seinen Horst. Das Weibchen sitzt ungemein fest auf den Eiern und verläßt den Horst gewöhnlich erst, wenn der Steiger ihn fast erreicht hat. Sind die Eier etwas bebrütet, so kehrt er in der Regel sehr rasch zurück, so daß es einem besonders schlechten Schützen einmal möglich war, das abstreichende Weibchen an einem Vormittag siebenmal zu fehlen.

Die beiden Gatten hängen sehr aneinander und schnäbeln sich fast wie Tauben. Geradezu unglaublich ist es, wie rasch, wenn einer der Gatten geschossen wird, er durch einen anderen ersetzt wird. So schoß ich am 25. April 1903 mit dem ersten Schuß das zustreichende Männchen, mit dem zweiten Schuß das abstreichende Weibchen schwerkrank. Ich war einige Tage anderweitig beschäftigt und konnte den Horst erst am 28. April wieder besuchen; während der zwei Stunden, welche ich



*Badeleben bei Konstanz*

am Horste zubrachte, kam der Würgfalke, den ich für das vor drei Tagen angeschossene Weibchen hielt, hakte daselbst am Horstbaum auf und ich erlegte ihn, — wie groß war aber mein Erstaunen, als sich das vermeintliche Weibchen als Männchen entpuppte. Ich ließ nun durch meinen Jäger den Horst ersteigen und fand in ihm das schon vor mindestens zwei Tagen eingegangene angeschossene Weibchen. Ihm fehlten fast sämtliche Federn am Kopf, was deutlich darauf schließen läßt, daß das neue Männchen sich Mühe gab, das Weibchen zu ermuntern. Am Horst-rande lag eine wahrscheinlich am Tag zuvor gerissene noch ganz unberührte Knäckente, die das Männchen wahrscheinlich dem Weibchen zuge-tragen hat.



## **Die Donau und das Schwarze Meer.**

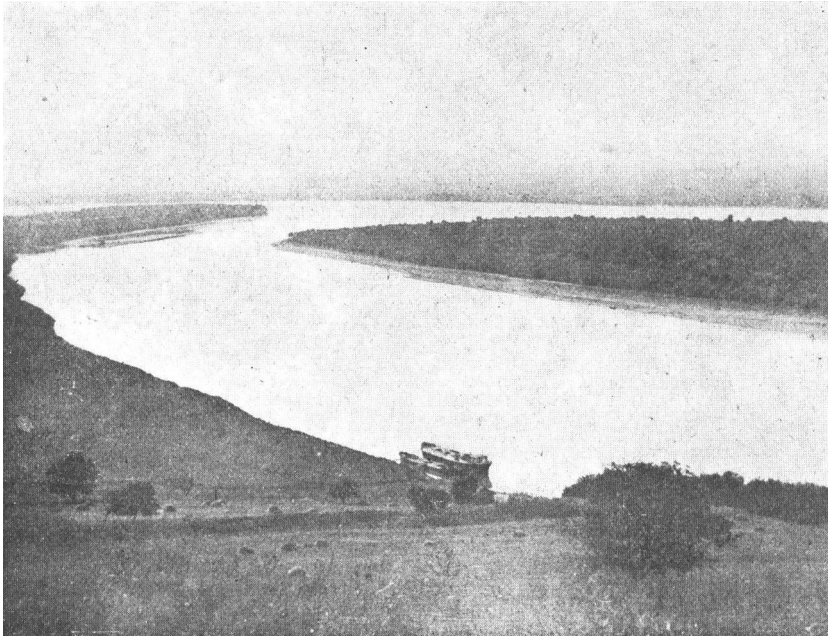
Von Dr. K. Marcus, Leutnant der Landwehr.

Gleich einer Halbinsel ragt die Dobrudscha, nur durch eine schmale Landbrücke mit Bulgarien verbunden, gegen Norden vor, im Westen und Norden umspült von den Fluten der Donau, im Osten umbrandet von den Wogen des Schwarzen Meeres. Von der gesamten Grenzlänge von 800 Kilometer verläuft nur ein Sechstel auf dem Lande, der Rest wird vom Wasser gebildet. Wenn man das Delta in die Dobrudscha einrechnet, beträgt die Länge der Donaugrenze von Silistria bis Stari Stambul, der südlichen Mündung des ein besonderes Delta bildenden Kiliaarmes, 420 Kilometer, von dort bis Mangalia die Länge der Küste 240 Kilometer.

Aus diesen Zahlen ist bereits ersichtlich, welche Rolle Donau und Meer für die Dobrudscha spielen und immer gespielt haben. Zur Zeit der Griechen lag der Schwerpunkt am Meer, wo die bedeutenden Kolonien Calatis (bei Mangalia), Tomis (bei Konstanza) und Istriopolis (bei Caranasuf) blühten. Er verschob sich nach der Eroberung Mösiens durch die Römer nach der Donau, die die Grenze gegen die Barbarenvölker Daziens bildete, und die gegen ihre räuberischen Einfälle durch zahlreiche starke Festungen gesichert wurde.

Auch heute liegt der Schwerpunkt des wirtschaftlichen Lebens der Dobrudscha an Strom und Meer. Hier liegen die Stadtsiedelungen im Kranze um die Dobrudscha herum: Cernavoda, Harsova, Macin, Jsaceea, Tulcea, sowie Sulina, Konstanza und Mangalia, einige von mehr lokaler Bedeutung für ein begrenztes Hinterland, andere, wie namentlich Sulina und Konstanza, von hervorragender Wichtigkeit für den Handel und Verkehr ganz Rumäniens.

Die Donau, die hier längs der Grenze der Dobrudscha ihr Wasser langsam und mühsam dem Meere zutreibt, ist sicherlich derjenige Strom Europas, der die meisten Staaten und Völker an seinen Ufern wohnen sieht: Deutsche verschiedener Stämme, Ungarn, Slowenen, Kroaten, Serben, Bulgaren, Rumänen, Russen, sie alle verbindet der Strom zu einer großen Interessengemeinschaft.



*Die Donau bei Oltina*

Ebenso wechselvoll ist die Landschaft, die die Donau durchströmt. Der Schwarzwald, das schwäbische Donautal, die alte Reichsstadt Ulm, die Walhalla von Regensburg, die schönen Hügel der österreichischen Landschaft, die alte Kaiserstadt Wien mit ihren Türmen und Domen, Budapest mit ihrer Hofburg und dem Parlament, die weite ungarische Ebene, Belgrad, die heißumstrittene Hauptstadt des Feindes, in der das Feuer geschürt wurde, das den Weltkrieg zum Ausbruch bringen sollte: alle diese verschiedenen Landschaften und historisch berühmten Stätten spiegeln sich in dem Wasser der Donau.

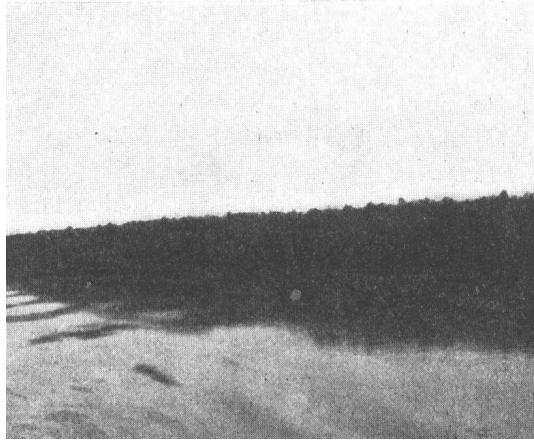
Nach dem imposanten Durchbruch des Stromes durch den Karpathen—Balkanbogen im Kasanpaß mag dem verwöhnten Auge die bulgarisch rumänische Donaulandschaft langweilig und eintönig erscheinen. Erst hinter Giurgeni eröffnen sich beim Befahren der östlichen alten Donau wieder schöne Ausblicke auf die Berge der Norddobrudscha und



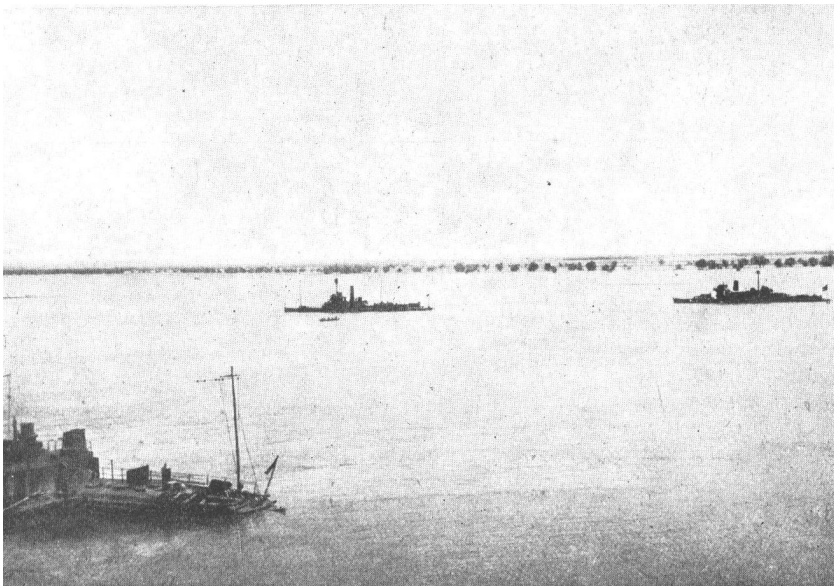
bieten einen ähnlichen Anblick, wie man ihn auf der einheitlichen Donau unterhalb von Galatz genießt, wo sie längs der Nordseite der Dobrudscha entlang fließt, und wo der Bestepe als letzte starke Erhebung den äußersten Ausläufer gegen das Delta und eine bereits vom Meere her sichtbare Landmarke bildet.

Fehlt der rumänischen Donau so das landschaftlich Imposante und das geschichtlich Interessante, was viele Strecken ihres oberen Laufes auszeichnet, bieten sich doch demjenigen, der einen Genuß an den intimeren

Reizen der Natur findet, eine unerschöpfliche Fülle des Schönen und Schauenswerten. Die Donaualten mit ihren blauen Seen, den von mächtigen, knorrigen Weiden eingefassten Kanälen



*Donauinsel*



*Donauüberschwemmung im Frühjahr*

und den unermeßlichen Wäldern von Schilf und Röhricht bilden ein noch völlig unberührtes Stück Natur, in dem man kaum hie und da einen Fischer seiner Arbeit nachgehend findet. Und jedes Jahr werden die Spuren menschlicher Anwesenheit durch die große Frühjahrsüberschwemmung ausgetilgt, so daß in jedem Sommer aufs neue die Natur uns in frischer Unberührtheit entgegentritt.

Gerade die zur Dobrudscha gehörigen Teile des Donaulaufes, insbesondere das Delta, zeigen diese Urwüchsigkeit in besonderem Maße. Sie bilden ein Dorado für den Jäger, für den Naturkundigen und letzten Endes für jeden, der in unmittelbarem Aufgehen in der Natur Genuß und Genüge findet.



### *Harsova*

Nächst der Wolga mit einer Länge von 3190 Kilometern und einer entwässerten Fläche von 1 458 922 Quadratkilometern ist die Donau mit 2860 Kilometern Länge und 817 000 Quadratkilometern Einzugsgebiet der bedeutendste Fluß Europas. Was die Donau jedoch gegenüber der Wolga auszeichnet, ist die zu Zeiten auftretende außerordentliche Wasserfülle. In der Zeit der Schneeschmelze in den Alpen und Karpathen und der Frühjahrsregen in den Ebenen führen die Nebenflüsse der Donau solche Mengen Wasser zu, daß die Abflußmenge in dem besonders wasserreichen Jahre 1897 35 000 Kubikmeter in der Sekunde betrug gegenüber einem beobachteten Höchstbetrage von 24 000 Kubikmeter bei der Wolga, 14 000 Kubikmeter beim Nil, 1 0000 Kubikmeter beim Rhein und immerhin nur 42 000 Kubikmeter bei dem längsten Strom der Welt, dem Mississippi.



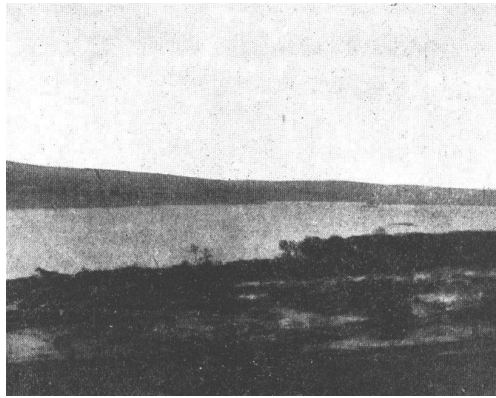
*Straße in Tutrakan; Zeichnung von Richard Canisius*

---

Diese zu gewissen Zeiten auftretende, ausnehmend große Wassermenge hängt zusammen mit den günstigen Niederschlagsbedingungen der das Douaubecken umgrenzenden Gebirge. Im Gegensatz hierzu durchströmt die Wolga flache Gegenden mit verhältnismäßig geringen Niederschlagsmengen.

Im Herbst ist die Wassermenge der Donau am geringsten und kann in trockenen Jahren bis auf 2 000 Kubikmeter in der Sekunde heruntergehen. Nach den Beobachtungen der durch den Pariser Kongreß 1856 eingesetzten Internationalen Europäischen Donaukommission, der die

Aufgabe des Ausbaues der unteren Donau bis Braila als Großschiffahrtsweg übertragen wurde, betrug die Abflußmenge im Laufe einer fünfundzwanzigjährigen Beobachtungsperiode von 1887—1911 7 230 Kubikmeter in der Sekunde. Die gesamte Wassermenge, die die Donau dem Schwarzen Meere im Verlaufe eines Jahres zuführt, beträgt durchschnittlich 228 Milliarden Kubikmeter, eine Menge, die genügen würde, um seinen Spiegel um 60 Zentimeter zu erhöhen.

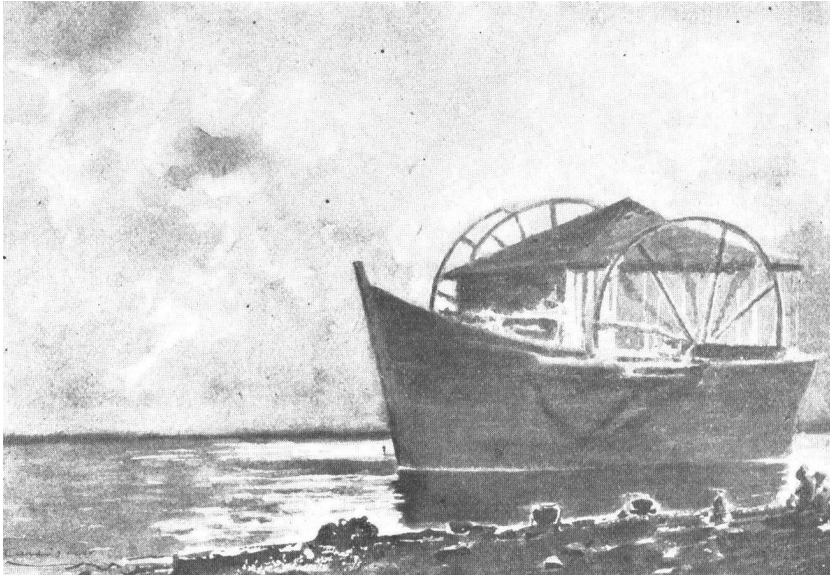


*Donau oberhalb Cernavoda*

Entsprechend den geringen Höhenunterschieden ist das Gefälle der Donau im rumänischen Gebiet äußerst gering. Nur auf der Strecke der Stromschnellen zwischen Verciorova und Turn-Severin beträgt der Niveauunterschied auf 20 Kilometer Entfernung 8 Meter. Demgegenüber ist das Gefälle auf der langen Strecke von Turn-Severin bis Sulina nur 34 Meter und zwar fällt es von 64 Millimeter auf einen Kilometer zwischen Turn-Severin und Calafat, auf 4 Millimeter auf einen Kilometer zwischen Galatz und Sulina. Entsprechend dem geringen Gefälle ist auch die Strömung sehr langsam, schwankt aber je nach dem Wasserstand. Bei Isaccea z. B. betrug sie 1897 bei höchstem Wasserstand 2 Meter in der Sekunde, bei niedrigstem dagegen nur 0,31 Millimeter in der Sekunde.

Von großer Bedeutung für die Fischerei und für die Erträge des überschwemmten Gebietes ist der Gehalt des Wassers an Schwebstoffen. Er ist am größten zur Zeit des Hochwassers, wo man schwerlich darauf kommt, daß dies trübe, braungelbe, dicke Wasser „die schöne blaue Do-

nau" darstellen soll. Nach Beobachtungen der Europäischen Donaukommission schwankt die Menge dieser Alluvionen zwischen 3,257 Kilogramm und 0,002 Kilogramm auf den Kubikmeter Wasser. Die durchschnittlich dem Meere zugeführte Menge an Sinkstoffen beträgt jährlich 75 Millionen Kubikmeter, eine Menge, die 100 000 Güterzüge füllen oder gleichmäßig über die Gesamtoberfläche Rumäniens verteilt, eine  $\frac{1}{2}$  Zentimeter hohe Schlammschicht bilden würde.



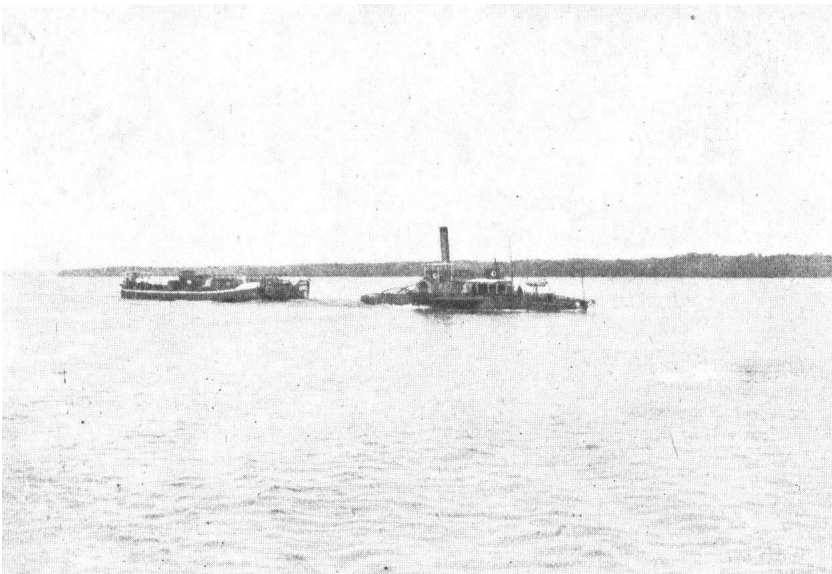
*Mühle auf der Donau (Nach einem Aquarell von R. Canisius.)*

Wie bei allen Wasserläufen schwankt der Wasserstand auch in der Donau fortgesetzt, jedoch kommen alle diese kleinen Schwankungen kaum in Betracht neben dem großen periodischen Frühjahrshochwasser, das für das ganze Becken der unteren Donau von größter Bedeutung ist. Nur im Winter kann bei Eisstauungen das Wasser allerdings auf relativ beschränktem Raum eine große Höhe erreichen. Im Herbst und Winter, wo im allgemeinen Niedrigwasser herrscht, fließt der Strom in seinem eigentlichen Bett dahin, das auf den Karten unserer Atlanten als schwarze Linie eingezeichnet ist. Im Frühjahr, wenn die Wassermasse sich um das 10—15fache vermehren kann, ist dieses Bett aber bei weitem nicht imstande, die ungeheure Wasserfülle zu fassen. Die Donau tritt dann über die Ufer und überschwemmt ein weites Gebiet.



*Rasova an der Donau.*

Das Phänomen des Hochwassers sowie die Natur des Überschwemmungsgebiets ist eingehend studiert worden von Professor Or. Antipa, dem Generalinspektor der Fischereien im rumänischen Domänenministerium und Direktor des Bukarester Naturhistorischen Museums<sup>1</sup>.

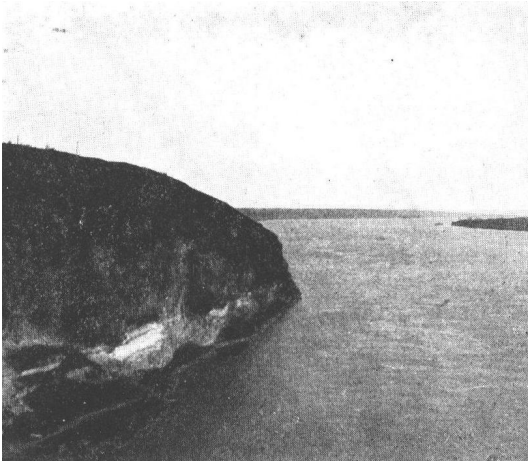


*Donauschlepp*

---

<sup>1</sup> Das Überschwemmungsgebiet der unteren Donau, Bukarest 1912.

Das Hochwasser hat seine Entstehung in den Zuflüssen der oberen Donau, namentlich Drau, Save und Theiß.



*Die Donau bei Cernavoda*

Die bulgarischen und rumänischen Nebenflüsse tragen nur verhältnismäßig wenig dazu bei. In dem weiter oben gelegenen Teil der rumänischen Donau ist der Höchstwasserstand höher als weiter unten; er steht z. B. bei Turn-Severin durchschnittlich 6.05 Meter über dem konventionellen Nullpunkt, bei Tulcea nur mehr 2.95 Meter, bei Sulina 0.49 Meter. Auch die Schwankungen im

Höchstwasserstände verzeihen beispielsweise die Höchstwasserstände von Turn-Severin und Tulcea für die beiden extremen Jahre 1894 und 1897:

	1894:	1897:	Unterschied:
Turn-Severin	4.05 Meter	8.66 Meter	4.61 Meter
Tulcea	1.75 Meter	4.77 Meter	3.02 Meter

Mit der Höhe des Hochwassers wächst für gewöhnlich auch seine Dauer. Das hat seine Ursache im wechselnden Zusammenwirken der Donau mit dem Überschwemmungsgebiet, das daher zunächst zu schildern ist.

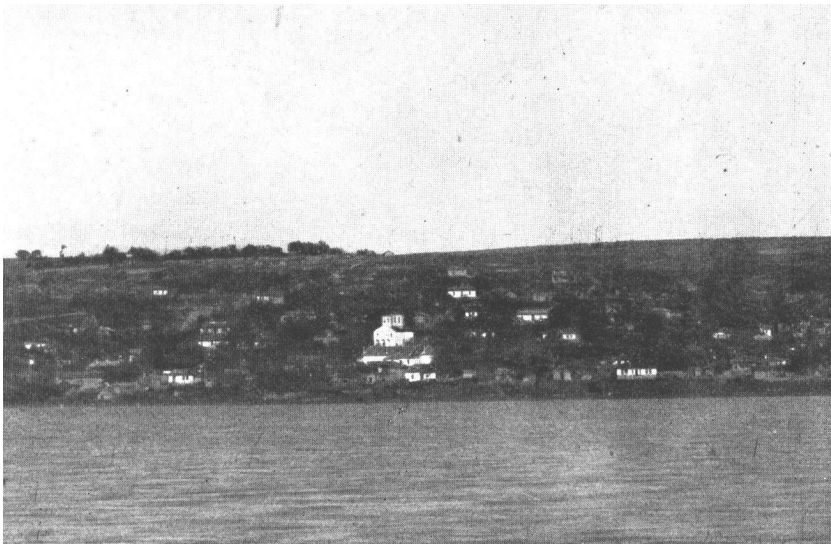
Das Überschwemmungsgebiet zieht sich kurz unterhalb Turn-Severin beginnend hauptsächlich auf dem linken Ufer der Donau in wechselnder Breite hin. Stellenweise eingengt durch Vorsprünge des hohen Ufers, an anderen Orten bis zu 20 Kilometer breit. Es hat eine Größe von 891 000 Hektar, wovon 42 7000 Hektar auf das Gebiet der Walachei, 46 4000 Hektar auf die Dobrudscha entfallen, wobei das Delta und die südlich davon gelegenen Seen eingerechnet sind. Im Gegensatz zu dem durchschnittlich 20 Meter tiefen steilwandigen Bett der Donau sind alle Wasseransammlungen der Balta oder Lunca, wie das Überschwemmungsgebiet in Rumänien genannt wird, außerordentlich flach und bei Niedrigwasser nirgends tiefer als höchstens 2 Meter in den größeren Seen. Mit diesen, die den Namen Balta, Iezer oder Ghiol tragen, und



kleineren Tümpeln, sogenannten Japschen, die meist im Sommer austrocknen, ist das Gebiet der Balta reich besetzt. Die Seen stehen mit der Donau durch natürliche Kanäle, sogenannte Garlas, in Verbindung und zwar versorgt meist je eine größere Zufluß- und Abflußgarla ein größeres Baltenstück. Längs des Stromes ziehen sich flache Erhebungen, gewissermaßen natürliche Deiche, entlang, die sogenannten Ufergrinds, die sich beim Eintritt des Wassers in das stillere Überschwemmungsgebiet aus den mitgeführten Sinkstoffen abgesetzt haben. Sie werden in ihrem Verlaufe durch die Einschnitte der Garlas unterbrochen.

Beginnt das Wasser zu steigen, fließt es zuerst durch die Garlas in das Überschwemmungsgebiet. Erst bei einer Höhe von 4—4½ Meter tritt es über die Ufer hinweg in dasselbe ein. Bei Hochwasser gleicht das ganze Gebiet einem weiten See, aus dem nur die Weiden mit ihren Kronen heraussehen.

Die Balta ist von außerordentlicher Bedeutung in klimatischer Hinsicht. Sie ist zu vergleichen mit einem Schwamm, der die Überfülle des Wassers aufnimmt und es langsam und allmählich wieder abgibt, auf diese Weise einen Ausgleich schaffend. Im Sommer wirkt die große Wasserfläche abkühlend, die Verdunstung bringt Wasserdämpfe in die Atmosphäre und verbreitet bei entsprechenden Winden Feuchtigkeit in den sonst ziemlich trockenen Gegenden der Walachei und der Dobrudscha. In Ungarn, wo die Verhältnisse von vornherein ähnlich lagen, hat man



*Dorf Cochirleni am gleichnamigen See*



### *Wäscherinnen am Meer*

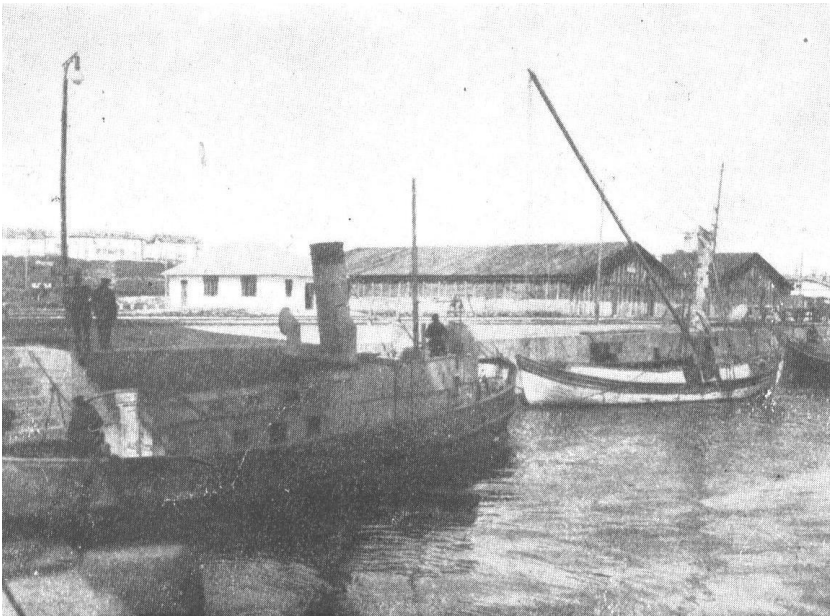
diese Bedeutung des Überschwemmungsgebietes nicht richtig erkannt. Durch enge Eindeichung der Donau und der Theiß hat man zwar das rasche Abfließen des Wassers ermöglicht, dadurch aber die Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens und der Atmosphäre sowie die Niederschlagsverhältnisse verschlechtert und das frühere Überschwemmungsgebiet zum Teil in unfruchtbare Sümpfe verwandelt. Abgesehen von diesen Nachteilen ist natürlich die Fischerei so gut wie völlig zugrunde gerichtet worden.

Ein eigenartiges Lebensmedium ist das Überschwemmungsgebiet für Pflanzen und Tiere. Während 3—5 Monaten steht es unter Wasser, in



### *Im Hafen von Mangalia*

der übrigen Zeit ist es Land. Die von den Überschwemmungen abgesetzten Sinkstoffe, die zum großen Teil organischer Natur sind, bringen eine ausgezeichnete Düngung des Bodens zuwege. Nach Ablauf des Wassers schießt die Vegetation in enormer Üppigkeit empor. Auch die Tierwelt ist überaus reich vertreten, sowohl die Land- als auch die Wassertiere. Es ist unmöglich, an dieser Stelle die merkwürdigen Anpassungen der Lebewesen an dieses amphibische Leben zu betrachten, wie Antipa sie in seiner „Biologie des Donaudeltas und des Inundationsgebietes der unteren Donau“ (Jena 1911) so anziehend geschildert hat. Nur den wirtschaftlich wichtigsten Tieren, den Fischen, seien ein paar Worte gewidmet.

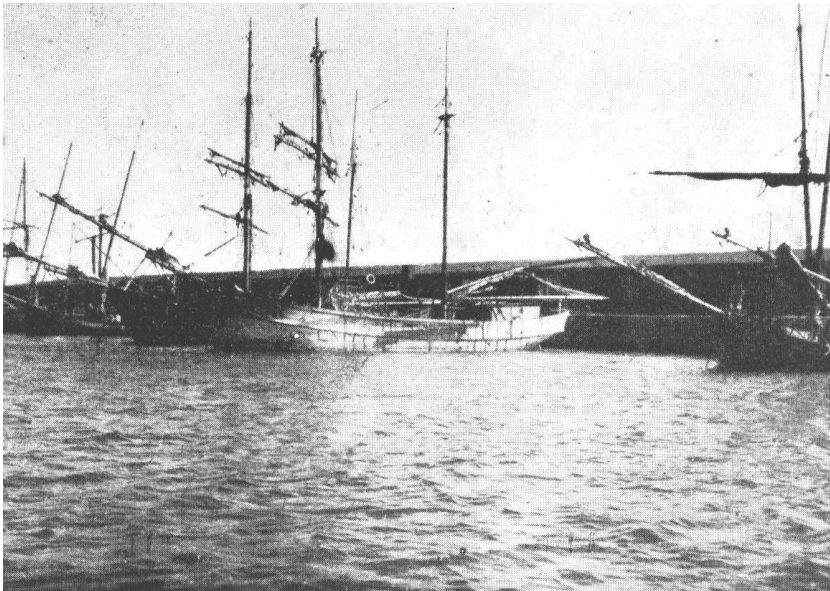


### *Im Hafen von Konstanz*

Die periodischen Änderungen des Wasserstandes sind von außerordentlicher Bedeutung für das Wachstum und die Fortpflanzung der Fische. Der größte Teil von ihnen überwintert in der Donau, wo er gegen die Gefahr des Einfrierens geschützt ist. Das Hochwasser bringt im Frühjahr, wie bereits erwähnt, eine außerordentliche Menge feinsten Teilchen mit sich, die die Kiemen der Fische reizen. Sie suchen reineres Wasser auf und finden es im Überschwemmungsgebiet, wo es infolge des Aufhörens der Strömung seine Trübung verloren hat. Gleichzeitig finden sie hier eine reich gedeckte Tafel vor. In den Flächen des sich rasch erwärmenden Wassers der Balta entwickeln sich in kurzer Zeit un-

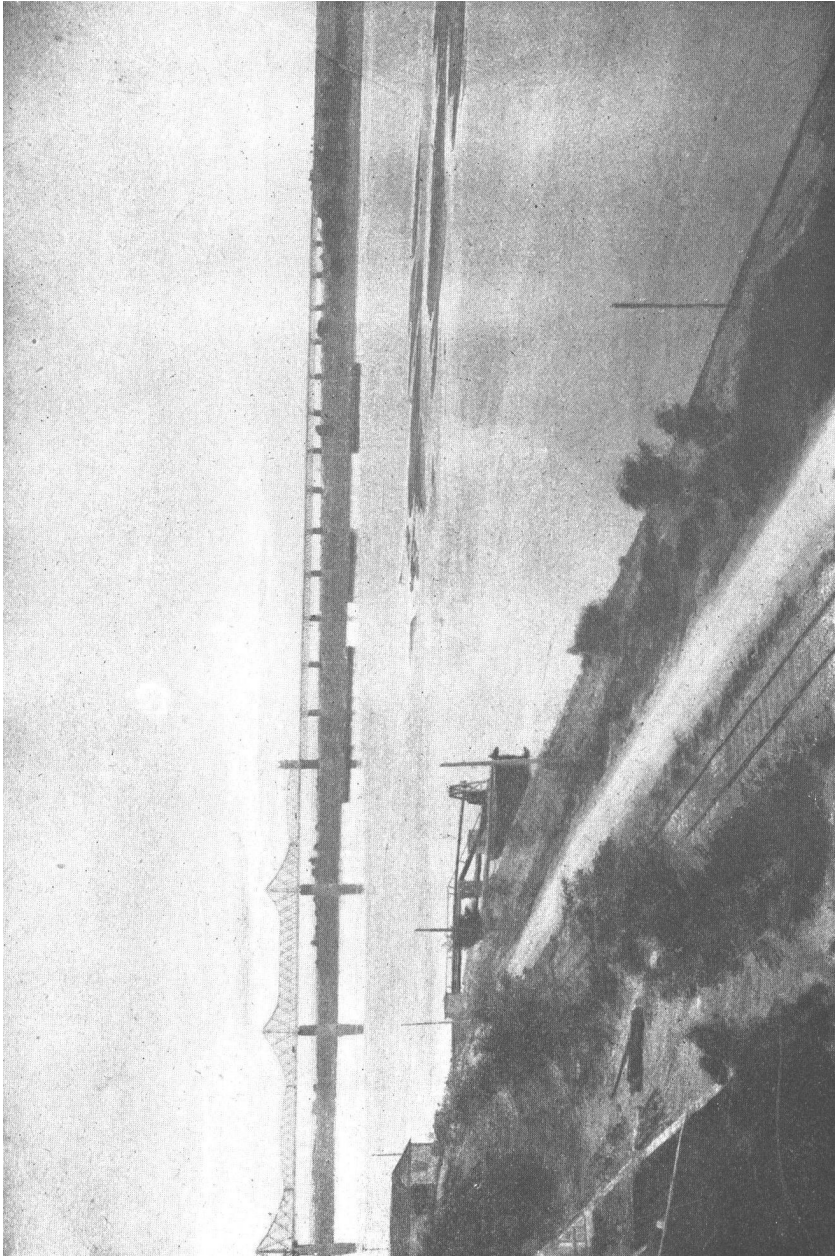
geheure Mengen von kleinen Lebewesen, die direkt oder mittelbar den Fischen zur Nahrung dienen. Diese kleinen Tiere und Pflanzen sind imstande, die lange Zeit der Austrocknung durch Einkapselung oder Ablage widerstandsfähiger Dauereier, die auch starke Fröste zu ertragen vermögen, zu überstehen. Je größer das Überschwemmungsgebiet ist, namentlich je ausgedehnter die Zone ist, in der das Wasser ganz flach steht und sich gut durchwärmt, um so üppiger entwickelt sich die Fischnahrung, um so rascher ist das Wachstum der Fische, um so reicher der Fang.

Die Zeit des Hochwassers fällt annähernd zusammen mit der Laichzeit. Die meisten frühjahrslaichenden Fische bevorzugen flaches warmes Wasser zum Laichen, wie wir es ja auch z. B. den Karpfen in den kleinen Laichteichen bieten. Wie aus vorstehender Schilderung hervorgeht, sind auch für das Laichen die Bedingungen im Überschwemmungsgebiet außerordentlich günstig, zumal die junge Brut sofort ausgezeichnete Ernährungsmöglichkeiten vorfindet.



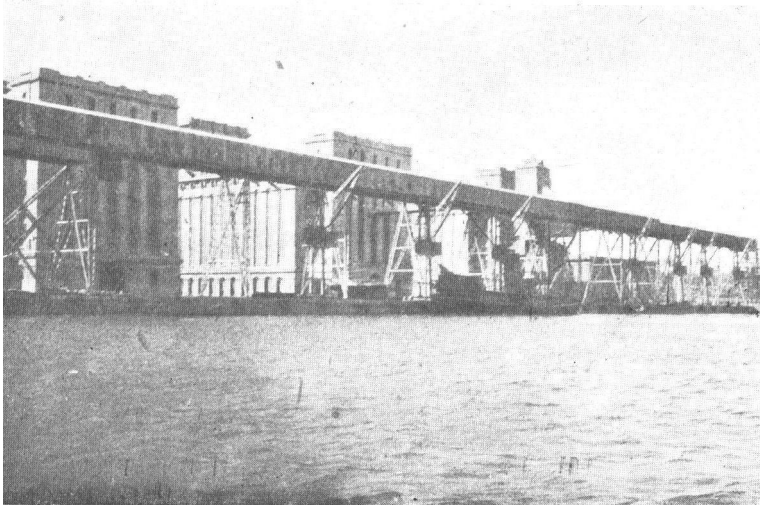
*Türkische Segler im Hafen von Konstanz*

Mit dem Fallen des Hochwassers ziehen die Fische sich wieder in den Strom, manche auch in die größeren Seen der Balta zurück. Hierauf beruht ein großartiger, den geschilderten hydrographischen und biologischen Verhältnissen ausgezeichnet angepaßter Fangbetrieb, wie er in diesem Umfange in Europa wohl einzigartig dasteht, die Fischerei mit Sperren und Wehren.



*Die Donau bei Cernavoda mit der großen Brücke*

---

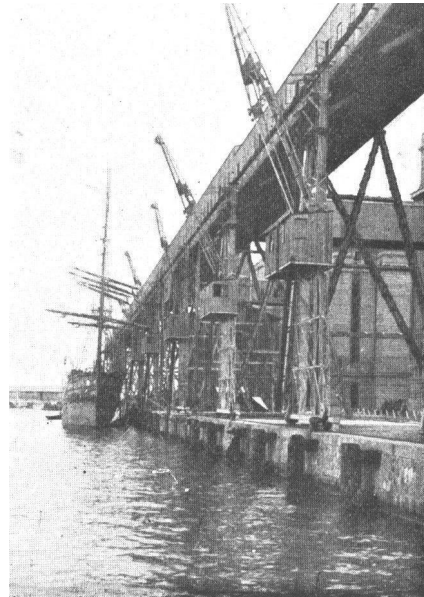


*Getreidesilo in Konstanza*

Die geschilderten Verhältnisse gelten im wesentlichen für die Teile der Donau oberhalb Tulcea, an denen auch die Dobrudscha einen ansehnlichen Anteil hat. Eine Besonderheit stellen die Dobrudschaseen am Donauufer zwischen Silistria und Cernavoda dar. Sie liegen nicht in

der Balta, sondern eingebettet in das Hügelland der Dobrudscha und besitzen meist nur eine Garla, die sie mit der Donau verbindet. Landschaftlich ist das Bild dieser durch ihre Fischproduktion berühmten Seen außerordentlich reizvoll, zumal, wenn dem Wanderer nach langer staubiger Fahrt durch das sonnenverbrannte Land einer dieser blauen Seen mit den an die Ufer geschmieigten baumschatteten Ortschaften entgegenwinkt.

Eine bedeutendere Entwicklung der Balta zeigt sich erst unterhalb Macin und zieht sich um die vorspringende Ecke von Bugaeac, von der aus unsere Geschütze Galatz aus nächster Nähe bedrohen,





bis nach Isaccea hin. Drei große fischreiche Seen, der von Jijila, von Caprina<sup>1</sup> und von Piatra Calcata liegen hier. Beim Ceatal (Landspitze) von Ismail, wo Kilia- und Sulinaarm sich trennen, beginnt das Delta, eine eigenartige, von dem bisherigen Charakter des Überschwemmungsgebiets abweichende Region, die von Antipa in seiner Monographie: Wissenschaftliche und wirtschaftliche Probleme des Donaudeltas (Bukarest 1915), in sehr gründlicher Weise geschildert worden ist.



#### *Minenräumboote auf der Marschfahrt*

Überblickt man das Delta von einer der Uferhöhen aus, etwa von dem Monumenthügel bei Tulcea, so erscheint es als eine weite Fläche festen Landes, durchzogen von zahlreichen größeren und kleineren Donauarmen, reich besetzt mit Seen und Tümpeln, eine unfruchtbare Wildnis, die nur der Hand des Menschen zu harren scheint, um in Kultur genommen zu werden. Es sind mehrfach Gesellschaften an die rumänische Regierung herangetreten, die sich um Konzessionen zur Eindeichung und Trockenlegung des Deltas bewarben. Einige haben auch mit der Arbeit zur Erschließung dieser „Kornkammer Europas“ begonnen, aber alle sind doch schließlich gescheitert. Das hat seine Ursache in der eigentümlichen Beschaffenheit des Deltas, die an der Hand seiner Entstehungsgeschichte dem Verständnis am besten zu erschließen ist.

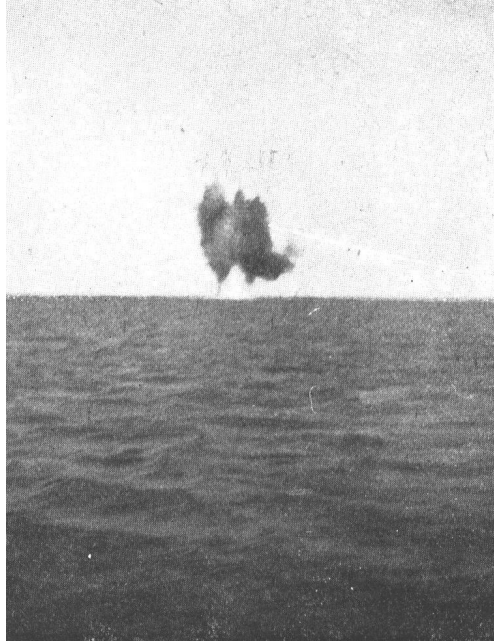
<sup>1</sup> Caprina hieß wohl Crapina, oder heute *Lacul Ghiolul Petrei*



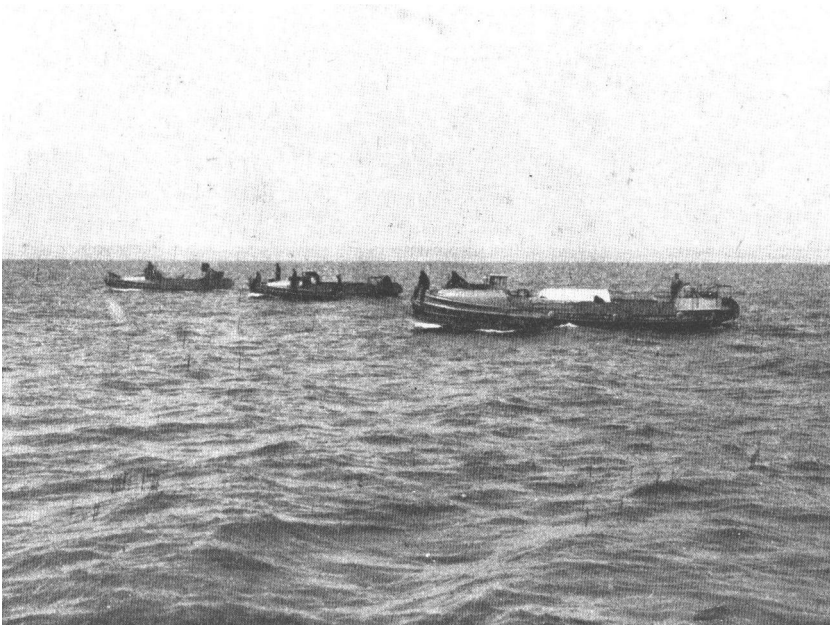
Im Schwarzen Meer verläuft längs der westlichen Küste eine von Nordost nach Südwest gerichtete Strömung, die das Bestreben hat, die Küstenlinien durch die mitgeführten Sandmengen auszugleichen. Dies findet nicht durch Ausfüllung der Buchten statt, sondern durch Ablagerung von Sandzungen, die die Buchten abschließen und dadurch eine Bildung Hervorrufen, die den Haffs der Ostsee entspricht und im Bereiche des Schwarzen Meeres Liman genannt wird. Eine Reihe solcher Limane zieht sich längs der russischen Küste von der Krim bis zum Donaudelta.

Noch zur Griechenzeit mündete die Donau, wie Herodot berichtet, in einen solchen Liman. Spätere griechische Schriftsteller erwähnen eine Insel Peuce in der Gegend des heutigen Tulcea. Das war der Beginn der Deltabildung am Ceatal von Ismail. Noch heute läßt sich mit ziemlicher Gewißheit die Linie der Nehrung feststellen, die den alten Donauliman gegen das Meer abschloß. Sie verläuft von Kilia über die Erhebung des Letea- und Caraimangrinds nach Bisericuta, um über die Insula Lupilor die Küste bei Casapchioi zu erreichen. Dieser

Strandwall war von mehreren Öffnungen durchbrochen, deren bedeutendste anscheinend ganz im Süden lag. Darauf weist der Name der griechischen Kolonie Istriopolis hin, der sich von Ister, dem griechischen Namen für die Donau, ableitet. Istriopolis muß ein sehr bedeutender Hafenplatz gewesen sein, worauf die mächtigen Trümmer bei Caranasuf, die heute weit vom Meere entfernt liegen, Hinweisen. Eine zweite Öffnung befand sich in der Nähe von Helgoland, wie unsere Soldaten und Matrosen den Felsen der Bisericuta sehr mit Recht getauft haben, die der jetzigen Portita entspricht. Die mehr nördlich gelegenen Durchbrechungen entsprechen dem Georgs- und Sulinaarm. Die jüngste Öffnung ist die der Kilia, die erst den zum bessarabischen Plateau gehörigen Grind von Kilia durchnagen mußte, um den Weg zum Meere zu finden. Aus



*Minensprengung*



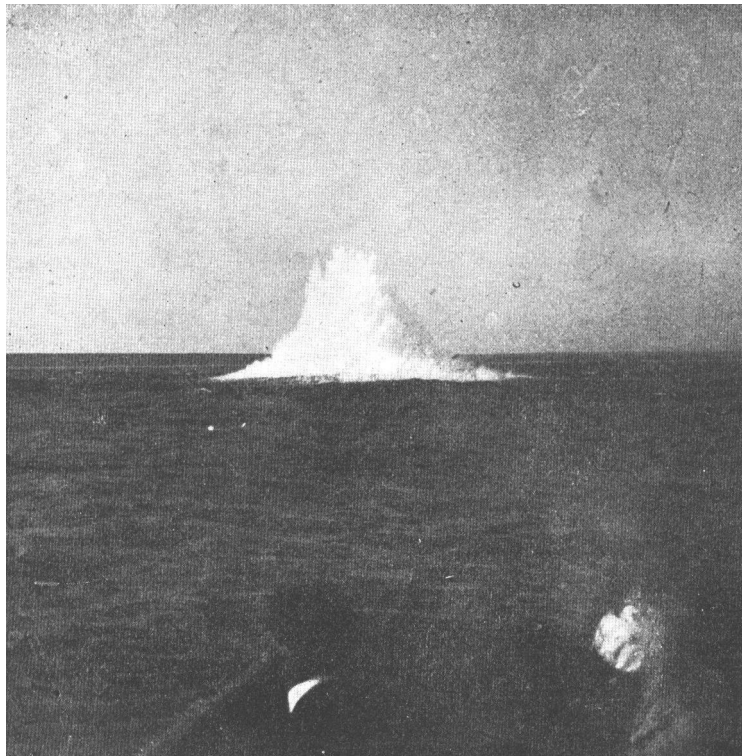
### *Boote beim Minensuchen*

den mitgeführten Sinkstoffen lagerten die von der Trennungsstelle in den Liman vordringenden Arme zu beiden Seiten Erhebungen ab, die mit der Zeit über den Niedrigwasserspiegel emporwuchsen und endlich die Nehrung erreichten. Von dort aus weiter ins Meer fortschreitend bildeten sich beim Georgs- und Sulinaarm neue Sandzungen, die bald dem Delta angegliedert wurden und die vielen parallelen Grinds bildeten, die die schöne, von der rumänischen Fischereidirektion aufgenommene und herausgegebene Karte des Deltas zeigt. Der Kiliaarm mit seiner bedeutenden Wassermenge bildete ein eigenes fingerförmig sich ausbreitendes Delta, ähnlich demjenigen des Mississippi. Er ist, wie bereits erwähnt, zweifellos der jüngste der Mündungsarme, jetzt aber weitaus der bedeutendste und zwar nimmt sein Wasser fortgesetzt zuungunsten des Georgsarm zu. Heute gehen 70 Prozent des Donauwassers durch die Kilia, 9 Prozent durch die Sulina und 21 Prozent durch den Georgskanal.

Nur die Sulina ist für die große Schifffahrt brauchbar, mußte aber auch erst durch umfangreiche Kanalisierungsarbeiten der Europäischen Donaukommission hergerichtet werden, die durch einen beiderseits mit Dämmen versehenen Kanal ihre großen Kehren abschnitt. Diesem auch für große neue Dampfer benutzbaren Schifffahrtsweg drohen aber für die nächsten Jahrzehnte ernstliche Gefahren. Das Delta der Kilia wächst durch die Ablagerungen der Alluvionen fortgesetzt und zwar jährlich um

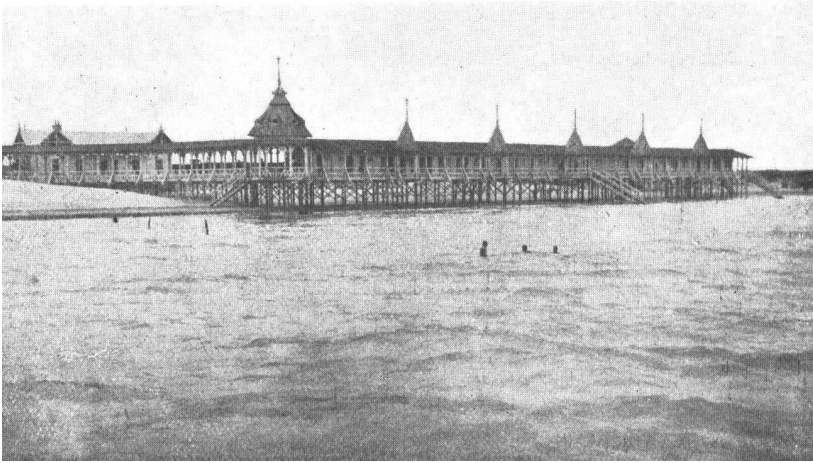
mehrere hundert Meter in das Meer hinaus. Ein Vergleich der Karte der Europäischen Donaukommission von 1857 und der neuen Fischereikarte lehrt dies auf den ersten Blick. Der Hauptarm der Kilia ist fast genau nach Süden gerichtet und schiebt sich beständig längs des bisherigen Ufers gegen Sulina vor. Falls nicht irgendwelche Kunstbauten die Hauptmasse des Kiliawassers in eine andere Richtung lenken, was bei den derzeitigen Grenzverhältnissen jedenfalls nicht einfach zu veranlassen wäre, wird in etwa 30—40 Jahren das vorschreitende Delta der Kilia das Fahrwasser der Sulinamündung zuschütten.

Zwischen der Nehrung und den Ufergrinds der Arme blieb das Haff mit einer Tiefe von  $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$  Meter unter dem Niveau des Meeres erhalten. Da es jedoch durch das Donauwasser ausgesüßt wurde, begann die Schilfvegetation zu wuchern und hat, sich von der Unterlage befreiend,



*Minensprengung*

riesige Strecken mit einer dichten verfilzten Masse schwimmenden Schilfs überzogen, dem sogenannten Plaur. Dieser überzieht eine Fläche von etwa 72 000 Hektar, der gegenüber die freie Wasserfläche der Seen nur etwa 70 000 Hektar ausmacht. Von der schwimmenden Schilfdecke werden häufig durch den Wind kleinere oder größere Stücke abgerissen, die dann als schwimmende Inseln auf den Seen umhertreiben, hier alte Verbindungen verstopfend, dort neue öffnend, so daß das Aussehen dieser Gewässer sich in kurzer Frist völlig verändern kann.



*Seebad Mamia*

Unter dem Plaur ist das Wasser kühl, dunkel und entbehrt, im Falle kein Durchstrom von frischem Donauwasser stattfindet, wegen der Abwesenheit pflanzlicher Organismen, des Sauerstoffs. Häufig kommt hinzu, daß die Verwesung der abgestorbenen Schilfteile infolge des Sauerstoffmangels auf normalem Wege nicht vor sich gehen kann, sondern durch Schwefelbakterien erfolgt, die dem Wasser einen hohen Gehalt an Schwefelwasserstoff beimischen und dadurch jedes tierische und pflanzliche Leben unmöglich machen. Diese Tatsache findet sich nicht selten in der Namengebung ausgeprägt. So führt z. B. eine Garla südlich von Sulina den Namen „Garla Imputita“ (Stinkgarla) und ein im Zusammenhang mit ihr stehender See den Namen „Ghiol Porcu“ (Schweinese).

Es erscheint hiernach ohne weiteres klar, daß an eine Eindeichung und Trockenlegung des Deltas nicht gedacht werden kann. Bei der Lage unter dem Niveau des Meeresspiegels würde man völlig unproduktive Sümpfe erhalten, während jetzt eine großartige Fischerei sich auf den Seen abspielt, die einzige Möglichkeit einer rationellen Ausnutzung des Deltas.

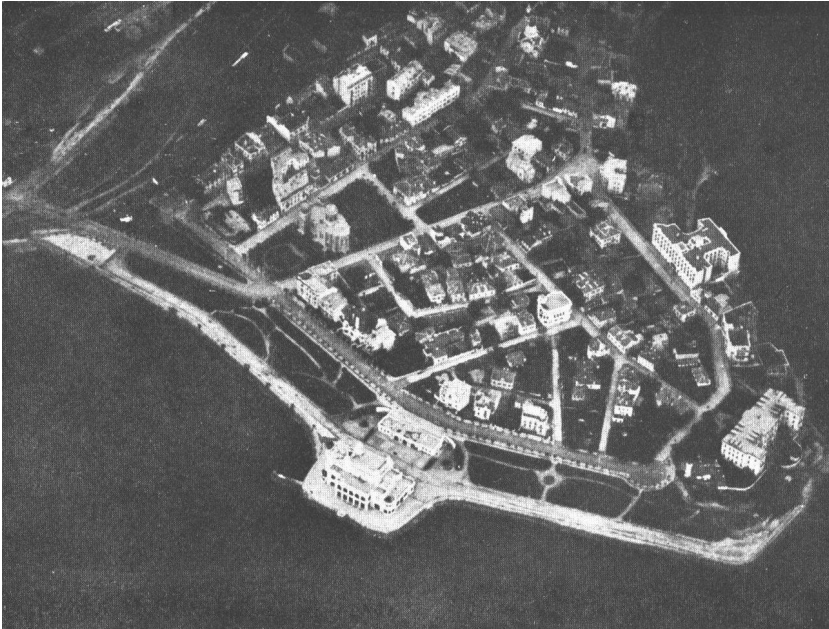
Ein heute noch als freie Seenfläche erhaltener Teil des alten Donaulimans ist der Seenkomplex südlich des Deltas, der gewöhnlich unter dem Namen Razelmsee zusammengesafßt wird. Hier ist der Haffcharakter noch ganz ausgesprochen, da eine oft nur sehr schmale Sandnehrung den See vom Meere trennt. Auch dieses 8 0000 Hektar große Gebiet ist außerordentlich flach. Die größte Tiefe beträgt nirgends mehr als  $3\frac{1}{2}$  Meter, auf große Entfernungen, namentlich in der Zmeica und im Sinoesee, liegt sie um 1 Meter herum.



*Seebad Mamaia*

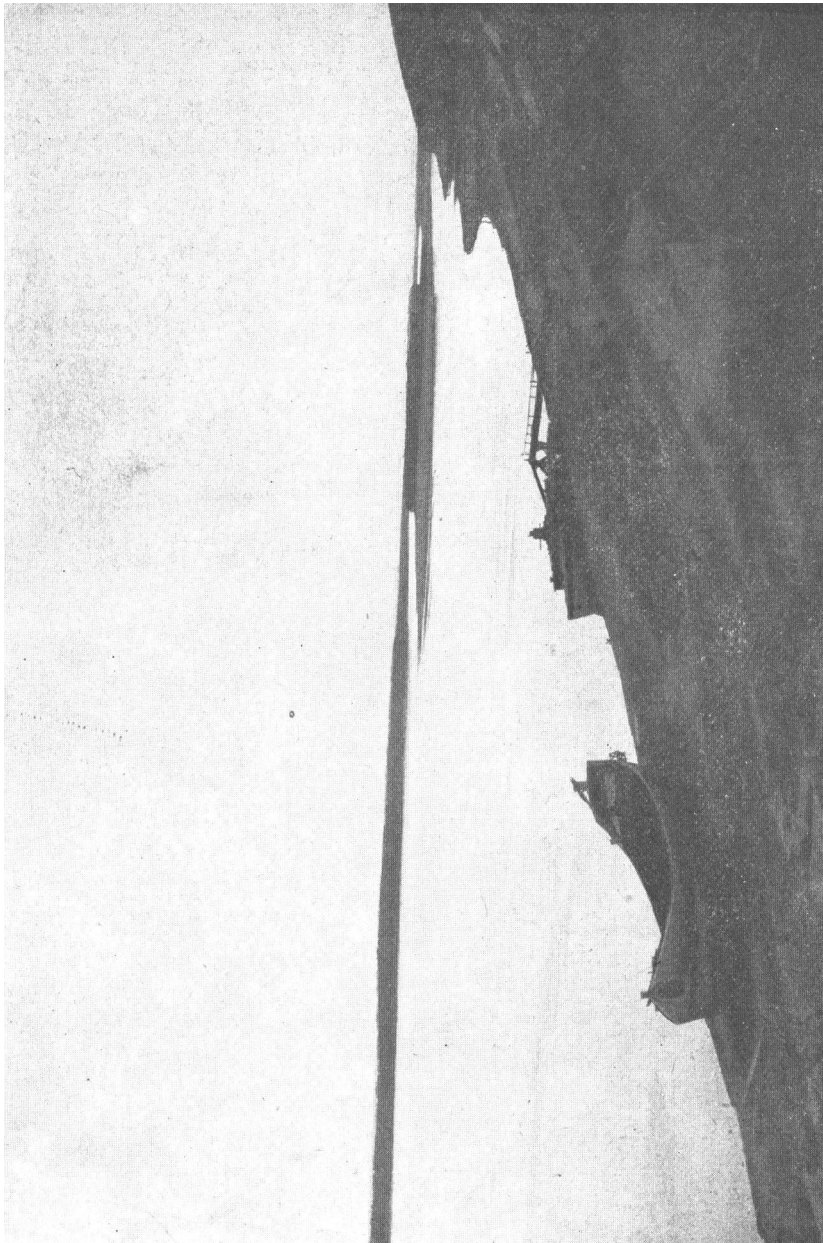
Die Beschaffenheit des Wassers wechselt sehr stark. Früher mündete von Norden her in den eigentlichen Razelmsee eine Abzweigung des Georgsarms, der Dunavat, der den See mit einer genügenden Menge Donanwasser versorgte, um den Süßwasserfischen das Leben zu ermöglichen. Die Teile südlich der Partita, der Sinoesee mit seinen Nebenseen, führten dagegen salziges Wasser; ja der Caranasuf- und Tuzlasee haben namentlich im Sommer einen beträchtlich höheren Salzgehalt als das Schwarze Meer.

In den Jahren 1890—1894 verschlammte der Dunavat, der Zufluß von Süßwasser hörte auf, die Süßwasserfische starben aus und die Partita schloß sich. Um diesem Zustand, der die Fischerei aufs schwerste schädigte, abzuhelpen, hat die rumänische Fischereiverwaltung vom Georgsarm zum Razelmsee unter teilweiser Benutzung des Dunavatbettes einen Kanal gegraben, den 1906 eröffneten König-Karol-Kanal. Damit



### *Fliegeraufnahme von Konstanz*

war der frühere Zustand wieder hergestellt. Ja, es war sogar möglich, den Babadagsee dadurch produktiver zu machen, daß man ihn durch den frisches Wasser zuführenden Königin-Elisabeth-Kanal mit dem Razelmsee in bessere Verbindung setzte. Das Süßwasser aus dem Nordteil des Gebiets strömt zum größten Teil durch die Portita ins Meer. Um aber auch den Sinoesee auszusußen, wurde ein Plan ausgearbeitet, dessen Ausführung durch den Ausbruch des Weltkrieges unterbrochen wurde. Unterhalb des Beginns des König-Karol-Kanals wurde ein neuer Kanal vom Georgsarm abgezweigt, der die Garla Cernet benutzend, den Dranovsee mit frischem Wasser versorgt und dieses dann ebenfalls dem Razelmsee zuführt. Der nach dem damaligen Kronprinzen Ferdinand genannte Kanal wurde 1914 eröffnet. Im Zusammenhang mit seinem Bau hatte man die Absicht, die Portita durch eine Schleuse zu schließen, um das nun in reichlicher Menge zugeführte Süßwasser zu zwingen, den ganzen Seenkomples zu durchfließen und seinen Austritt ins Meer ganz im Süden durch die Gura Buazului bei Caraharman zu suchen. Diese Vollendung der Melioration wird, da sie mit relativ geringen Kosten auszuführen wäre und einen guten Gewinn verspricht, voraussichtlich bald nach dem Kriege vorgenommen werden.



*Die Donau unterhalb Cernavoda*

---



Unter dem bereits geschilderten Einfluß der Küstenströmung haben sich auch südlich der Donaumündung Limane, allerdings nur in kleinstem Maßstabe, gebildet. Hierher gehören der Tasaulsee mit dem Gargalacsee, die durch den Tasaulbach ausgesüßt werden, und der Siutghiol unmittelbar nördlich von Konstanza, der sein Süßwasser aus Quellen an seinem Grunde erhält. Der Siutghiol ist ein besonders typischer Liman, da die Nehrung als aus reinem Sande bestehend jedem Besucher des



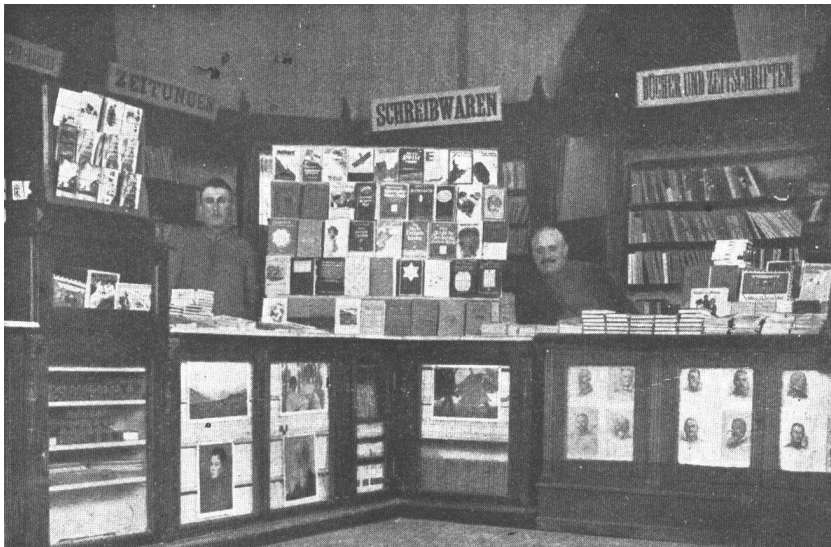
#### *Badende Büffel bei Tariverde*

Bades Mamaia bekannt ist. Beide Seen sind sehr fischreich, wie es auch der Fall ist, mit dem langen, schmalen See von Mangalia, der ein, durch eine kurze Nehrung abgeschlossenes, ertrunkenes Tal darstellt. Dagegen entbehrt der Tuzlasee des Zuflusses von Süßwasser. Sein Wasser und insbesondere sein Bodenschlamm sind daher stark schwefel- und jodhaltig, so daß in Techirghiol seine therapeutischen Eigenschaften in einem Heilbade ausgenutzt werden.

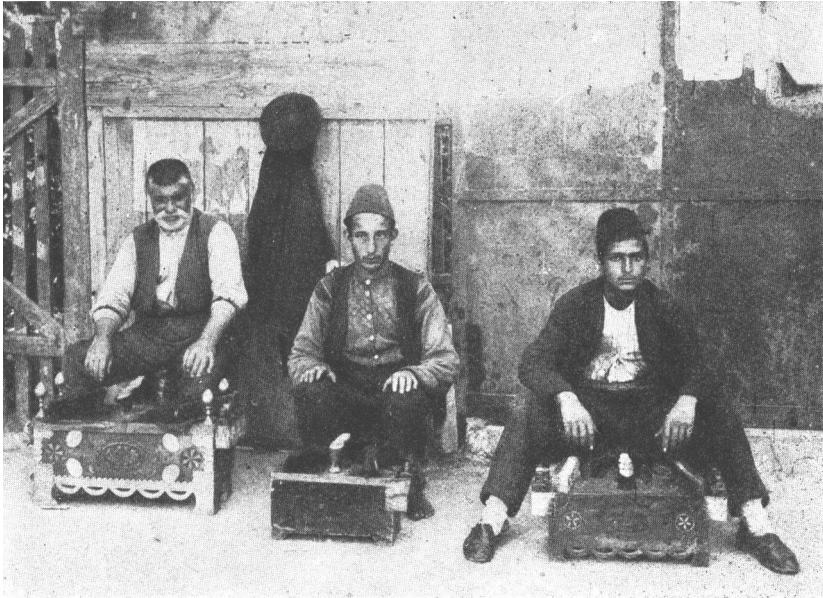
Das Schwarze Meer stellt naturwissenschaftlich genommen ein Unikum wohl für die ganze Welt dar. Es ist ein verhältnismäßig gleichförmiges Becken von rund 400 000 Quadratkilometer Größe, von Norden und von Westen her flach, von Osten und von Süden her steil abfallend bis zu

einer größten Tiefe von 2 244 Meter. Mit dem Mittelmeer durch die enge, nur 60 Meter tiefe Straße des Bosporus und die Dardanellen verbunden, kann von einem genügenden Wasseraustausch nicht die Rede sein. Die enormen Mengen von Süßwasser, die dem Schwarzen Meer durch die Donau und die großen russischen Flüsse zugeführt werden oder als ausgiebige Niederschläge namentlich im östlichen Teil fallen, bringen eine starke oberflächliche Wasserströmung durch den Bosporus zum Mittelmeer hervor. Dieser entspricht zwar eine unterseeische salzige Gegenströmung, die jedoch keine genügende Erneuerung des Wassers hervorzubringen vermag. Weil so die Zufuhr von sauerstoffhaltigem Wasser ganz ungenügend ist, können in der Tiefe die normalen Vorgänge der Verarbeitung organischer Stoffe durch Oxydation nicht stattfinden. Dafür existieren dort ungeheure Mengen von Schwefelbakterien, die bei dem Umsatz organischer Materie Schwefelwasserstoff erzeugen. Dieser erfüllt das ganze Becken von etwa 200—300 Meter abwärts und macht dadurch jegliches andere tierische und pflanzliche Leben unmöglich. Während man in den Ozeanen selbst in den größten Tiefen bis nahe an 10 000 Meter noch tierisches Leben findet, ist im Schwarzen Meer die ganze große Wassermasse von 300 Meter ab bis zum Gruude, wo das Wasser einen gleichbleibenden Salzgehalt von 3,38 Prozent und eine fast konstante Temperatur von +9°C besitzt, ein totes Meer im wahrsten Sinne des Wortes.

Oberhalb der Tiefenstufe von 200 Meter ist dagegen reiches Leben vorhanden. Vor der Küste der Dobrudscha liegt ein sanft geneigter



*Deutsche Feldbuchhandlung in Konstanz*



### *Schuhputzer in Konstanz*

Kontinentalsockel, der erst in großer Entfernung vom Lande bei der erwähnten Tiefenlinie sich steiler zu den großen Tiefen senkt.

Die biologischen Bedingungen dieses Gebiets sind leider noch recht unbekannt, trotzdem eine Anzahl namhafter Forscher sich mit ihnen beschäftigt hat. Vor allem ist auffallend der große Reichtum von Lebewesen, die frei im Wasser schweben, dem sogenannten Plankton, das den Oberflächenfischen als Nahrung dient. Ebenso wie im Mittelmeer sind letztere hier in großer Mannigfaltigkeit vorhanden: Maifische, Sardineiz, Sardellen, Thun- und Schwertfische, Makrelen, Pelamyden. Meeräschen sind in großer Anzahl von Arten und Individuen vertreten. Vielfach kommen sie aus dem Mittelmeer und berühren auf ihren alljährlichen Wanderungen die rumänische Küste kürzere oder längere Zeit, aber der Lebenszyklus aller dieser Tiere ist noch in dem Grade unbekannt, daß wir uns kein Bild von der Häufigkeit des Vorkommens und den Gründen dieser Wanderungen machen können.

Eine Erwähnung verdienen neben den Fischen die Meeressäugtiere. Von der Küste aus kann man häufig die Tümmler und Delphine beobachten, wie sie bei ihren Spielen in tollem Jagen an der Oberfläche dahinschießen, sich manchmal fast mit dem ganzen Körper aus dem Wasser herausschnellen, dann wieder lange Zeit tauchen. An der anatoli-

schen Küste wird der Delphinfang berufsmäßig zur Gewinnung von Tran betrieben. Er ließe sich später vielleicht auch in der Dobrudscha einführen.

Auch einen Seehund (*Monachus albiventer*) besitzt das Schwarze Meer, doch ist er so selten, daß er nur in ganz vereinzelt Fällen gefangen wird. Einige Paare leben in der Nähe von Kaliakra und werden dort als Naturseltenheit geschont.

Einer kurzen Erwähnung bedarf noch der Teil des Schwarzen Meeres, der sich unmittelbar vor den Mündungen der Donau befindet und dem Einfluß des von ihr zugeführten Süßwassers unterliegt. Je nach der Wasserfülle des Stromes ist die oberflächlich sich ausbreitende Süßwasserschicht mehr oder weniger mächtig und erstreckt sich entsprechend weit in



*Straßenleben in Konstanz*

das Meer hinaus. Während des Frühjahrhochwassers ist das Süßwasser in seinen äußersten Ausläufern bis zur 18 Seemeilen entfernten Schlangeninsel und nach Süden unter dem Einfluß der Küstenströmung bis nach Cap Midia zu verspüren. Zu der angegebenen Zeit beläuft sich die Fläche des versüßten Meeresgebiets auf etwa 4—5 000 Quadratkilometer.

Die Lebewesen dieser Gegend bestehen zum größten Teil aus Brackwasserbewohnern. Von der Donau werden viele Planktonorganismen und organischer Detritus mitgeführt. Auf dem Grunde gedeihen Mengen von Muscheln und Schnecken, die den Stören, welche diese Gegend als Aufenthaltsort bevorzugen, zur Nahrung dienen. Hier halten sich auch im zeitigen Frühjahr große Scharen von Maifischen auf, ehe

sie in die Donau aufsteigen. Vielfach ist die Beschaffenheit des Wassers derart, daß in ihm auch typische Süßwasserfische die ihnen zusagenden Lebensbedingungen finden. Da demnach sowohl das Gebiet des Süßwassers als auch des Salzwassers zur Bereicherung der Flora und Fauna beiträgt, ist hier ein außerordentlich mannigfaltiges Leben entwickelt.

Das Studium der geographischen und biologischen Verhältnisse der Donau und des Schwarzen Meeres ist für die Wissenschaft von größter Bedeutung, klärt es uns doch auf über die Natur der Wasserwirtschaft eines großen Flußsystems, über die Art und Weise wie in einem Meer ohne Gezeiten die Deltabildung vor sich geht und über die Verhältnisse eines so eigenartigen Gewässers wie das Schwarze Meer. Als Grundlagen zur Beurteilung der praktischen Möglichkeiten in Bezug auf die Melioration des Bodens im Flußgebiet, auf die Verbesserung der Schifffahrtswege und die Entwicklung der Fischerei sind diese Kenntnisse, deren Erweiterung von außerordentlicher Wichtigkeit für die Zukunft sein wird, von grundlegender Bedeutung für die Praxis.



## **Die Fischerei im Gebiet der Dobrudscha.**

*Von Dr. K. Marcus, Leutnant der Landwehr.*

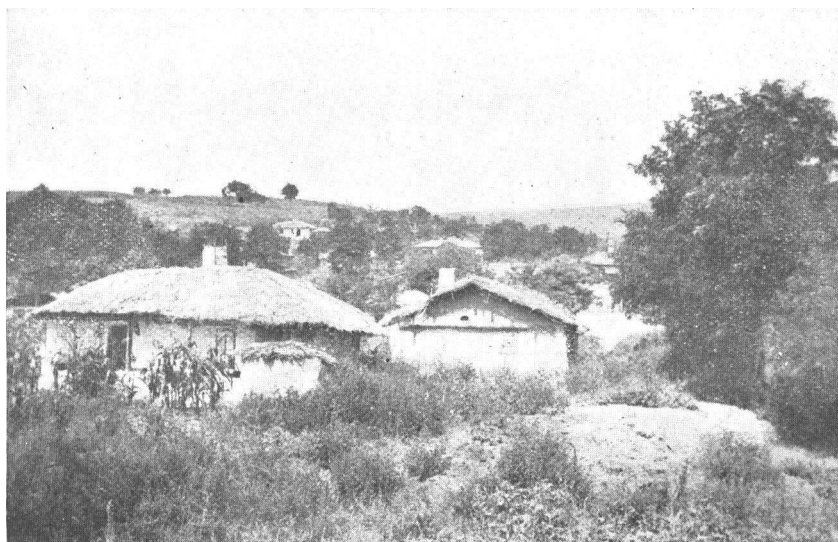
Von der Natur ist die Dobrudscha nicht übermäßig mit Reichtümern bedacht. Der Boden, zwar an sich fruchtbar, entbehrt häufig der nötigen Feuchtigkeit, um reiche Ernten zur Reife zu bringen. Die auf den Norden beschränkten Wälder sind vielfach durch Viehfraß zu Krüppelwäldern geworden, deren Holznutzung gering ist. Auch an Bodenschätzen besitzt das Land nur ein Kupfervorkommen bei Altan Tepe und die berühmten Granitsteinbrüche von Macin und Jacob Deal. Von geringem Wert erscheinen auf den ersten Blick die Seen der Donau und des Deltas, das zwar nicht eigentlich geographisch, wohl aber verwaltungstechnisch zur Dobrudscha zu rechnen ist, aber gerade hier ist eine der großartigsten Süßwasserfischereien Europas zu Hause, die auch für den Staat erhebliche Gewinne abwirft.

Gegenüber der landwirtschaftlichen Nutzung hat die Fischerei den Vorteil, daß sie nur zu ernten, nicht aber auch zu säen braucht. Die Produktion besorgt die Natur allein ohne Mithilfe des Menschen. Dieser hat nur darauf zu sinnen, sich auf beste und bequemste Weise in den Besitz des von der Natur Erzeugten zu setzen. Die Gebiete der Dobrudscha, in denen die Fischerei ausgeübt wird, sind bereits in großen Zügen in dem Aufsatz „Die Donau und das Schwarze Meer“ geschildert worden. Die Grenze der Dobrudscha gegen die Walachei verläuft im Talweg — wie die Linie der größten Tiefen genannt wird — der Donau und zwischen Harsova und Macin, des Macinarmes der Donau. Die russische Grenze folgt bei der Teilung von Ismail dem Talweg des Kiliaarmes, und bei seiner eigenen Teilung, dem Hauptarm bis Stari Stambul, seiner südlichsten Mündung.



### *Cuzgum*

Das Überschwemmungsgebiet, das östlich und südlich dieser Linie liegt, umfaßt insgesamt eine Fläche von 464 000 Hektar und steht ausschließlich im Besitze des rumänischen Staates. Auch die Küstenfischerei im Meere ist im Gegensatz zu den meisten anderen Staaten nicht frei,



*Bauernhäuser bei Cuzgum*

sondern staatliches Regal und darf nur mit dessen Erlaubnis ausgeübt werden.

Eine eigentliche Organisation der im staatlichen Besitze befindlichen Fischerei Rumäniens besteht erst seit 1895; vorher hatte man sie verpachtet gehabt. Der gesamte Ertrag belief sich damals auf wenig mehr als 700 000 Lei, wobei allerdings die Pächter enorme Gewinne erzielten.



*Rasova an der Donau*

Als der jetzige Verweser des Domänenministeriums, Unterstaatssekretär Professor Or. Antipa, den Fischereidienst übernahm, sah er seine Hauptaufgabe darin, die Fischerei nicht für einzelne Pächter, sondern für den rumänischen Staat nutzbar zu machen. Anschließend an das von ihm ausgearbeitete, 1895 erlassene Fischereigesetz hat er begonnen, nach Ablauf der Pachtverträge die staatlichen Gewässer in eigenen Regiebetrieb zu übernehmen. Diesem Unternehmen mußten sich von vornherein erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Ohne Erfahrungen auf diesem Gebiete mußte grundsätzlich über die Art der Organisation der Verwaltung und über das System der Bewirtschaftung entschieden und ein Stamm von zuverlässigen Beamten herangebildet werden. Heute nach 22 Jahren gilt bei Kennern der Verhältnisse die Fischereiverwaltung als weitaus der beste Zweig der rumänischen Gesamtverwaltung.

Die Organisation ist kurz folgende: Die Fischerei ist eine Art Kompaniegeschäft, an dem der Staat einerseits und der Fischer andererseits teilnimmt. Der Staat stellt das Gewässer mit den darin enthaltenen Fischen zur Verfügung, während sich der Fischer verpflichtet, mit den nötigen Netzen, Booten, Arbeitspersonal usw. durch beste Ausnutzung seiner Orts- und Sachkenntnis das Ergebnis der Fischerei möglichst günstig



zu gestalten. Je nach den Aufwendungen, die der Fischer machen muß, erhält er einen geringeren oder größeren Anteil in bar ausbezahlt, wogegen er verpflichtet ist, den ganzen Fang an den Staat abzuliefern. Der Anteil der Fischer beträgt bei der Fischerei im Meer 80-85 Prozent, im Gebiet vor den Donaumündungen und in der fließenden Donau 70 Prozent, in den Seen und Garlas 40-50 Prozent und beim Fang mit umfangreichen Sperrvorrichtungen, wo der Staat einen erheblichen Aufwand an Material für den Bau zu machen hat, 20-30 Prozent. Die Ablieferung erfolgt an staatliche Agenten, die an allen wichtigeren Fischereiplätzen eingesetzt sind. Sie stellen Empfangsbescheinigungen aus, sorgen für den Versand und führen die nötigen Register und Bücher. In ihrem Dienst werden sie überwacht durch die Revisoren, denen eine Anzahl von Fischereiagenturen unterstellt ist. Diese haben außerdem den Fischfang in ihrem Gebiet zu organisieren und zu dem Zwecke dieses in kurzen Zwischenräumen zu bereisen. Über ihnen stehen als höchste Außenbeamte die Fischereiverwalter, die alle Fischereiangelegenheiten ihres Bezirks selbständig zu regeln haben. Sie sind unmittelbar der Zentralinstanz, der Fischereidirektion im Domänenministerium in Bukarest, verantwortlich.



*Rasova an der Donau*

Die Dobrudscha zerfällt in Bezug auf die Fischereiverwaltung technisch in 6 Bezirke und zwar:

#### Sektion I.

Donau und Balten von Silistria bis Seimeni (nördlich von Cernavoda). Sie umfaßt die Seen: Bugeac, Oltina, Mirleanu, Baciui, Vederöasa, Cochirleni und Seimeni mit einer Gesamtfläche von 12 621 Hektar.

## Sektion II.

Donau und Balten von Seimeni bis Daeni (Docuzaci) mit einer Gesamtfläche von 13 667 Hektar, darunter 1 338 Hektar ständige Seen.

## Sektion III.

Strandseen und Küste von Mangalia bis Cap Midi mit den Seen von Mangalia, Siut Ghiol, Tasaul und Gargalac.



*Straße in Mangalia*

## Sektion IV.

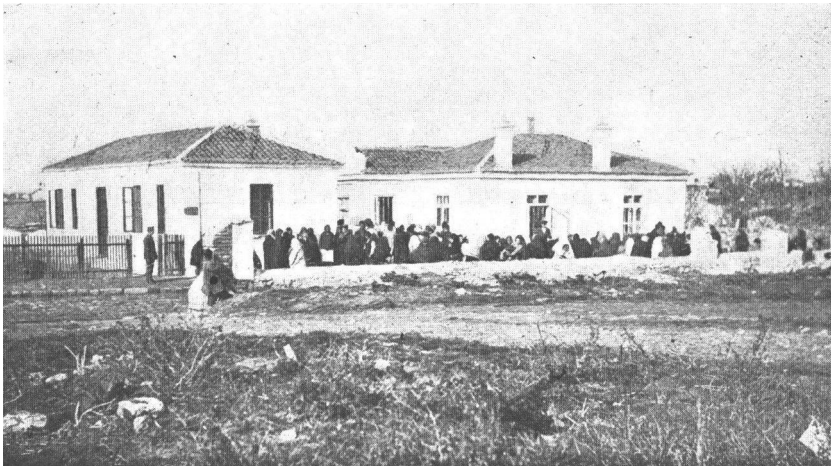
Donau und Balten von Daeni bis Macin. Dies ist die kleinste Sektion mit 33 34 Hektar, darunter 2 119 Hektar freie Wasserfläche.

## Sektion V.

Donau und Balten von Macin bis Isaccea mit einer Gesamtoberfläche von 162 84 Hektar, mit 8 566 Hektar Wasserspiegel, 1149 Hektar Schilf und Röhricht, während der Rest Überschwemmungsgebiet ist.

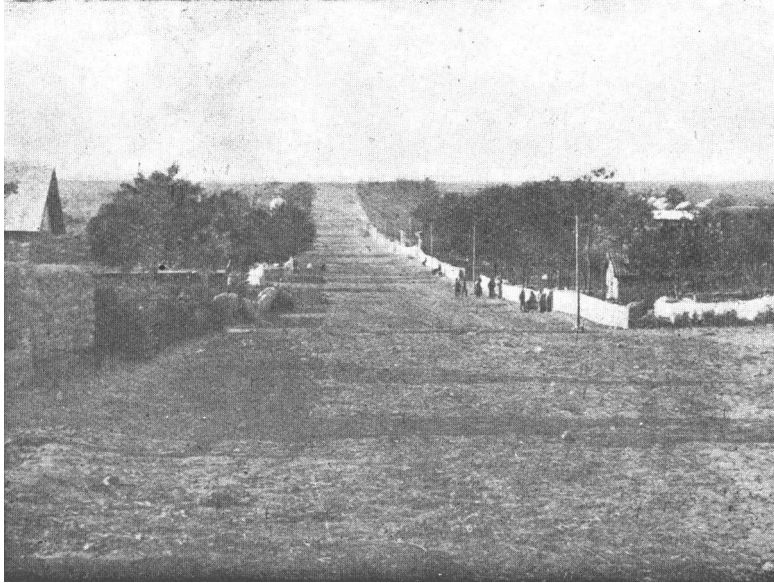
## Sektion VI.

Delta, Razelmsee und Küste von Cap Midia bis Stari Stambul, die weitaus größte Sektion mit einer Gesamtfläche von 404 748 Hektar, darunter 98 566 Hektar Wasserspiegel, 242 566 Hektar Schilf und Röhricht und nur 63 653 Hektar Überschwemmungsgebiet.



*Impfung der Zivilbevölkerung in Mangalia*

Unter den Fischen der Donaubalten ist weitaus der wichtigste der Karpfen, der in den flachen Gewässern der Balta die günstigsten Lebensbedingungen findet. Auch im Delta ist er äußerst zahlreich vorhanden. Hier leben riesige Exemplare unter dem Plaur, der schwimmenden Schilfdecke. Infolge der dort herrschenden Dunkelheit und des auch sonst vorhandenen schwarzen Untergrundes sind die Deltakarpfen sehr dunkel gefärbt, so daß sie ohne weiteres von den normal gefärbten des übrigen Donaulaufes zu unterscheiden sind. Im Winter nimmt im Delta



*Straße in Cara Omer*

unter dem Einfluß der Eisbedeckung der Sauerstoff des Wassers ab. Tritt mit Beginn des Hochwassers im Frühjahr frisches Wasser in diese Seen ein, wandert der Karpfen ihm entgegen und zieht die Donau stromauf. Je nach dem Gehalt des Wassers an kleinen Schwebeteilchen flüchtet er sich früher oder später in das Überschwemmungsgebiet. Nicht selten dehnen sich diese Züge des Deltakarpfens außerordentlich weit aus, hat man sie doch in einzelnen Jahren bis hinauf zum Eisernen Tor beobachtet. In Jahren mit geringem Hochwasser bleibt der Karpfen im Delta und laicht dort an den Stengeln und Blättern von Wasserpflanzen. Von der Häufigkeit des Vorkommens kann man sich ein Bild machen, wenn man erfährt, daß der durchschnittliche Jahresfang an Karpfen allein im Razelmsee 1¾ Millionen Kilogramm beträgt.

Nächst dem Karpfen ist der häufigste Fisch der Zander, der hauptsächlich im Razelmsee vorkommt, wo jährlich etwa 400000 Kilogramm gefangen werden. Bekannt wegen ihrer vorzüglichen Zander sind auch die Seen der ersten Dobrudschasektion. Weiterhin sind im Donaugebiet fast alle auch bei uns im Unterlauf der großen Flüsse vertretenen Fische vorhanden, wie Hecht, Wels, Barsch, Blei, Schleie, Karausche, Plötze, Rotfeder und zahlreiche andere Weißfische. Für die Donau eigentümlich und für die Fischerei von großer Wichtigkeit sind die Wanderfische, unter denen die in sechs Arten vorkommenden Störe, voran der wichtigste, der Hausen, sowie die Maifische eine bedeutende Rolle spielen.



*Cara Omer.*

Der Technik des Betriebes nach muß man unterscheiden zwischen der Fischerei in den Balten und den Seen des Deltas einerseits und in der fließenden Donau andererseits. Wie bereits in dem Aufsatz Über „Die Donau und das Schwarze Meer“ erwähnt, verlassen im Frühjahr die Fische die Donau und wandern in das Überschwemmungsgebiet, wo sie günstige Ernährungs- und Fortpflanzungsbedingungen finden. Zu der Zeit, wenn das Hochwasser zu fallen beginnt, werden alle Ausgänge aus der Balta gegen die Donau mit Gittern aus Latten oder Haselnußstäben (rum. pletar) abgesperrt. Schon im Winter und Frühjahr stellen die Fischer diese Zäune her oder bessern sie aus, bringen sie rechtzeitig an Ort und Stelle und befestigen sie vorläufig auf dem Wasser schwimmend. Auf Befehl des Fischereiverwalters gehen die Fischer daran, diese Zäune

in den Grund zu stoßen und zu befestigen, eine Arbeit, bei der sie oft bis unter die Achseln im Wasser stehend arbeiten müssen. Bei ausgedehnten Baltegebieten wird in die Hauptabflußgarla eine besondere Fangvorrichtung, Leasa genannt, eingebaut. Diese besteht aus 2 Gitterwänden, die von den Ufern der Garla ausgehend nach der Mitte zusammenlaufen und zwischen sich eine Öffnung lassen, vor die ein sackartiges Netz gelegt wird. In ihm fangen sich alle Fische, die der Donau zustreben. Da der Bau einer solchen Leasa eine teure und schwierige Balkenkonstruktion bedingt, wird sie nur angewendet, wo sie große Fänge verspricht. Daher gibt es im Gebiet der Dobrudscha nur eine solche Leasa, die von Caprina, die aber auch wegen der großen Menge von Fischen, die sie fängt, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Es sind Fälle bekannt, in denen der Ertrag weniger Stunden 600 Zentner überstieg. Diese Leasas fangen hauptsächlich zu Beginn der Sperrung, später scheuen die Fische die Vorrichtung und kehren oft in großen Scharen in die Seen der Balta zurück.



*Deutsches Soldatengenesungsheim in Tuzla.*

Hier wird die Fischerei hauptsächlich mit Zugnetzen (rum. navod) ausgeübt. Dieses Netz steht senkrecht im Wasser, in welcher Lage es durch die Schwere des unteren Randtaues gehalten wird, während das Obertau durch Kork- oder Holzflotten zum Schwimmen gebracht wird. In der Mitte hat es einen Sack zur Aufnahme der gefangenen Fische und

an den beiden Enden sind zwei mehrere 100 Meter lange Zugleinen befestigt. Die eine Leine, das Netz und die andere Leine werden im Kreise oder, wenn man das Netz ans Ufer ziehen will, im Halbkreise ausgerudert, dann die Leinen und schließlich das Netz eingezogen und die Fische dem Sack entnommen.



*Kirche in Topraisar.*

Unter günstigen Umständen können mit einem Zuge mehr als 1000 Kilogramm Fische gefangen werden. Interessant ist folgende in Rumänien häufig vorkommende Art der Verwendung: zwei, oder häufiger noch vier Zugnetze, fischen gemeinsam und zwar so, daß sie zusammen einen sehr großen Raum umspannen und sich da-

durch die Fische gegenseitig ins Netz treiben.

Im allgemeinen beginnt man mit der Zugnetzfisherei erst, wenn das Wasser so weit gefallen ist, daß das Gelege wenigstens zum Teil frei geworden ist, so daß die Fische sich nur schwer hineinflüchten können. Die Fischerei im Gelege und an für Zugnetze unzugänglichen Stellen wird mit Reusen (rum. *virscha*) und Stellnetzen (rum. *setca*) ausgeübt und zwar häufig so, daß man eine Verbindung von Stellnetzen und Reusen vor dem Gelege aufstellt und die Fische durch allerlei Geräusche und Schlagen von Rudern und Stangen in diese hineinscheucht. Ziehen sich die Fische dadurch wieder mehr ins freie Wasser, werden sie von den Zugnetzen gefangen bis sie sich wiederum aus der freien Wasserfläche ins Gelege flüchten. Auf diese Weise gelingt es durch Anwendung der beiden Methoden, die Seen sehr weitgehend auszufischen. Erst der einsetzende Frost macht der Fischerei ein Ende. Hält erst das Eis, wird bei nicht zu hohem Wasserstand die Eisfisherei mit dem Navod ausgeübt. An einer günstig gelegenen Stelle wird ein Loch in das Eis geschlagen und das Netz versenkt. Von diesem Loche ausgehend, macht man in gewissen Abständen kleinere Löcher in das Eis, längs deren man die Zugleinen mittelst langer Stangen führt und mit ihnen das Netz nach und nach vorwärts zieht. Nach Durchfischung einer genügend langen Strecke, läßt man die Leinen zusammenlaufen und zieht das Netz zu einem neuen großen Loche heraus. Da die Fische in dem kalten Wasser

sich wenig bewegen und keine Anstalten zur Flucht treffen, hat die Eischerei häufig sehr große Ergebnisse.

Endlich ist noch eine Fischerei zu erwähnen, die hauptsächlich in den Garlas und Seitenkanälen ausgeübt wird. Hier stellt man im Herbst den Fischen mit dem Wurfnetz nach, einem, kreisförmigen Netz mit kleinen Bleikugeln am Außenrand, das bei geschickter Handhabung sich flach ausbreitet, den Fisch von oben überdeckt und durch Schnüre, die vom Außenrand an der Unterseite entlang laufen, zu einer Art Beutel zusammengezogen werden kann. Die rumänischen Fischer sind in der Handhabung des Wurfnetzes außerordentlich geschickt; es bringt namentlich in den Garlas oberhalb der Leasas große Erträge.



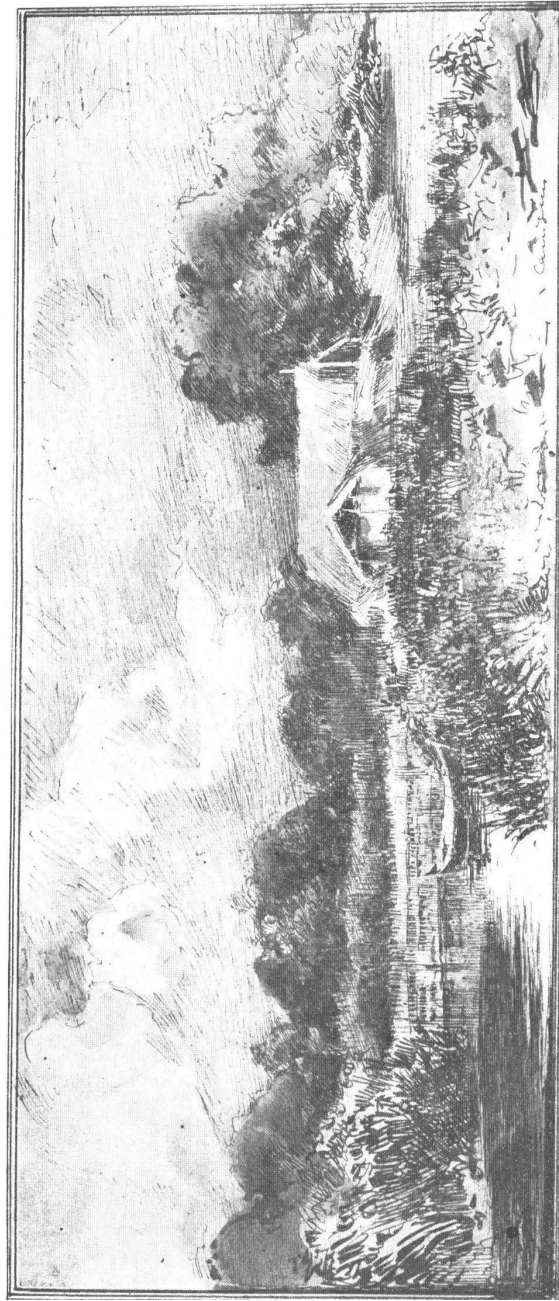
Beidand Da wegen der geringen Niveauunterschiede zwischen Hoch- und Niedrigwasser die Errichtung von Leasas im Delta sich von selbst verbietet, wird hier zum Fang der Fische beim Abwandern in großem Umfange von Sperrungen Gebrauch gemacht. Diese Wanderungen beruhen hier, wie bereits erwähnt, meist auf dem Suchen der Fische nach frischem, sauerstoffhaltigem Wasser. In die nach den Donauarmen führenden Kanäle werden Labyrinth (rum. oboare) oder Zäune mit Fangkammern (rum. cotete) eingebaut, die große Mengen von Fischen fangen. Auf den Seen des Deltas wird die Fischerei nach den gleichen Grundsätzen wie in der Balta ausgeübt, ebenso auch auf dem Razelmsee und seinen Nebengewässern.



*Fischerstraße in Tutrakan. (Zeichnung von R. Canisius.)*

Ganz andere Methoden wendet man dagegen auf der fließenden Donau an. Schon zeitig im Frühjahr, wenn noch die letzten Eisschollen den eilig fließenden Strom hinabtreiben, ziehen die Bewohner der bulgarischen Fischerstadt Tutrakan auf den Welsfang mit dem Treibsack (rum. orie). In den mit dem Boote den Strom hinabtreibenden offenen Sack läuft der aufziehende Wels hinein und kann so gefangen werden. Bis hinunter nach Sulina bevölkern die kleinen Tutrakaner Fischerboote den Strom. Später, wenn der Treibsack keine guten Resultate mehr gibt, beginnt die Fischerei auf den Wels mit Langleinen (rum. pripoane). Eine Langleine besteht aus einem Tau, an dem in bestimmten Abständen kurze Schnüre befestigt sind, die beköderte Angelhaken (rum. carlig) tragen. Mit diesen je nach der Jahreszeit auf dem Grund oder an der Oberfläche ausgelegten Langleinen werden häufig sehr große Exemplare von Welsen gefangen, die bis zu 6 und 8 Zentner wiegen können. Auch für Karpfen, Barben, Rapfen usw. wird dieses Gerät in entsprechend kleinerem Maßstabe verwandt. An ruhigen Stellen

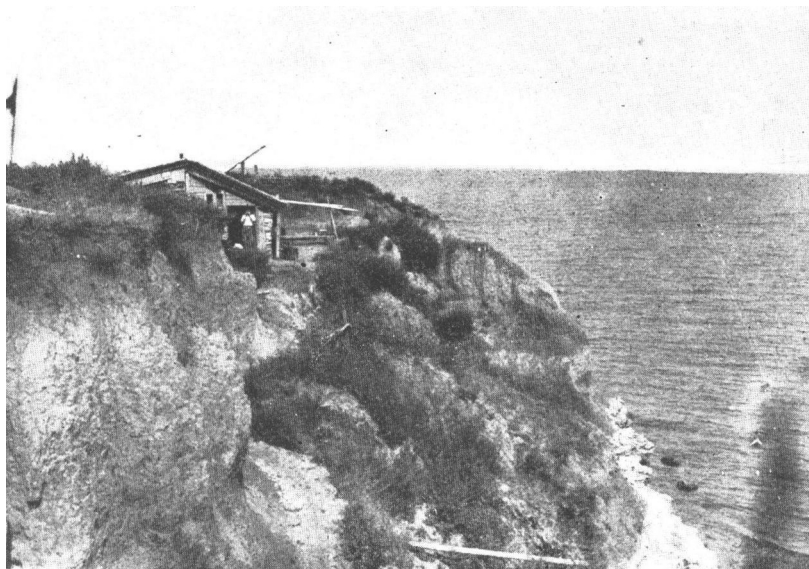




*Fischerhütte und Sperrzaun im Donaudelta (Nach einer Zeichnung von Richard Canisius.)*

---

des Stromes wird vielfach auch mit Zug- und Stellnetzen gearbeitet. Endlich werden auch Treibnetze verwandt, die denen ganz ähnlich sind, die man bei uns auf dem Unterlauf der großen Flüsse verwendet. Sie werden quer zum Strom ausgerudert und treiben mit ihm abwärts, so daß sie den mit dem Kopf gegen die Strömung stehenden Fisch fangen können.



*Fischerhütte am Schwarzen Meer.*

Zu der Fischerei im Meer leitet der Fang der Wanderfische über, deren Heimatgebiet das Schwarze Meer ist, die aber mehr oder weniger regelmäßig in die Flüsse aufsteigen, um hier das Laichgeschäft zu erledigen.

Die wichtigsten unter ihnen sind die Störe, die auf rumänischem Gebiet in sechs Arten Vorkommen. Hervorzuheben sind der Hausen (rum. morun), der Sterlet (rum. cega), der Waxdick (rum. nisetru) und der Scherg (rum. pastruga).

Der Fang des Hausen erstreckt sich fast über das ganze Jahr. Er laicht im späten Frühjahr und im Frühsommer auf den flachen Bänken vor der Küste; nicht wenige suchen aber auch zu diesem Zwecke die Donau auf, wo sie z. B. auf der Strecke von Turn-Severin bis Orsova häufig gefangen werden. Der Hausen ist der größte unter allen Donaufischen. Er erreicht nicht selten eine Länge von 6-7 Meter, wobei das Durchschnittsgewicht 6-8 Zentner beträgt. Man hat jedoch auch schon Exemplare bis zu einem Gewicht von 17½ Zentnern gefangen. Der Hausen ist

von besonderer Bedeutung als Lieferant der Hausenblase und des besten Kaviars. Die Fangmethode ist sehr eigenartig. Das Gerät, Carmatsche genannt, gleicht auf den ersten Blick einer gewöhnlichen Langleine. Die Haken besitzen jedoch eine sehr lange scharfe Spitze, an denen ein Widerhaken nur angedeutet erscheint. An jedem zweiten Haken wird ein



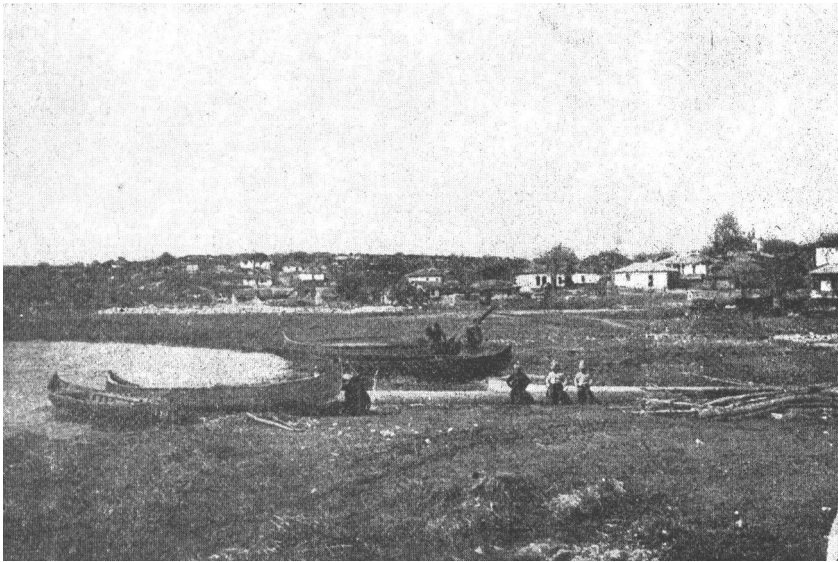
*Zerschossene Häuser in Konstanz*

kräftiger Korkschwimmer angebracht und das ganze Gerät unbekümmert ausgelegt. Der über den Boden hinstreichende Stör hakt mit den Knochenplatten des Schwanzes in dem einen oder anderen der spitzen Haken. In dem Bestreben, sich von dem lästigen Anhang zu befreien, reißt er sich den Haken nur noch um so fester ins Fleisch und kann dann von den nachsehenden Booten geborgen werden. Die gesamte Fangmenge der Hausenfischerei, die hauptsächlich von Juri-lofca und Sankt Georg aus betrieben wird, beträgt etwa 350 000 Kilogramm jährlich mit einer Kaviarproduktion von etwa 20 000 Kilogramm.

Der Waxdick und der Scherg ähneln in ihrer Lebensweise dem Hausen, erreichen aber nur einen Bruchteil seines Gewichts.

Der Sterlet lebt ausschließlich im Süßwasser der Donau. Er ist der kleinste der Störe und erreicht selten ein höheres Gewicht als ein paar Kilogramm. Er ist wegen seines vorzüglichen Fleisches der am höchsten geschätzte und am teuersten bezahlte Donaufisch. Er wird mit einer kleineren Form der Carmatsche oder mit gewöhnlichen, mit Insektenlarven beköderten Langleinen gefangen. Von den beiden anderen Störarten ist nur erwähnenswert, daß der auch bei uns vorkommende Elbstör (rum. schip), abweichend von seiner Gewohnheit bei uns, nie in der Donau, sondern stets nur im Meere gefangen wird, wo sich auch die Laichablage vollzieht.

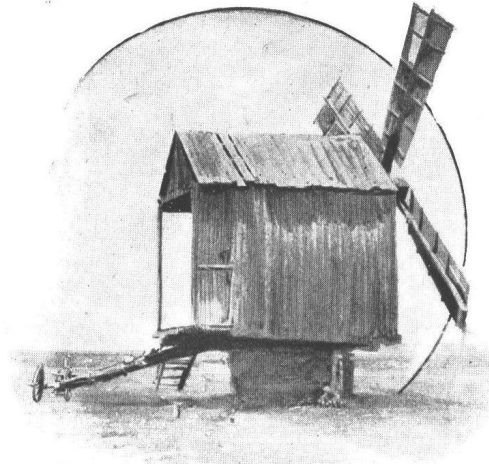
Die Maifische (rum. *scrumbii de dunare*) kommen in zwei Arten an der Küste und in der Donau vor. Einer größeren (*Alosa pontica*), die etwa unserer Finte entspricht, und von der drei verschiedene Arten beobachtet werden, und einer kleineren nur etwa 20 Zentimeter lang werdenden Art (*A. Nordmanni*). Die Maifische ziehen im März in die Donau ein, wo sie bis in die Gegend von Silistria aufsteigen, laichen im April und verschwinden bis Ende Mai wieder aus dem Strom. Der Fang wird auf der Donau hauptsächlich mit Treibnetzen ausgeübt, die fast genau den Maifischtreibnetzen der Unterelbe entsprechen. Das Ergebnis beträgt durchschnittlich 4-5 Millionen Stück jährlich.



### *Topalu*

Ein wichtiger Wanderfisch für das Gebiet des Razelmsees ist die Meeräsche (rum. *chefal*), die in fünf verschiedenen Arten vorkommt. Die Meeräschen dringen im Frühjahr in den südlichen Teil des Seengebiets, den Sinoesee, und in die kleineren salzigen Nebenseen dieses und des Razelmsees ein, wo sie den Sommer über sich an dem reichlich vorhandenen marinen Plankton mästen und ihre Fortpflanzung bewirken. Im Herbst suchen sie das Meer wieder auf. Auf dem Rückwege verlegen ihnen die Fischer alle Auswege durch mit Fangkammern versehene Zäune, in denen sie sich oft in außerordentlich großen Mengen fangen. Sehr häufig ist das Jahresergebnis 5-600 000 Kilogramm.

Über die eigenartige Beschaffenheit des Wassers des Schwarzen Meeres ist an anderer Stelle dieses Buches bereits berichtet worden. Die Zone, in der das Leben überhaupt möglich ist, erstreckt sich von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von etwa 200 Meter, aber diese ist,



insbesondere was die Fische anbetrifft, sehr reich belebt. Es handelt sich weniger um die in nordischen Meeren häufigeren Grundfische wie der Schellfisch, Kabeljau und seine Verwandten und die Plattfische. Im Schwarzen Meer kommt nur ein Vertreter der letzteren vor, der Steinbutt, der trotz einiger Abweichungen derselben Art angehört wie derjenige der

Nordsee. Regelmäßig im Sommer erschienen in Konstanz türkische Fischer von der anatolischen Küste, um von hier aus den Steinbuttfang mit weitmaschigen Stellnetzen zu betreiben. Dieser Fangbetrieb ergibt in günstigen Jahren einen Fang bis zu  $\frac{3}{4}$  Millionen Kilogramm.

Umso zahlreicher sind dagegen die Oberflächenfische, die sich zum Teil von den kleinen im Wasser schwebenden Lebewesen ernähren, wie die Maifische, Sardinen, Sardellen usw., zum Teil aber Raubfische sind, wie die Makrelen, Schwertfische, Pelamyden usw. Alle diese Fische fängt man mit Stell- und Treibnetzen in der Nähe der Küste.

In Konstanz hat man Gelegenheit, eine eigentümliche Fangvorrichtung zu beobachten, das Taljan, das von den Türken übernommen wurde, bei denen dieses zum Bonito-, Pelamyden- und Makrelenfang benutzte Gerät Dalijan heißt. Es besteht aus einer großen, aus Netztuch gefertigten Fangkammer, die an Pfählen befestigt ist und einen hochnehmbaren Netzboden besitzt. Zu einer seitlich angebrachten schlitzzartigen Öffnung führt eine Netzwand, die sich bis an die Mole des Konstanzer Hafens erstreckt. Zeitig im Frühjahr fängt dieses Gerät die Maifische, die dicht unter der Küste nach Norden ziehen. Sie stoßen gegen das Leittuch, suchen nach dem Meere zu auszuweichen und geraten dabei in die Fangkammer. In regelmäßigen Zwischenräumen sehen die Fischer das Taljan nach, nehmen, an einer Schmalseite beginnend, vom Boote aus den Boden auf und treiben die Fische allmählich in das andere Ende,

wo sie mit dem Ketscher herausgenommen werden können. Im Sommer fängt das Gerät die Makrelen auf ihrem Zuge nach Norden und im Herbst wiederum auf der Rückwanderung.

Die ganze Fischerei im Schwarzen Meer wird mit offenen Ruder- und Segelbooten in der Nähe des Landes ausgeübt, geht also nicht über den Rahmen der Küstenfischerei hinaus. Seefischerei im engeren Sinne des Wortes ist nicht vorhanden, hat aber vielleicht, wenn Versuchsfischereien das Vorkommen größerer Fischmengen auch weiter draußen in der See erweisen sollten, eine große Zukunft. Allerdings haben Versuche mit Grundschleppnetzen vor der russischen Küste sich als äußerst gefährlich für den Störbestand dieses Meeresteils erwiesen und wurden daher gesetzlich verboten.

Über die Ergebnisse der Fischerei hat man durch eine sehr gute Fangstatistik der rumänischen Fischereiverwaltung einen ausgezeichneten Überblick. Die Erträge im Donaugebiet sind sehr schwankend, namentlich aus dem Grunde, weil die Größe des Fanges völlig abhängig ist von der Höhe und der Dauer des Frühjahrshochwassers.

Die Seen der I. Sektion zwischen Silistria und Seimeni sind als außerordentlich fischreich bekannt, doch kann das Ergebnis gelegentlich durch abnorme Wucherung von Wasserpflanzen stark beeinträchtigt werden. So trat z. B. während einiger Jahre die Valisneria im Oltinasee in so ungeheuren Mengen auf, daß sie jede Fischerei unmöglich machte; später während eines Hochwasserjahres verschwand sie dann ganz plötzlich wieder. Aus der Statistik über die Ergebnisse in den letzten fünf Jahren vor Beginn des europäischen Krieges, der auch auf die rumänische Fischerei insofern einen Einfluß ausübte, als das Netz- und Garnmaterial



*Harsova*



*Eschi Baba im Winter*

begann knapp zu werden, ergibt sich, daß die Sektion I im Durchschnitt einen Gesamtertrag von 1 270 747 Kilogramm brachte mit einem Gesamtwert von 487 200 Lei. Der Anteil des Staates daran betrug 285 463 Lei. Wie verschieden der Fang ausfällt, ist daraus ersichtlich, daß die Fangmenge des Rechnungsjahres 1910/11 nur 619 382 Kilogramm betrug, 1913/14 dagegen 2 578 611 Kilogramm. Jenes war ein Jahr mit sehr geringem, dieses mit starkem Hochwasser.

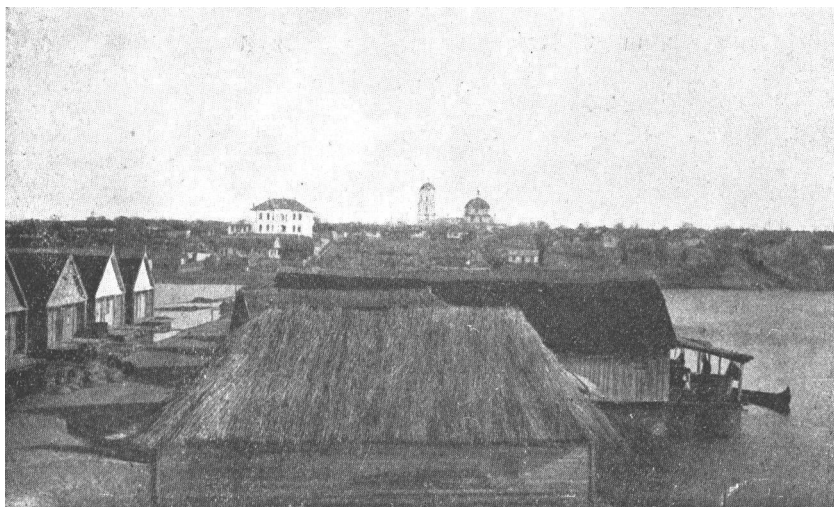
Das wichtigste Fischereigebiet der Sektion II ist das zwischen dem Rand des hohen Ufers von Harsova über Ciobanu, Garliciu nach Daeni und der alten Donau. Der Fang im Gebiete dieser Sektion betrug im Durchschnitt der 5 Jahre 1909/10 bis 1913/14 453 334 Kilogramm im Werte vom 217 186 Lei bei einem Anteil des Staates von 107 953 Lei.

Die IV. Sektion ist weitaus die kleinste, liefert aber aus den Seen Turcoaia, Iglitza und Armanului verhältnismäßig große Fänge. Der Durchschnittsfang betrug 489 600 Kilogramm mit einem Erlös von 171 165 Lei und einem Staatsanteil von 80 389 Lei.

Sehr bedeutende Erträge gibt die Sektion V, namentlich aus der Leasa von Caprina und den Seen Jijila, Crapina und Pietra Calcata. Die Fänge sind hier bedeutend gleichmäßiger als in den vorhergehenden Sektionen und erreichen einen Jahresdurchschnitt von 2 157 005 Kilogramm mit einem Erlös von 927 077 Lei. Die Einnahmen des Staates betrugen 514 265 Lei.



Mit ihrer riesigen Fläche von über 400 000 Hektar liefert die Sektion VI weitaus das größte Ergebnis. Hierzu tragen hauptsächlich bei auf der Leteainsel (zwischen Kilia- und Sulinaarm) die Gruppe kleiner Seen nordöstlich von Tulcea, diejenige zwischen Stipocgrind, Kiliagrind und Kiliaarm und endlich die zwischen Kiliagrind, Leteagrind und dem abgeschnittenen großen M des Sulinaarmes. Auf der Georgsinsel (zwischen Sulina- und Georgsarm) liefert besonders die Gruppe von Seen in der westlichen Hälfte bis zum Caraormangrind große Erträge. Auf der Dranovinsel (zwischen Georgsarm, Razelmsee und Dunavat bzw. König-Karol-Kanal) ist in erster Linie der Dranovsee als besonders fischreich hervorzuheben, ferner an der Küste die Zatons, durch Sandzungen



### *Jurilofca*

abgeschnittene schmale lange Meeresteile, die durch Donauwasser ausgesüßt wurden. Sehr große Erträge liefert auch das Gebiet des Razelmsees, das von den großen Fischerdörfern Sarichioi am Razelm und Jurilofca am kleinen Razelm aus befischt wird. Der Gesamtfang in dieser Sektion beläuft sich in dem fünfjährigen Durchschnitt auf 8 409 605 Kilogramm bei einem Gesamtwert von 5 016 294 Lei und einem Staatsanteil von 2 104 765 Lei.

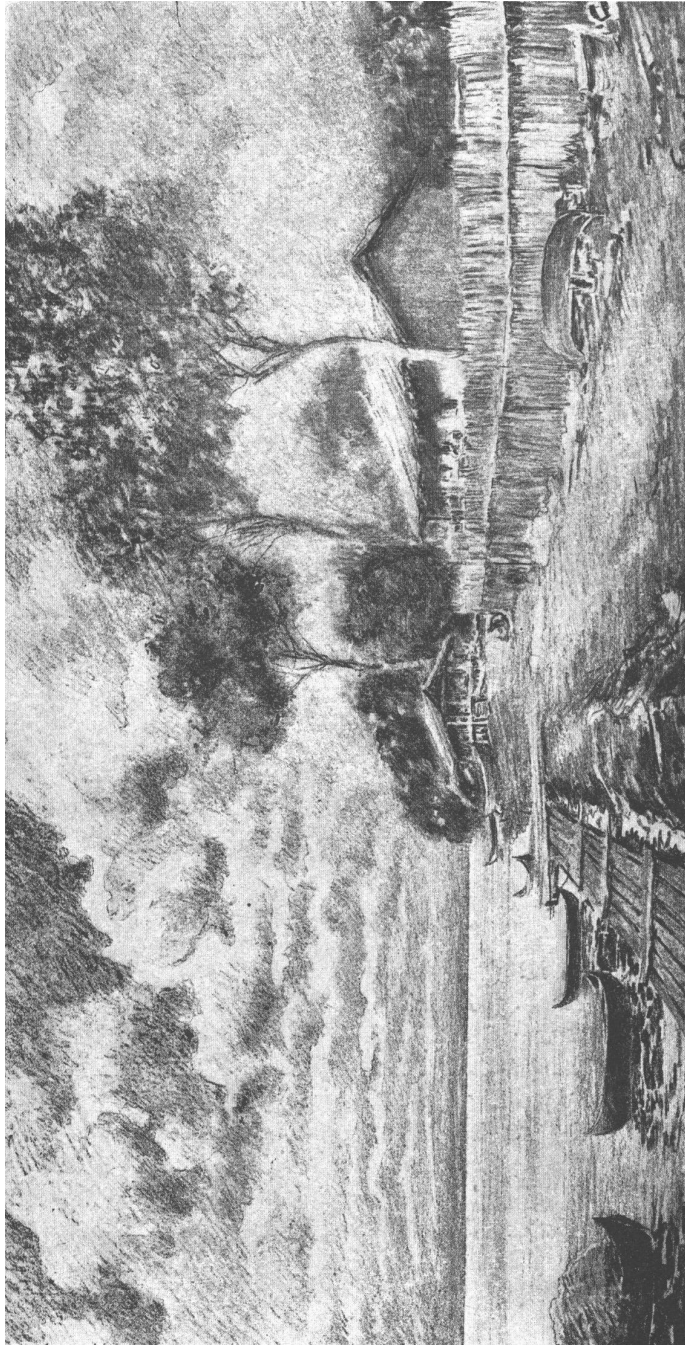
Am geringsten ist naturgemäß der Fang in der Sektion III, die die Küste von Cap Midia bis Mangalia umfaßt. Wenn auch die Seen an der Küste wie Tasaul, Gargalac und Siut Ghiol ansehnliche Erträge liefern, sind doch die Einnahmen des Staates aus dieser Fischerei wegen



*Strand von Jurilofca.*



*Fischerhäuser in Jurilofca.*



*Fischereiwohnung an der Donau; Gezeichnet von Richard Canisius.*

---

des hohen Fischeranteils beim Fang im Meer von etwa 80-85 Prozent relativ gering. Die durchschnittliche Fangmenge betrug 423 589 Kilogramm im Werte von 254 577 Lei mit einem Staatsanteil von nur 88 233 Lei.



*Häuser zum Einsalzen der Fische in Jurlofca.*

Eine Gesamtübersicht über die Ertragnisse der Fischerei in der Dobrudscha in den Jahren 1909/10-1913/14 zeigt nachstehendes Bild:

Jahr:	Gesamtfang:	Gesamtwert:	Anteil des Staates:
1909/10	15 958 713 Kg	8 186 195 Lei	3 627 580 Lei
1910/11	11 476 130	5 161 242	2 305 961
1911/12	13 596 636	7 594 697	3 460 482
1912/13	11 266 224	7 405 451	3 234 596
1913/14	14 178 798	7 219 906	3 276 884

Ebenso mannigfaltig wie die Bevölkerung der Dobrudscha zusammengesetzt ist, ist auch die Nationalität der Fischer. Zum Teil an der Donau sind es Rumänen, die namentlich als Sperr- und Leasabauer tätig sind und die Zugnetzfischerei ausüben. Die besten und geschicktesten Stromfischer sind die Bewohner der bulgarischen Stadt Tutrakan, die auf der ganzen unteren Donau zu Hause sind. Im Delta und an den Seen besteht der größte Teil der Fischerbevölkerung aus Lipowanern, einer aus Rußland vertriebenen religiösen Sekte, die im Gebiete der Dobrudscha

zur Zeit der türkischen Herrschaft und der häufig wiederkehrenden russischen Okkupationen angesiedelt wurde. So tüchtig sie als Fischer sind, machen sie durch ihre wenig guten Charaktereigenschaften der Fischereiverwaltung große Schwierigkeiten. An der Küste sind alle Nationen vertreten: Bulgaren, Rumänen, Griechen, Türken und Russen. So fischen z. B. bei Tabacaria dicht nördlich von Konstanza eine Genossenschaft, bestehend aus je einem Bulgaren, Russen, Rumänen und Türken, in freundlicher Gemeinschaft.

Um im Delta mit der Zeit das nationale Übergewicht zu bekommen und so die Donaumündung durch Angehörige des eigenen Stammes für Rumänen zu sichern, hat die Fischereiverwaltung ein umfassendes Kolonisationsprojekt für die Ansiedelung von nationaltreuen Rumänen ausgearbeitet und bereits die erste Ansiedlung in Patlageanca am Ceatal von Ismail begründet. Wie so viele andere Pläne, die gerade auf dem Gebiete der Fischerei zur Verbesserung ihrer Ausnutzung begonnen wurden, ist auch dieses Werk durch den Eintritt Rumäniens in die Reihe unserer Gegner unterbrochen worden und es wird von dem Friedensschluß abhängen, ob Rumänien es wird fortsetzen können.



*Camena.*

Im allgemeinen erfreuen sich die Fischer eines guten Wohlstandes und sind weit besser gestellt als die meisten Bauern. Außer Grund und Boden für Haus und Garten besitzen sie meist noch ein kleines Stück Land zum Anbau von Gemüse, Zwiebeln, Kartoffeln usw. und sind

*Baspunar*

auch in der Lage ein paar Schweine und Kühe zu halten. Draußen in der Balta leben die Fischer den Sommer über in primitiven Hütten oder auch im Freien, wobei jedes Schlaflager mit Schleiern gegen die Mücken umzogen ist. Diese sind in dem wasserreichen Gebiet natürlich äußerst zahlreich vorhanden und in manchen Gegenden Überträger der Malaria, die unter der Bevölkerung der der Balta anliegenden Dörfer häufig stark auftritt und namentlich unter den Kindern manches Opfer fordert. Bedeutend besser sind die Sommerniederlassungen der Störfischer auf der Nehrung des Razelmsees, da es sich hier um dauernde feste Wohnsitze handelt, in denen während des Winters das Fischereigerät für den Hausfang verwahrt wird.

Die Fischerei im Gebiete der Dobrudscha hat sicherlich eine große Zukunft. Schon die bisher in Angriff genommenen Meliorationen im Delta und die geplante Aussüßung des Sinoesees würden die Erträge gewaltig steigern. Auch die Entwicklung einer Hochseefischerei wäre sehr wahrscheinlich imstande günstige Ergebnisse zu liefern. In den letzten Jahren vor dem Kriege hat die rumänische Fischereiverwaltung begonnen, Pläne für die Einführung der Grundsätze der Teichwirtschaft in den bisherigen Fischereibetrieb auszuarbeiten, wodurch sich aller Wahrscheinlichkeit nach Erträge erzielen lassen würden, die ein vielfaches der bisherigen ausmachen würden.



## **Die wirtschaftliche Bedeutung der Dobrudscha.**

*Von Dr. H. Südhof, Direktor der Deutschen Handelsoberrealschule in Bukarest*

---

Ackerbau und Viehzucht stehen in dem Wirtschaftsleben der Dobrudscha bei weitem an erster Stelle. Die natürlichen Voraussetzungen für diese Wirtschaftszweige sind durchweg günstig. Der Untergrund des Ackerbodens wird im nördlichen, höher gelegenen Teile des Landes aus Graniten, Gneisen, kristallinen Schiefern und jurassischen Gesteinen, im Süden durch Ablagerungen aus der Kreidezeit gebildet. Fast überall bedeckt eine dicke Lößdecke das anstehende Gestein. Die kahlen Felsen kommen nur an wenigen Stellen im nördlichen Teile zum Vorschein.

Der Ackerboden ist in der Dobrudscha je nach der Gegend verschieden. In den tiefer gelegenen Teilen der südlichen Dobrudscha, besonders im Karasugebiet, haben wir einen hellbraunen Boden, der in Südrußland zwischen dem Azowschen und Kaspischen Meere besonders stark vertreten und dort unter dem Namen Bialasjom bekannt ist. Dieser Boden ist arm an Humus und reich an löslichen Salzen. Weit stärker sind in der Dobrudscha die sogenannten kastanienfarbigen Böden vertreten. Diese sind reicher an Humus. Sie nähern sich in ihrer Struktur stark dem russischen Tschernosjom. Wir finden diese Bodenarten hauptsächlich in der südlichen und mittleren Dobrudscha. Der echte russische Tschernosjom ist jedoch selten. Er kommt nur an wenigen Stellen im Norden und Südwesten vor. Im Bezirk Tulcea, dem höher gelegenen Teile der Provinz, ist die Braunerde (braunrötlicher Eichenwaldboden) stark verbreitet. Sie weist eine körnig-eckige Struktur auf und enthält 3—5 Prozent Humus. Die tiefer gelegenen Teile des Gebietes, die bis auf das Niveau des Grundwassers oder noch weiter hinabreichen, sind mit Alkaliböden, Salzböden oder sogar Salzseen ausgefüllt. Längs des Meeres und auch an einigen Stellen längs der Donau finden sich reine Dünensande oder mit Dünensand vermischte Böden. Diese letzteren Bodenarten nehmen



jedoch im Verhältnis zu den hellbraunen und kastanienfarbigen Böden sowie zum braunrötlichen Eichenwaldboden ein kleines Areal ein.



*Ceamurli de Sus.*

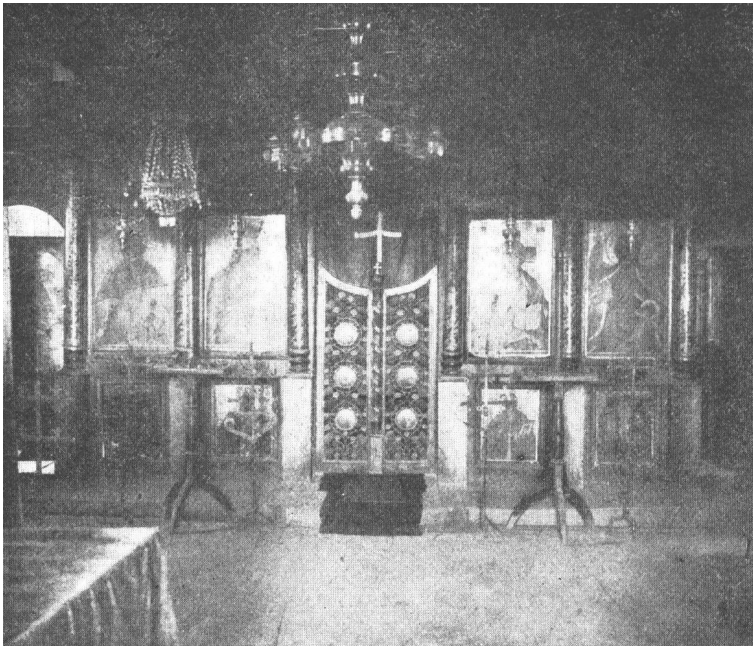
Die Ausnutzung des Ackerbodens kann durch die klimatischen Verhältnisse beeinträchtigt werden. Das Klima hat einen durchaus kontinentalen Charakter: lange, kalte Winter und heiße Sommer. Die mittlere Sommertemperatur beträgt 21,5 Grad, diejenige des Winters dagegen nur 1,1 Grad, was einen Unterschied von 20,4 Grad bedingt (in Norddeutschland beträgt diese Schwankung im Durchschnitt nur 12 bis 13 Grad). Die mittleren jährlichen Niederschlagsmengen betragen 500 Millimeter und weniger (in Norddeutschland 600—700 Millimeter). Die Hauptregen fallen hier, wie in ganz Rumänien, im Frühsommer. Die Niederschlagsmengen sind großen Schwankungen unterworfen. In manchen Zeiten bleiben sie ganz aus. So hatte z. B. im Jahre 1894 die Stadt Harsova im Bezirk Konstanza eine Trockenheitsperiode von 97 Tagen. Sie dauerte vom 9. Juli bis 13. Oktober.



*Kirche mit Pfarrhaus in Ceamurli de Sus.*

Im Jahre 1897 herrschte in Cara-Harman in der mittleren Dobrudscha vom 2. August bis 6. Oktober, also während 65 Tagen, vollkommene Trockenheit. Daß derartige Perioden auf die Ernte geradezu vernichtend wirken müssen, ist ohne weiteres klar.

Die belebende Wirkung der Niederschläge auf Pflanzen- und Tierwelt wird aber noch stark durch die austrocknenden Winde, vor allem durch den sogenannten Grivitz, herabgemindert. Der Grivitz entsteht, wenn ein barometrisches Maximum über Südrußland und ein Minimum über dem Mittelmeer lagert.



*Inneres der alten Kirche von Ceamurli de Sus.*

Er kann je nach der Jahreszeit als kalter oder warmer Wind auftreten. Seine Geschwindigkeit übersteigt nicht selten 25 Meter pro Sekunde. Wenn er gerade zur Blütezeit des Getreides einsetzt, stellt er durch seine sengende Wirkung die Befruchtung vollkommen in Frage.



*Wassermühle in Ceamurli de Sus.*

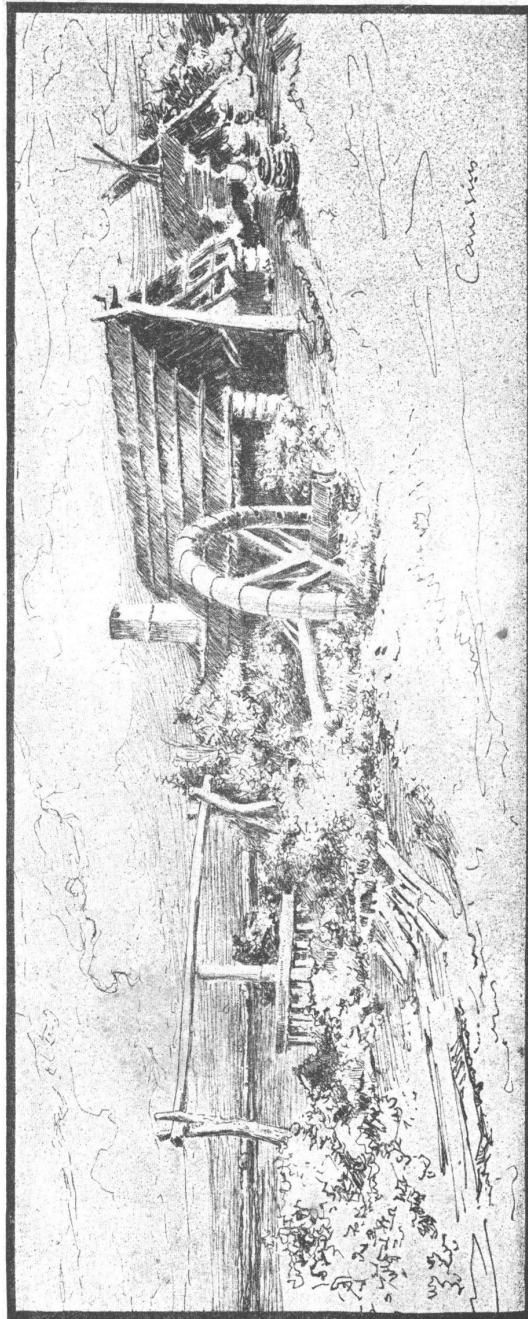
Der Boden ist durch die Schneeschmelze und die Niederschläge im Frühjahr und Frühsommer am feuchtesten. In dieser Zeit bedeckt sich dann auch das Land schnell mit einer dichten Grasdecke. Der trockne, heiße Sommer dörft darauf alles aus. Die ebenfalls trockenen Herbstmonate lassen keine Spätvegetation aufkommen. Diese Tatsachen sind für den Getreidebau von entscheidender Bedeutung.

Sehr nachteilig für eine intensive Ausnutzung des Bodens ist die relativ dünne Bevölkerung. Es mangelt in der Landwirtschaft an Arbeitskräften. Über diesen Mangel hat sich schon im Jahre 1851 I. Ionescu beklagt, der im Auftrage des Sultans die damals noch türkische Dobrudscha bereiste, um der Regierung in Konstantinopel über den Stand der Agrarverhältnisse zu berichten. Schon lange vor der Besetzung der Dobrudscha durch Rumänien hatte eine starke Entvölkerung eingesetzt.



Der Grund mag in der Hauptsache in den kriegerischen Unruhen gelegen haben. Ionescu veranschlagt die Zahl der Einwohner in der ganzen Dobrudscha im Jahre 1851 auf etwa 60 000. Diese Zahl ist entschieden zu niedrig, selbst wenn er feststellt, daß von 35 alten blühenden Dörfern des Kreises Konstanza nur noch 10 vorhanden

sind. Denn die Entvölkerung hat auch in den folgenden Jahren nicht aufgehört. Als die Rumänen Ende der siebziger Jahre das Land besetzten, wurde die Zahl der Bewohner auf 135 bis 140 000 Personen geschätzt. Das macht etwa 9 Einwohner auf 1 Quadratkilometer aus. Nach der Besetzung im Jahre 1879 hat sich die Abwanderung der mohammedanischen Elemente trotz entgegenkommender Behandlung von seiten Rumäniens noch verstärkt. Sie hat bis in die Gegenwart andauert.



*Bulgarische Bewässerungsanlage; Gezeichnet von Richard Canisius*

---

Der rumänische Staat hat aber alles getan, um das Land neu zu bevölkern. Die Zahl der Einwohner hat sich dann auch bis 1912 auf 390 306 gesteigert.

Sie hat sich also fast verdreifacht. Die Zunahme ist in erster Linie dem platten Lande zugute gekommen. Die Regierung hat eine planmäßige Ansiedlung von Rumänen aus dem Königreich und aus Siebenbürgen betrieben. Bis zum Jahre 1905 waren nicht weniger als 80 273 Bauern mit im ganzen 654 127 Hektar Land neu angesiedelt. Trotz dieser starken Zunahme der Einwohner ist die Bevölkerung noch immer sehr dünn. Es mangelt infolge des intensiveren Betriebes in der Landwirtschaft nach wie vor an Arbeitskräften.



*Brunnen in Beidaud*

Mit der Zunahme der Bevölkerung hat sich auch die Gesamtanbaufläche des Landes vermehrt. Diese belief sich im Jahre 1885 bei der ersten statistischen Aufnahme auf 241 597 Hektar. Sie betrug 1912 637 762 Hektar, also mehr als das 2½fache. Neben der Zunahme der Bevölkerung, die natürlich in erster Linie ins Gewicht fällt, erklärt sich diese Steigerung auch noch aus der freilich beschränkten Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen und der erleichterten Verwertung der Produkte. Die Vergrößerung der Anbaufläche ist zum Teil auf Kosten der Viehzucht geschehen, worauf ich weiter unten zurückkommen werde.

Unter den Bodenprodukten steht an erster Stelle das Getreide. Im Jahre 1914 wurden in der Dobrudscha angebaut:

Getreideart	Anbaufläche	Gesamtertrag	durchschn. Ertrag auf 1 Hektar
Gerste	236 115 Hektar	3 699 991 Hektoliter	14,1 Hektoliter
Hafer	109 707 "	2 050 160 "	18,7 "
Weizen	294 425 "	2 735 742 "	9,3 "
Mais	111 233 "	1 877 405 "	16,9 "
Roggen	17 741 "	130 931 "	7,4 "

In dieser Übersicht fällt der verhältnismäßig starke Anteil des Sommergetreides auf. Das hat seinen Hauptgrund in den oben dargelegten klimatischen Verhältnissen. Die trockenen Herbstmonate und die kalten Winter eignen sich wenig für den Anbau des Wintergetreides. Die feuchten Frühjahre und Frühsommer sind dagegen der Aussaat und dem Wachstum der Sommerfrucht günstig. Die Dobrudscha baut allein soviel Gerste an wie das ganze andere Rumänien zusammen genommen. Auch die Haferproduktion ist in der Dobrudscha relativ hoch. Sie beträgt ein Viertel der gesamten rumänischen Produktion. Mais- und Weizenbau spielen hier bei weitem nicht die Rolle, wie im übrigen Rumänien. Der Roggenbau tritt ganz zurück.



*Achtspänniges Gespann beim Pflügen.*

Sehr niedrig ist bei allen Getreidearten der Durchschnittsertrag auf 1 Hektar. Er erreicht kaum die Hälfte der Hektarerträge in den Kulturländern Westeuropas. Das hat seinen Grund in dem Tiefstände des landwirtschaftlichen Betriebes. Der Getreidebau wird durchweg extensiv betrieben. Zu einer Düngung des Bodens ist man trotz des reichlich vorhandenen natürlichen Düngers, der meist verbrannt wird, noch nicht übergegangen. Der Hektarertrag wird sich ohne Zweifel stark steigern



lassen. Er wird freilich in absehbarer Zeit nicht annähernd die Höhe der alten Kulturländer erreichen, weil die Intensivierung einer Landwirtschaft aufs engste mit dem gesamten Kulturstande der Bevölkerung zusammenhängt. Mit der Bildung der Landbevölkerung ist es aber in der Dobrudscha bei der Buntscheckigkeit der Nationalitäten und Religionen noch sehr schlecht bestellt.

Die Gersteproduktion verteilte sich im Jahre 1914 auf die zwei Bezirke der Dobrudscha nach folgender Übersicht:

Bezirk	Anbaufläche	Gesamtertrag	durchschn. Ertrag auf 1 Hektar
Tulcea	70 188 Hektar	850 031 Hektoliter	12,1 Hektoliter
Konstanza	143 188 "	2 144 229 "	15,0 "
	213 342 Hektar	2 994 250 Hektoliter	13,5 Hektoliter

Der Bezirk Konstanza steht bei weitem an erster Stelle.

Bei der Haferproduktion ist im Jahre 1914 der Anteil des Bezirks Konstanza noch größer, wie folgende Tabelle zeigt:

Bezirk	Anbaufläche	Gesamtertrag	durchschn. Ertrag auf 1 Hektar
Tulcea	17 567 Hektar	274 147 Hektoliter	15,6 Hektoliter
Konstanza	77 720 "	1 559 034 "	20,1 "
	95 287 Hektar	1 833 181 Hektoliter	17,8 Hektoliter

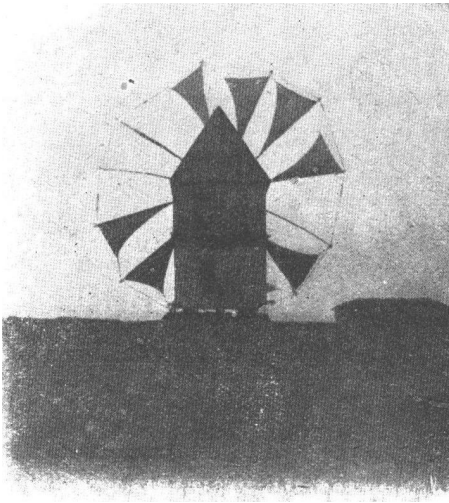
Der Bezirk Konstanza ist demnach an dem Gesamterträge der Dobrudscha mit rund drei Vierteln beteiligt.



*Maisreinigen.*

Nicht wesentlich anders gestaltet sich die Verteilung bei der Maisproduktion. Die Getreideproduktion hat in den Jahren seit der Besetzung durch Rumänien sehr stark zugenommen. Das zeigt uns deutlich folgende Übersicht:

Jahr	Gerste		Hafer		Weizen		Mais	
	Produktion Hektoliter	Zunahme 1885 =100	Produktion Hektoliter	Zunahme 1885 =100	Produktion Hektoliter	Zunahme 1885 =100	Produktion Hektoliter	Zunahme 1885 =100
1885	927 734	100	106 266	100	338 456	100	406 691	100
1890	1 117 253	120	166 598	157	690 705	204	211 651	52
1895	2 018 070	218	384 290	362	931 830	275	224 170	54
1900	1 782 100	192	392 350	369	946 500	280	728 100	179
1905	2 660 622	287	1 410 636	1327	1 083 835	320	397 055	98
1913	2 718 895	293	1 438 837	1357	1 441 099	425	955 824	234



Bei allen Getreidearten hat die Produktion stark zugenommen, am stärksten beim Hafer. Diese Zunahme erklärt sich aus der größeren Anbaufläche und der Steigerung des Hektarertrages infolge der intensiveren Bearbeitung des Bodens. Eine weitere Steigerung der Produktion ist sowohl durch Vergrößerung der Anbaufläche (es steht noch sehr viel Brachland zur Verfügung) als durch erhöhte Intensivierung der Beackerung in umfangreicherem Maße möglich.

fangreicherem Maße möglich.

Außer den angeführten Getreidearten spielen Raps, Bohnen und Lein noch eine gewisse Rolle. Im Jahre 1914 wurden angebaut 17 887 Hektar Raps, 32 021 Hektar Bohnen und 3 281 Hektar Lein. Die von der mohammedanischen Bevölkerung beliebte Hirseproduktion, die sich im Jahre 1885 auf 276 279 Hektoliter belief, ist 1914 auf 108 862 Hektoliter zurückgegangen.

Die Viehzucht spielte im wirtschaftlichen Leben der Dobrudscha vor der Besetzung im Jahre 1879 eine größere Rolle als heute. Infolge der dünnen Bevölkerung blieben weite Strecken Landes vollkommen unbebaut liegen. Durch die verhältnismäßig zahlreichen Niederschläge im Frühling und Frühsommer bedeckt sich das fast baumlose Gebiet mit einer üppigen Grasdecke. Dem Weidevieh standen große Flächen zur Verfügung. Das Weidevieh, besonders die Schafe, fanden auch dann noch hinreichend Futter, wenn es sich im Spätsommer oder Herbst mit dem abgestorbenen Grase begnügen mußte.



*Schafherde bei Cail Dere*

Im Herbst kommen selbst rumänische Hirten aus Siebenbürgen, die sog. Mokaner, mit ihren Herden zur Überwinterung in die Dobrudscha. Die wandernden Hirten, durchweg fremde Staatsangehörige, boten der türkischen Regierung nicht geringe Schwierigkeiten. Sie führten nach dem oben erwähnten Berichte Ionescus jährlich im Durchschnitt eine Million Schafe ein. Diese Zahl ist entschieden zu hoch gegriffen. Sie läßt aber trotzdem einen Schluß auf den Umfang und die Bedeutung der Herdenwanderung zu. Sehr viele von diesen Mokanern sind in der Dobrudscha geblieben und treiben noch heute ausgedehnte Viehzucht.

Über den Umfang der Viehhaltung — es handelt sich nur um die wichtigsten Haustierte — gibt uns für die einzelnen Jahre nachstehende Tabelle Aufschluß:

Jahr	Pferde	Rinder	Schafe
1880	45 198	100 506	783 189
1885	59 626	113 370	702 602
1890	56 430	191 402	611 628
1895	74 189	135 907	866 519
1900	87 499	151 190	737 027
1905	97 219	177 447	577 304

Die Viehhaltung zeigt in ihrer Entwicklung während der letzten Jahrzehnte nicht das gleiche Bild, das die Getreideproduktion aufweist. Während sich die Zahl der Pferde verdoppelt hat, können wir beim Rindvieh eine geringere Zunahme, bei den Schafen sogar eine beträchtliche Abnahme feststellen.



*Schafhirte*

Das hat seinen Grund in der starken Ausbreitung des Ackerbaues. Diese konnte und kann auf die Dauer nur vor sich gehen auf Kosten der ausgedehnten Weidewirtschaft, vor allem der Schafzucht.



*Viehsammelstelle vor dem Dorf.*

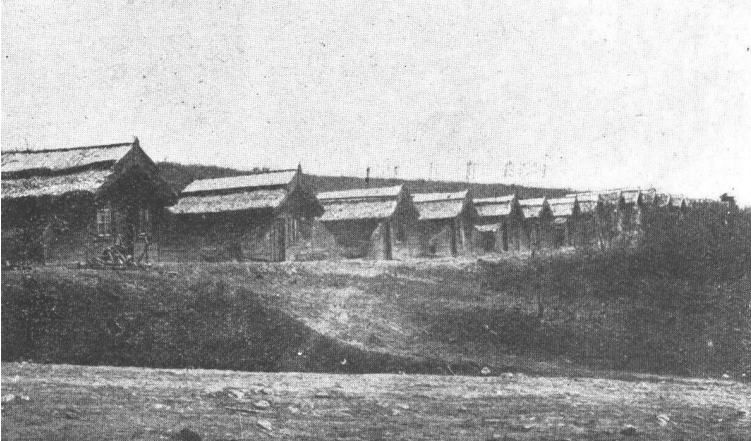
Einen nicht geringen Nutzen zieht der rumänische Staat jährlich aus der Fischerei. Die vielen Seen an der Donau und der Küste des Schwarzen Meeres bieten ergiebige Fischereigründe. Die Regierung hat unter sachverständiger Leitung die Bewirtschaftung dieser Seen in die Hand genommen.



*Ein Büffelgespann.*

Die Einkünfte haben sich von 294 000 Lei im Jahre 1880 auf 1 900 000 Lei im Jahre 1905 gesteigert.

In der nördlichen Dobrudscha sind bei Altân Tepe, Acpunar, Leamurti und an anderen Orten Kupfer- und Eisenerze festgestellt. Man ist aber bislang nur an die Ausbeute der Kupferlager gegangen. Der Abbau wurde von einem Privatunternehmen in die Wege geleitet und betrieben. Im Jahre 1916 ging dann die Ausbeute in die Hände des rumänischen Staates über.



*Arbeiterhäuser beim Bergwerk Altân Tepe.*

Die Dobrudscha ist verhältnismäßig reich an Steinbrüchen. So finden wir im Bezirk Tulcea an verschiedenen Orten wertvolle Granit- und Marmorbrüche. Auch der Bezirk Konstanza liefert bei Canara, Harsova und Topalu gutes Baumaterial vor allem feste Kalksteine.

Eine umfangreichere Industrie hat sich in der Dobrudscha nicht entwickeln können, selbst nicht unter dem starken Schuhe des rumänischen Industriegesetzes. Es mangelt so ziemlich an allem, was zur Vorbedingung industrieller Entwicklung gehört: an genügenden Mengen von Rohmaterialien, an Arbeitskräften und an billigem Geld. Wenn sich trotzdem an einigen Orten Fabriken entwickelt haben, so ist diesen die günstige Verkehrslage zu Nutze gekommen. Wir haben in Konstanza und Cernavoda Petroleumraffinerien und Zementwerke, weil in diesen Hafenstädten die Absatzverhältnisse besonders günstig sind. Alle anderen Industrien gehen, wenn sie überhaupt vorhanden sind, kaum über den örtlichen Bedarf hinaus.

Zur Hebung der wirtschaftlichen Tätigkeit hat der Staat auf den Ausbau der Verkehrswege sein besonderes Augenmerk gerichtet. Wer den Zustand der Landwege bei feuchtem Wetter im unteren Donaugebiet erlebt hat, der wird die absolute Notwendigkeit fester Landstraßen einsehen. Die Wege sind nach kurzer Regenzeit derart aufgeweicht, daß ein Fortkommen mit dem Wagen den größten Schwierigkeiten begegnet. Die Räder gehen manchmal 3—4 Fuß tief durch den aufgeweichten Boden. Als Rumänien die Provinz übernahm, hatte man kaum mit dem Bau von Chausseen angefangen. 1914 belief sich dagegen die Gesamtlänge der mit Schotter ausgebauten Landstraßen schon auf über 1000 Kilometer. Die rumänische Regierung hatte in den letzten Jahren auch bereits angefangen, das Eisenbahnnetz auszubauen. Von der alten Bahnlinie Konstanza—Cernavodn, auf die ich weiter unten zu sprechen komme, zweigen in Medgidia zwei weitere Bahnen ab. Die eine geht nach Süden über Cobadin an die bulgarische Grenze, die andere nach Norden bis in die Nähe von Cogealac. Sie sollte bis Tulcea weitergeführt werden.



*Ochsenwagen von Testemel.*

Die Dobrudscha hat für Rumänien infolge ihrer Lage eine große Bedeutung. Es ist die Provinz, die das Königreich mit dem Schwarzen Meer verbindet. Sie hat als Durchgangsland schon vor der Besetzung eine Rolle gespielt. Die Westgrenze der Dobrudscha wird durch die nach Norden fließende Donau gebildet. Bei Cernavoda nähert sich der Strom am stärksten dem Schwarzen Meere. An der entsprechenden Stelle der Meeresküste liegt Konstanza, der günstigste Hafen im Bereich der rumä-

nischen Küste. Konstanz und Cernavoda sind durch das Karasutal, das etwa 3 Kilometer westlich von Konstanz beginnt und sich quer durch die Dobrudscha zur Donau hinzieht, miteinander verbunden. Es war daher natürlich, wenn der Verkehr von der Donau zum Meere diesen Weg benutzte. Das lag umso näher, als die Schiffsverkehrsverhältnisse in der Donaumündung vor der Regulierung durch die internationale Donaukommission sehr schlecht waren. Die erste k. u. k. priv. Donaudampfschiffahrtsgesellschaft hatte daher, wenn auch nur vorübergehend, aus diesem „Isthmus“ einen Wagenverkehr eingerichtet. Die Reisenden, die mit dem Donauschiff von Österreich-Ungarn kamen, verließen bei Cernavoda die Donau und fuhren in etwa 6 Stunden nach Konstanz an das Seeschiff. Zur Erleichterung dieses Überganges wurde 1860 zwischen Cernavoda und Konstanz durch das Karasutal von einer englischen Gesellschaft eine Bahn gebaut, die erste Eisenbahn auf der Balkanhalbinsel.

In diesem Zusammenhang sei noch eines Kanalprojektes gedacht, das von allgemeinem Interesse sein dürfte. Die Donau macht durch den Lauf nach Norden vor der Mündung für die zum Meere strebende Flußschiffahrt einen beträchtlichen Umweg. Bevor die internationale Donaukommission ihre Tätigkeit entfalten konnte, erschwerte, wie schon erwähnt, das versandete Delta die Schiffahrt außerordentlich. Zudem hatte Rußland bis zum Pariser Frieden 1856 die Kontrolle über die Donaumündungen. Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts erwogen daher die Pforte und Österreich-Ungarn den Bau eines Kanals durch die Karasusenke vom heutigen Cernavoda nach Konstanz. Dadurch mußte der Wasserweg bedeutend abgekürzt werden. Der im Dienst der Türkei stehende Ingenieur von Vincke, ein preußischer Offizier, wurde 1837 mit der geodätisch-technischen Untersuchung des Planes betraut. Dieser faßte zur Durchführung des Projektes eine doppelte Möglichkeit ins Auge: einen Schleusenkanal oder einen vollständigen Durchstich. Ein Schleusenkanal zur Überwindung des Niveauunterschiedes konnte nur in Frage kommen, wenn genügend Wasser für die Speisung des oberen Kanals zur Verfügung stände, was nicht der Fall war. Ein vollkommener Durchstich machte sich jedoch nicht bezahlt. Um dem Fahrwasser eine Tiefe von 3 Meter unter dem tiefsten Donauwasserstande zu geben, mußte der feste Kalkstein an der größten Erhebung, etwa 4 Kilometer westlich von der Küste des Schwarzen Meeres, 50—60 Meter tief durchbrochen werden. Die Ausführung des Planes unterblieb daher.

Mit der Angliederung der Dobrudscha an Rumänien hat sich der Verkehr auf der Strecke Cernavoda—Konstanz sehr stark gehoben. Um einen leichteren Zugang zu der neuen Provinz und zum Meere zu bekommen, wurde in den Jahren 1890—95 die große Donaubrücke bei



Cernavoda mit einem Kostenaufwande von 35 Millionen Lei gebaut. Leider ist diese Brücke nur für eine eingleisige Bahn konstruiert. Sie dürfte, wenn die Verkehrssteigerung nach dem Kriege anhalten sollte, nicht lange mehr den Anforderungen genügen.

Die alte von der rumänischen Regierung übernommene Bahn von Cernavoda nach Konstanza ist den Bedürfnissen des stärkeren Verkehrs entsprechend umgebaut und verbessert worden. Der Hafen von Konstanza mußte zu einem modernen Seehafen ausgebaut werden.

Konstanza ist schon im Altertum und Mittelalter ein Verkehrsplatz von Bedeutung gewesen. Das geht hervor aus den zahlreichen Münzfunden und den Grundmauern antiker und mittelalterlicher Bauwerke, die man hier in den letzten Jahren aufgedeckt hat. Die vielen Kriege aber, die das Hinterland

von Konstanza, das untere Donaugebiet, als das von der Natur vorgezeichnete Durchgangsland zwischen der Balkan-Halbinsel und Osteuropa und zwischen der russischen und türkischen Macht über sich ergehen lassen mußte, beeinträchtigte auch den Verkehr im Hafen von Konstanza. Die Anlagen mußten in Verfall geraten. Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts konnten höchstens drei Schiffe von nur 70 Registertonnen gleichzeitig Ladung aufnehmen. Seine Tiefe betrug nicht über 7 Fuß. Eine Besserung trat ein, als eine englische Gesellschaft den Plan faßte, Konstanza und Cernavoda mit einer Eisenbahn zu verbinden, um so einen Teil des unteren Donauverkehrs über Konstanza zu leiten. Damit war auch ein Ausbau des Hafens notwendig geworden. Die



*Wasserträgerin*

Bucht wurde durch einen 200 Meter langen Damm gegen das offene Meer geschützt, 200 Meter Holzkai begünstigten das Ladegeschäft der Schiffe. Die Einrichtungen reichten aber noch keineswegs aus, um einen größeren Verkehr zu bewältigen. Als darum nach dem Besitzübergang der Dobrudscha von der Türkei an Rumänien der Verkehr sich steigerte, mußte auch der Hafen ausgebaut werden. Der rumänische Staat ist dieser Aufgabe in weitestem Maße nachgekommen. Die Arbeiten gelangten 1909 zu einem vorläufigen Abschluß. Das Bild des neuen Hafens läßt die alte Anlage garnicht wieder erkennen. Die Hauptmole weist jetzt allein eine Länge von 1377 Meter auf. Die Wasserfläche innerhalb des Hafens beträgt 60 Hektar. Die Kais, in einer Gesamtlänge von 6 420 Meter, sind so angelegt, daß die Wasserfläche im Hafen in acht verschiedene Abteilungen zerfällt. Ein besonderer Petroleumhafen ist abseits für die Tankschiffe eingerichtet worden. Die rumänische Regierung hat alle Vorrichtungen getroffen, die zur schnellen Abwicklung des Verkehrs notwendig sind. Nicht weniger als 4 große Speicher, die zusammen 140 000 Tonnen zu fassen vermögen, dienen mit ihren modernen Ladeeinrichtungen der Begünstigung des Getreideexportes. Die zahlreichen Petroleumtanks an der Westseite des Hafens weisen auf den starken Versand von Erdöl hin. Der unmittelbare Zugang zum Hafenbecken von dem hohen Ufer ist für die Eisenbahn durch den Bau eines Tunnels erleichtert. Früher mußte der Niveauunterschied von 36 Meter, der zwischen dem Bahnhof von Konstanz auf dem Plateau und dem Hafen bestand und der keine direkte Linie auf der kurzen Strecke der zu großen Steigung wegen zuließ, in umständlicher Zickzackführung der Bahn an dem Steilabfall überwunden werden.

In welchem Maße sich der Gesamtverkehr im Hafen von Konstanz seit 1880 gesteigert hat, geht aus folgender Übersicht hervor:

Jahr	Gesamtverkehr Tonnen	Zunahme 1880=100
1880	424 175	100
1885	386 928	91
1890	377 973	89
1895	537 491	127
1900	974 897	230
1905	1 684 754	397
1910	2 249 971	531

Der Gesamtverkehr hat sich also in 30 Jahren verfünffacht. Besonders stark ist die Zunahme nach der Fertigstellung der Donaubrücke im Jahre 1895. Daß infolge dieser Verkehrsentwicklung auch die Stadt Konstanz einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat, soll

nicht unerwähnt bleiben.

Der andere Seehafen der Dobrudscha, Mangalia, tritt gegenüber Konstanza ganz in den Hintergrund. Er hatte einst einen relativ stärkeren Verkehr und eine größere Bedeutung. Ihm fehlt aber jetzt die Bahnverbindung mit dem Hinterlande. Der Großverkehr ist darum ganz auf Konstanza übergegangen.

Einen verhältnismäßig stärkeren Verkehr weist der Hafen von Tulcea auf. Tulcea ist zwar kein Seehafen im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Seeschiffe aber, die die Donaumündung hinauf nach Galatz und Braila fahren, müssen auch an Tulcea vorbei. Desgleichen die Flußschiffe, die bis zur Mündung nach Sulina gehen. Die übrigen Donauhäfen in der Dobrudscha (Oltina, Rasova, Cernavoda, Harsova, Macin, Isaecea) sind ausgesprochene Flußhäfen.

Das Wirtschaftsleben der Dobrudscha hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich günstig entfaltet. Im Jahre 1880 bezog der rumänische Staat an Einkünften aus dieser Provinz 2 772 927 Lei, 25 Jahre später betrugen diese 15 187 634 Lei, also mehr als das fünffache. Die wirtschaftlichen Kräfte des Landes sind aber noch keineswegs voll entwickelt. Auf allen Gebieten ist eine weitere Steigerung noch möglich.



*Bauernhaus in Babadag.*



## **Altertumsforschung in der Dobrudscha**

*Von Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Carl Schuchhardt, Direktor am  
Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin*

---

### **I.**

#### **Die sogenannten Trajanswälle in der Dobrudscha.**

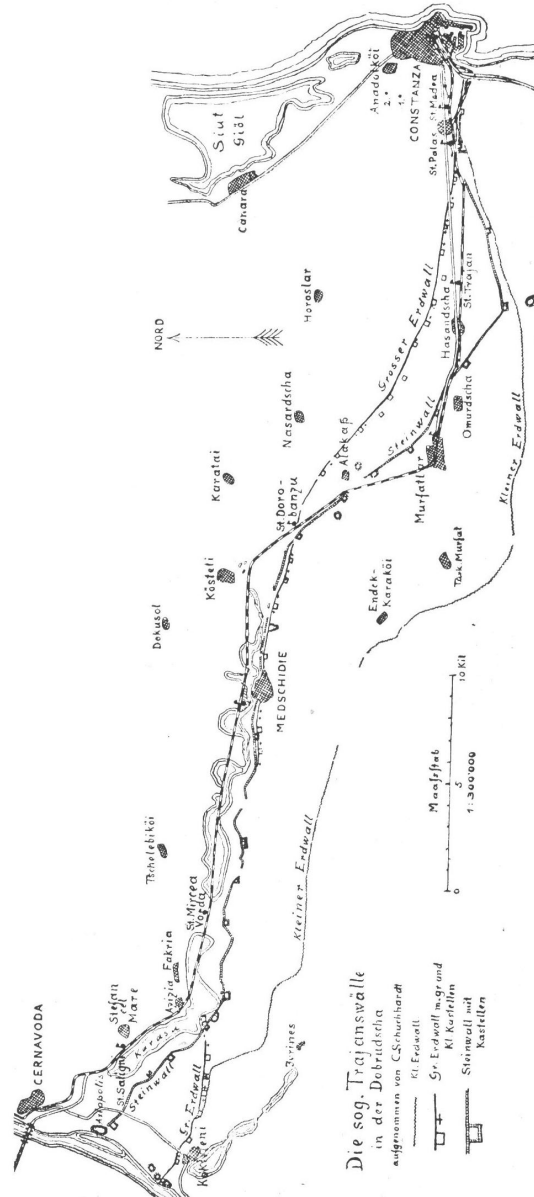
Kein Geringerer als Moltke ist es gewesen, der der gebildeten Welt die ersten Mitteilungen über die großen Wälle in der Dobrudscha gemacht hat. Während der Jahre seines Aufenthaltes in der Türkei hatte er sie gesehen und ihnen in seinen Briefen gelegentlich eine Seite gewidmet (2. November 1837). Er spricht von einem doppelten, an einigen Stellen dreifachen Wall, den Kaiser Trajan angelegt habe, sagt, daß er überall noch 8—10 Fuß hoch sei und daß man hinter ihm in bestimmten Intervallen die noch wohlerhaltenen Lager finde.

Als ich 1884 in die Dobrudscha kam, sah ich schon am ersten Tage bei einem Spaziergange von Konstanza aus, daß die drei Wälle nicht eine einheitliche Anlage sind, sondern aus verschiedener Zeit stammen müssen. Ich gelangte nämlich, indem ich auf dem mittelsten der Wälle gegen Westen hin entlang ging, alsbald an eine Stelle — sie ist heute zwischen den Stationen Medea und Pallas noch erhalten — wo der nördlichste der Wälle die beiden anderen überschneidet, um nach Südwesten zu das höhere Gelände zu ersteigen und von da an seinen Weg allein fortzusetzen. Der Schnittpunkt läßt das Altersverhältnis deutlich erkennen. Die beiden zusammen nach Westen fortlaufenden Wälle haben den von Norden nach Süden ihren Weg kreuzenden völlig zerschnitten, gera-

dezu zerstört. Sie sind also die jüngeren, die hier über eine ältere Linie rücksichtslos hinweggeschritten sind. Nachher habe ich gesehen, daß auch die beiden Wälle, die zunächst noch brüderlich vereint gegen Westen streben, weiterhin allerhand Wandlungen in ihrem Verhältnis zueinander vornehmen, daß der zuerst südlich liegende sich auf einmal auf die Nordseite setzt und mit seinen Lagern auch öfter den andern zerschnitten hat.

In der Tat ergibt eine genaue Begehung der einzelnen Linien den durchaus selbständigen Charakter einer jeden. Ihr Lauf, ihre Bauart, ihre Ausstattung mit Kastellen ist jedesmal anders.

Die drei Wälle be-  
ginnen westlich und  
südlich von Konstanz  
ziemlich nahe beieinan-  
der. Bezeichnet man sie  
nach ihrer Lage von  
Norden nach Süden als  
1, 2 und 3, so trifft diese  
Bezeichnung auch zugleich das Altersverhältnis: Der nördlichste Wall ist  
der älteste, der südlichste der jüngste.



Der Wall 1 ist der „kleine Erdwall“. Er ist kaum mannshoch, meist breit verschwemmt und hat seinen breiten flachen Graben merkwürdigerweise gegen Süden. Das ist allein schon ein Beweis dafür, daß dieser Wall von einem nördlich wohnenden Volke gegen einen südlichen Feind angelegt wurde. Er unterscheidet sich auch von den beiden anderen dadurch, daß er sich alsbald südlich auf das höhere Gelände zieht und in seinem weiteren Verlaufe sich immer den Einblick in das südliche Vorland zu verschaffen sucht. An seiner ganzen Linie ist kein Lager oder Wachtposten zu entdecken, während die beiden anderen Wälle reichlich damit ausgestattet sind.

Es kann kein Zweifel sein, daß dieser erste Wall, der „kleine Erdwall“ noch von den Barbaren angelegt ist, sei es gegen ein anderes barbarisches Volk oder schon gegen die Römer, als sie von Süden her bedrohlich wurden. Das ist ein interessantes Zeugnis für die Wechselwirkung der Kriegsmethoden schon im grauen Altertum. Die Römer sind gar nicht die Erfinder der Grenzsicherung durch einen Langwall gewesen, sondern sie haben diese Methode von den Barbaren, mit denen sie zu tun hatten, übernommen. Auch in Germanien erfahren wir ja durch Tacitus, daß schon die Agrivaren sich durch einen breiten Wall von den Cheruskern abgeschieden hatten, lange bevor die Römer daran dachten, sich in ähnlicher Weise ihrerseits gegen die Germanen zu schützen.

Der zweite Wall, der bei Konstanz südlich vom ersten beginnt, ist der „große Erdwall“. Er hat die stattliche Höhe von 4—5 Metern und neben sich gegen Norden einen starken, gegen Süden einen schwachen Graben. Der nördliche ist offenbar der Verteidigungsgraben, der südliche wird nur entstanden sein, weil es bequemer war, für den Hinteren Teil des mächtigen Walles das Erdreich dort auszustechen.

An diesem zweiten Walle liegen nun eine Menge Erdlager in regelrechtem Abstände und von zweierlei Größe.

Ungefähr auf jeden Kilometer findet sich ein Quadrat von rund 150 Meter Seite, öfter aber gleich daneben noch ein kleineres Rechteck von etwa 20:50 Meter. Mehrfach ist deutlich, daß damit ein Durchgang durch den Grenzwall gedeckt werden soll. Garnicht weit von Konstanz, von der Station Pallas aus gegen Westen, findet sich eine Reihe dieser interessanten Kastellarten wohl erhalten. Der große Erdwall zieht auf dieser Strecke ziemlich geradlinig gegen Nordwesten und läßt die Dörfer Hansancea (auf der Skizze Seite 111 Hansandscha), Omurcea (Omurdscha), Murfatlar, Alakap, alle südlich liegen. Sein Ziel ist das Hügelkap, das kurz vor Medgidia von Süden her gegen das Dorf Kösteli scharf vorspringt. Dies ersteigt der Wall und zieht nun am Hügelrande bis etwas über Medgidia hinaus. Dann aber setzt er aus — die Seenkette wurde al-



*Mühlen bei Enisala*

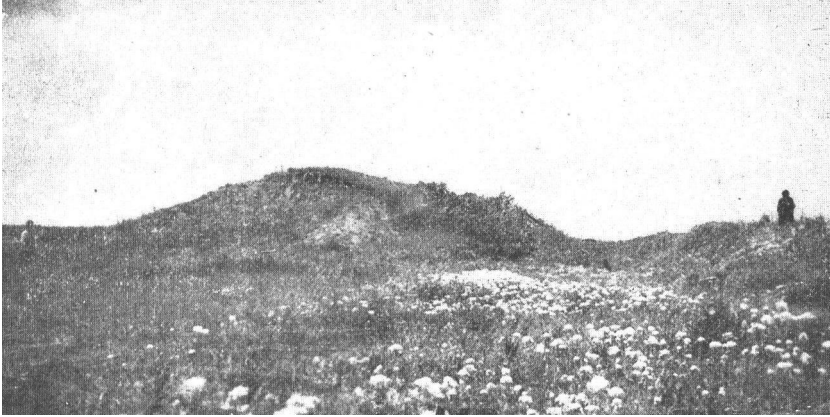
*Aquarell von R. Canisius*

---



lein als genügender Schutz betrachtet — und beginnt erst wieder, wo der letzte lange See scharf gegen Nordwesten auf Cernavoda zu umknickt. Hier läuft der Wall rein westlich über die Höhe, gelangt bald neben den „kleinen Erdwall“, benutzt diesen auch mehrfach als Rückseite für seine Lager und setzt sich schließlich völlig auf ihn, so daß es von Cochirleni bis zur Donau einen „kleinen Erdwall“ überhaupt nicht mehr gibt.

Aus diesem Verhalten ist völlig klar, daß der große Erdwall später angelegt ist, als der kleine.



*Durchschnitt durch den „großen Erdwall“ bei der Pumpstation vor Palas mit dem nördlichen Graben rechts.*

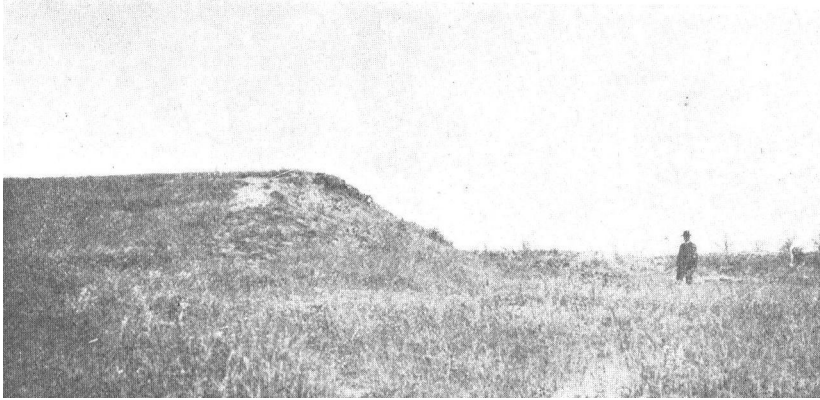
Wie ist aber das Verhältnis der großen Kastelle zu den kleinen am großen Erdwall zu erklären? Darüber haben erst die neuen Begehungen und die Ausgrabungen Klarheit gebracht, die ich im Herbst 1917 vornehmen konnte. Es kommt ein paarmal vor, daß ein kleines Kastell sich so in ein großes hineingesetzt hat, daß es dessen Wall zerschneidet, daß große Lager also zerstört. Die großen Lager müssen folglich älter sein als die kleinen und müssen außer Gebrauch gesetzt sein als die kleinen angelegt wurden. Die Ausgrabungen ergaben in beiden Arten von Lagern ein und dieselbe Keramik, die sorgsam behandelte, schön profilierte Ware der guten römischen Zeit, etwa 100 Jahre nach Christi Geburt. In den großen Lagern waren die Funde aber sehr spärlich, in den kleinen fanden wir auf der gleichen Bodenfläche zehnmal soviel. Daraus ist zu schließen, daß die großen Lager nur kurze Zeit besetzt gewesen sind, daß dann die kleinen an ihre Stelle getreten und sehr viel länger benutzt worden sind. Eine Kombination, die an die Denkmäler von Adam Klissi anknüpft, hat schon vor 15 Jahren dargelegt, daß die schwere Niederlage, die die Römer unter Kaiser Domitian im Jahre 87 nach Christi Geburt an der unteren Donau erlitten haben, wahrscheinlich die Veran-

lassung zur Anlage des ersten Limes auf unserer Linie gewesen ist. Die Römer hatten zu jener Zeit die Donau selbst als Grenze und das ganze heutige serbische und bulgarische Ufer mit ihren Kastellen besetzt. In der Dobrudscha gelang es ihnen nicht, das einheimische kriegerische Volk zu unterjochen oder über den Fluß zurückzuwerfen. So zogen sie hier in Verlängerung der bisherigen Westostlinie ihren Grenzwall quer durch das Land auf Tomi zu und hatten dabei auf eine weite Strecke die Karasuseen als starke natürliche Deckung vor ihrer Front. Die mächtige Anlage des großen Erdwalls mit seinen dicht gereihten großen Lagern würde der Not der Zeit nach der domitianischen Niederlage gut entsprechen. Binnen kurzem scheint aber Ruhe im Lande eingetreten zu sein, die Kette der großen Lager erschien nicht mehr nötig, die kleinen traten an ihre Stelle. So muß die Grenze dann eine gute Zeit lang gehalten worden sein, bis etwa 15 Jahre nach Domitians Niederlage der energische Kaiser Trajan eine neue großzügige Politik einschlug. Er eroberte Dazien, d. h. das heutige Siebenbürgen und die Walachei und schob damit die Grenzen des Reiches weit nach Norden vor. Wenn dies Dazien schon bis an die unterste Donau reichte und nicht etwa an der Aluta abschloß, was wir nicht ganz sicher wissen, so ist Trajan nicht der Erbauer des großen Erdwalles mit seinen vielen Kastellen gewesen, sondern dieser Wall stammt schon von Domitian und hätte demnach nicht mehr als 15 Jahre gedient. Nach dem Ausgrabungsbefunde in den Kastellen ist dies das Wahrscheinlichere. Die Keramik war sehr einheitlich, und außer Topfscherben fand sich eigentlich gar nichts, kein Gerät, keine Waffe, keine Münze. Die Lager müssen in aller Ruhe geräumt worden sein. Alles was man noch brauchen konnte, hat man mitgenommen, auch die Bauten anscheinend abgebrochen und anderweit verwendet. Nirgend war ein verbranntes Gebäude, das seinen Inhalt verschüttet und damit bewahrt hätte, zu bemerken. Diese Grenze ist nicht unter dem Druck des Feindes geräumt worden, sondern sie ist freiwillig aufgegeben und stammt damit sicher aus der Zeit, bevor unter Trajan und seinen Nachfolgern das ganze untere Donauland römische Provinz wurde.

Der dritte Wall, der bei Konstanz am weitesten südlich beginnt, ist der „Steinwall“. So habe ich ihn getauft, weil er eine dicke Mauer in sich birgt, die innen aus Bruchsteinen mit Kalk, an der Front gegen Norden aus Quadern besteht. Der Wall ist erheblich schwächer als der große Erdwall und 1½ bis 2½ Meter hoch. Gegen Norden hat er einen Graben vor sich.

Der Steinwall ist ähnlich wie der große Erdwall mit Kastellen ausgestattet. Aber sie liegen nicht so dicht gereiht wie dort und haben auch nicht die einheitliche Form. Auf alle 2—3 Kilometer finden sie sich, sind dafür aber erheblich größer und haben anscheinend auch eine

Mauer im Wall. Ihre Form wechselt außerordentlich. Bald sind es geschlossene Quadrate oder Rechtecke, bald solche mit Vorlinien, bald auch Dreiecke, Runde oder Achtecke. Die Umwallung ist auch selten nur eine einfache, doppelter Wall und Graben ist die Regel.



*Durchschnitt durch den „großen Erdwall“ bei Pallas.*

Der Steinwall hält sich vielfach an die Linie des „großen Erdwalls“. Bis 5 Kilometer von Konstanza läuft er dicht neben ihm her, dann biegt er, um sich am Rande der Höhe zu halten, im Bogen südlich ab, geht zwischen den Dörfern Hasancea und Murfatlar durch, streift weiterhin das Dorf Alacap an seiner Westseite und findet sich auf der Höhe südlich Kösteli mit dem großen Erdwall wieder zusammen. Beim Betreten dieses Hügelkaps haben die beiden Wälle sich gekreuzt. Der große Erdwall setzt seine Linie ruhig fort, der Steinwall knickt aber plötzlich gegen Norden, um den Erdwall zu überschreiten und dann wieder gegen Westen, um sich nun ihm parallel zu halten, etwa so, wie eine Chaussee zweimal knickt, um eine Eisenbahn möglichst in rechtem Winkel zu nehmen. Der Abstand zwischen beiden Wällen ist weiterhin so, daß der Steinwall den Erdwall mehrfach als Rückseite für seine Lager benutzt und diese somit nur die Flanken neu zu errichten brauchten. Westlich Medschidia, wo der große Erdwall aussetzt, läuft der Steinwall allein weiter und an der See-Ecke, wo der große Erdwall neu beginnt und gegen Westen durchs Land geht, hält sich der Steinwall noch 3 Kilometer weiter am Seerande und biegt dann erst zur Donau ab.

Hier auf dem hohen Ufer wird die Endigung gedeckt durch eine stattliche Burganlage, das alte Axiopolis. In ihm haben die Rumänen unter Tocilescu fleißig gegraben und festgestellt, daß die Befestigung erst aus der Zeit Konstantins des Großen (323—337) stammt. Zu der Bauart, die in Axiopolis herrscht, stimmt auch die des Steinwalles mit seinem

Mörtelguß im Innern. Zudem haben wir eine Inschrift aus Konstantins Zeit, die von der Verstärkung des Limesschutzes spricht (ad confirmandam limitis tutelam. Corp. inscr. lat. 13734). So dürfen wir den ganzen Steinwall als eine Neuanlage Konstantins des Großen betrachten. Die hier an die Pforten des Reiches mächtig pochenden Goten versuchte der Kaiser durch die erneuerte Grenzwehr noch einmal zu bannen.



*Durchschnitt durch den „großen Erdwall“ bei Pallas.*

Die Goten treten uns heute, wo unsere Kriegsfront sich zum ersten Male wieder von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere erstreckt, besonders nahe. Sie sitzen nach den Berichten des Plinius, Tacitus, Ptolemäus an der äußersten Ostsee, ziehen dann aber die Weichsel hinauf, stürmen schon 265 gegen die Karpathengrenze der 100 Jahre vorher durch Trajan gewonnenen Provinz Dazien an, gelangen dann nach Südrußland und gründen sich hier allmählich ein stattliches Reich. Als die Hunnen sich 375 auf sie werfen, werden sie gezwungen, nach Westen auszuweichen und dringen dann rasch im byzantinischen Reich und immer weiter nach Westen vor.

Gegen diese Goten also hat offenbar Konstantin den letzten Dobrudschalimes errichtet. Der späten Zeit entspricht die saloppe Bauart mit den immer wechselnden Formen der Kastelle. Der Grenzschutz wurde aber, wohl zu merken, um diese Zeit in der Dobrudschamitte angelegt, weil die große Provinz Dazien jenseits der Donau, längst verloren

gegangen war.

In den Kastellen dieses Steinwalles haben wir bei den Ausgrabungen von 1917 eine ganz eigenartige Keramik gefunden: graue grobkörnige Scherben mit einer von einem Kämmchen eingekratzten Verzierung. Die Einkratzung erzeugt zumeist einfach horizontale Schraffen, öfter auch ein Gitterwerk oder eine Wellenlinie. Die Keramik ist im ganzen nichts anderem so verwandt als der slavischen, die in den östlichen Provinzen Deutschlands vom 8.—11. Jahrhundert auftritt. Eine Beziehung zwischen den beiden Erscheinungen muß vorhanden sein, sei es, daß die deutschen Slaven vom Balkan kamen — wie man ja die an der Elbe bei Magdeburg auftretenden Sorben immer schon mit den Serben identifiziert hat —, sei es, daß die deutschen Slaven und die den Steinwall haltenden Völker ein und demselben Volkszentrum, etwa im südwestlichen Rußland entwandert waren.

Das Ergebnis unserer ganzen Walluntersuchung ist dieses:

Der kleine Erdwall ist vorrömisch, von den nördlich wohnenden Barbaren gegen Süden hin angelegt. Der große Erdwall ist aus bester römischer Zeit, wahrscheinlich von Domitian; in seiner ersten Periode war er dicht mit großen Kastellen besetzt, in seiner zweiten spärlicher mit kleinen. Der Steinwall stammt aus der Zeit Konstantins des Großen und hat Kastelle verschiedenster Form in weiten Abständen hinter sich.

## II.

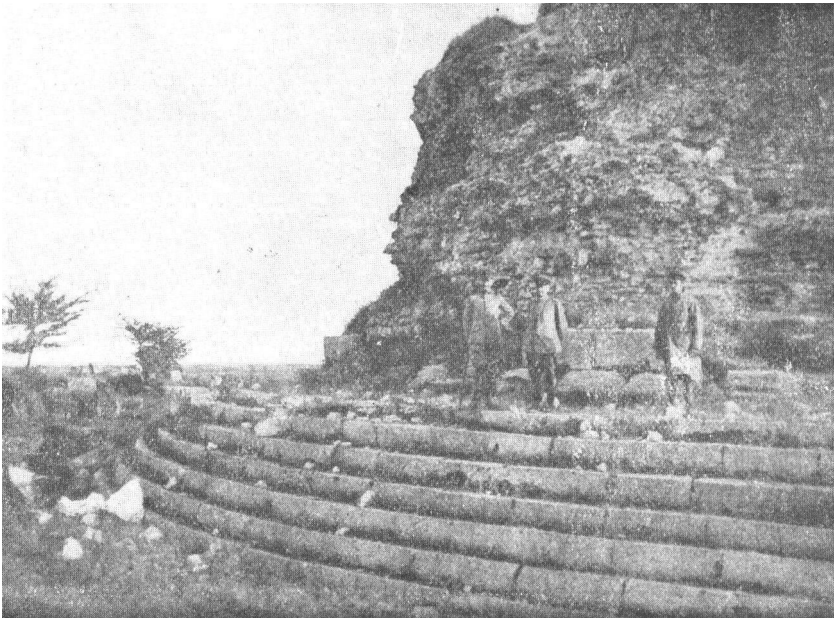
### Die römischen Denkmäler von Adam Klissi.

Der Name Adam Klissi ist türkisch. Adam heißt Mensch; Klissi, verderbt aus *ecclesia*, bezeichnet allgemein eine Ruine. Adam Klissi bedeutet also eine Ruine mit Menschenfiguren. Die Reliefbilder waren den Bewohnern das Auffallendste an den Denkmälern gewesen, und sie sind es auch für uns.

In Adam Klissi, 17 Kilometer südlich von Rasova, hat ein großes *Tropaeum Traiani* gestanden, nach dem die benachbarte Römerstadt sich *Traianenses Tropaeenses* oder *Municipium Tropaeensium* nannte. Es war ein mächtiger trommelförmiger Bau mit einem Kegeldache. Auf der Spitze des Daches erhob sich das eigentliche Tropaeion, der Pfahl mit den angehängten Waffenstücken. Der große Trommelbau hatte oben in einem Zierbande Reliefmetopen, und auch seine Zinnen waren mit Figuren geschmückt. Römische Krieger sind dargestellt, wie sie gegen Bar-



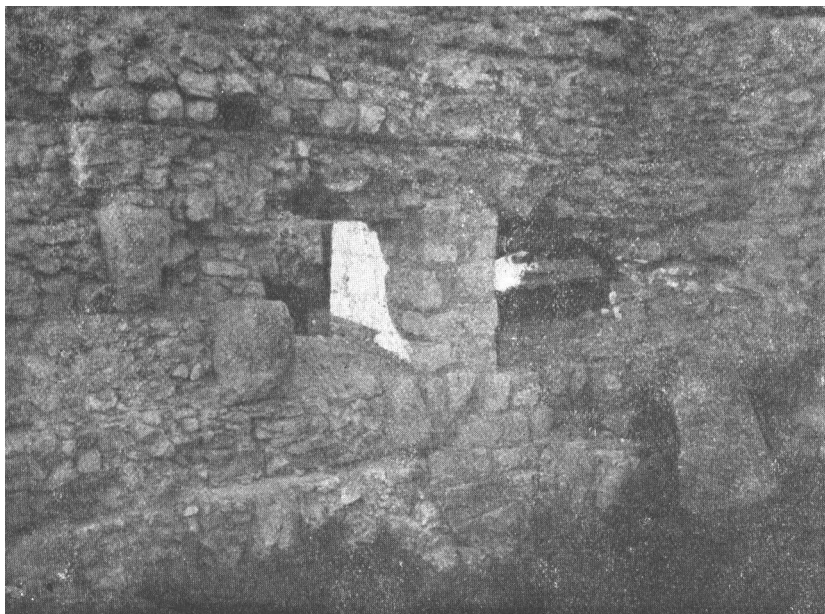
*Tropeanum in Adam Klissi.*



*Unterteil des Tropeanum in Adam Klissi.*

baren kämpfen und sie besiegen. Der Kern dieses Reliefbaues steht heute noch aufrecht und bildet in seiner Lage auf einer der höchsten Stellen der Dobrudscha (fast 160 Meter) ein Wahrzeichen für die ganze

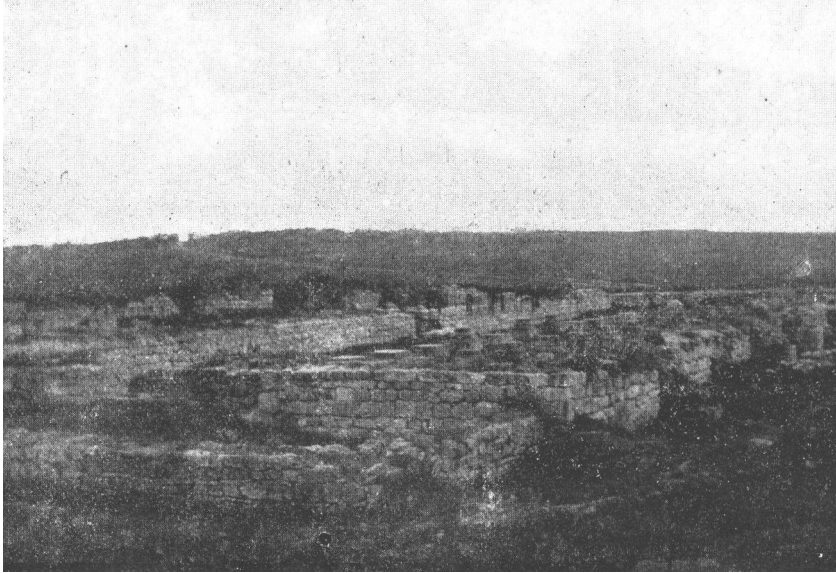
Gegend. Die Reliefs sind schon vor Jahrzehnten nach Bukarest ins Museum gebracht. Die Ruine haben vor 20 Jahren die Wiener Archäologen Benndorf und Niemann zusammen mit Tocilescu eingehend untersucht. Dabei ist die Unterschrift zutage gekommen, die besagt, daß das Denkmal von Trajan dem *Mars Ultor*, dem Kriegsgott der Rache, gewidmet sei. Aber auch damit sind die Zweifel, aus welcher Zeit und welcher Veranlassung das Denkmal hervorgegangen sei, nicht beschwichtigt worden, sondern der Streit ist umso heftiger entbrannt. Den Grund dafür geben die Reliefs. Die römischen Krieger auf ihnen tragen Uniformen und Waffen, die vielfach abweichen von der trojanischen Zeit. Die dargestellten Barbaren haben einen anderen Typus als die Gegner Trajans auf der



*Eingangstor der römischen Siedlung in Adam Klissi.*

Trajanssäule. Die rohe, flache, unbeholfene Arbeit des Reliefs steht in völligem Widerspruch zu der Kunst der trajanischen Zeit, die eine Renaissance der antiken Bildhauerei heraufführte. So hat der eine dies, der andere jenes zur Erklärung der Schwierigkeiten vorgeschlagen. Insbesondere hat Furtwängler hartnäckig die These verfochten, daß das Monument schon aus der Zeit des Augustus stamme und den Sieg des Crassus über die Bastarner verherrliche. Es sei von ungeschickten Lokalarbeitern hergestellt und die Inschrifttafel, ursprünglich leer geblieben, sei

erst von Trajan mit seinem eigenen Namen ausgefüllt worden. Die wirkliche Lösung scheint mir Conrad Cichorius gefunden zu haben, mit einer Auffassung, die er mit Mommsen noch in dessen letzten Lebenstagen durchsprechen konnte und dann dem Andenken des großen Römerforschers gewidmet hat („Die römischen Denkmäler in der Dobrudscha“, Weidmann, Berlin 1904). Der ursprüngliche Bau des Tropaeums stammt

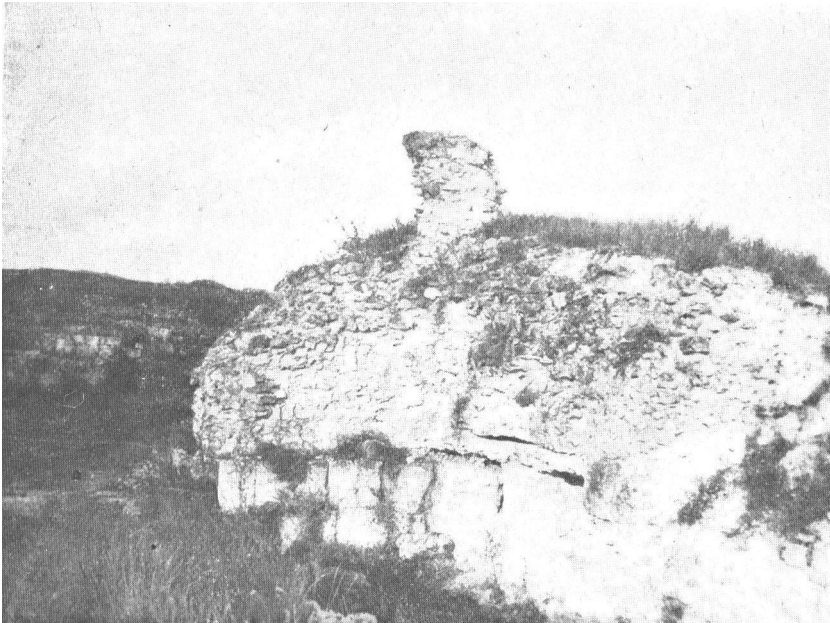


*Eingangstor der römischen Siedlung in Adam Klissi.*

sicher von Trajan, sagt Cichorius, die Inschrift und der Name der *Traianenses Tropaeenses* lassen sich nicht beseitigen. Aber wir wissen, daß gegen Ende des dritten Jahrhunderts die Goten gerade diese Gegend verwüstet haben. Die *Civitas Tropaeensium* ist ihnen zum Opfer gefallen, und erst Konstantin der Große hat sie 315—17 wieder aufgebaut. Sie werden auch das *Tropaeum* selbst zerstört haben, und die erhaltenen Reliefs werden von einer Erneuerung durch Konstantin herrühren, zu dessen Kunstcharakter sie vortrefflich passen. Wie ist aber Trajan dazu gekommen, in diesem entfernten Winkel seines Reiches, wo auch in seinen Dakerkriegen nichts von Belang sich ereignet hatte, ein so laut redendes Monument zu errichten? Hierauf gibt Cichorius eine noch interessantere Antwort als auf die erste Frage. Neben dem großen Tropaeum liegen in Adam Klissi noch zwei kleinere Denkmäler, ein Altar und ein Rundbau. Der Altar war an seinen Seiten mit Inschriften bedeckt, von denen die

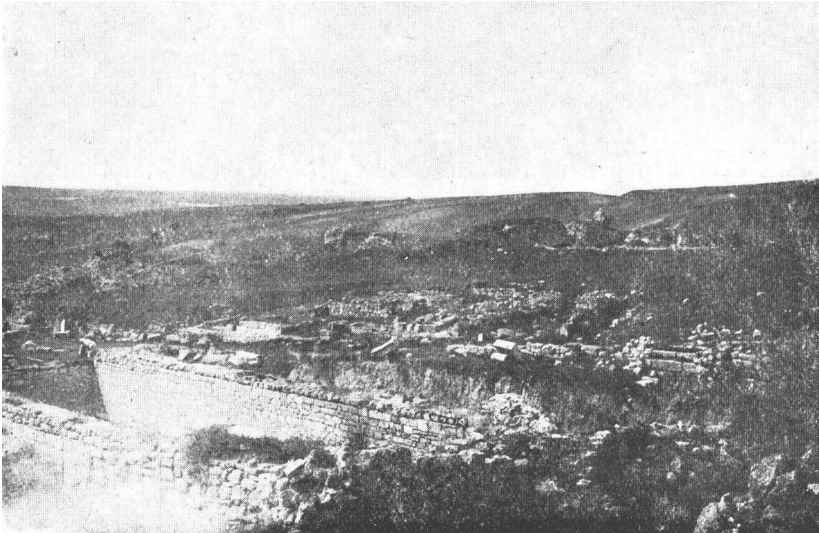


wenigen gefundenen Stücke erkennen lassen, daß einmal gegen 4000 römische Soldaten an dieser Stelle gefallen sind: Prätorianer, Legionäre, Auxiliaren, und zwar mit dem Präfektus Prætorio, dem Kommandeur der Prätorianergarde, an ihrer Spitze. Die Prätorianer wurden nur bei ganz großen Kriegen außerhalb Italiens verwendet. Daß ein Prätorianerobers an der Spitze seines Heeres den Tod fand, ist nur dreimal in der römischen Geschichte vorgekommen. Zwei dieser Fälle liegen im Markomannenkriege Mark Aurels und kommen hier also nicht in Betracht, der dritte ist der des Cornelius Fuscus, der unter Domitian 87—88 gegen die Daker erst auf dem linken Donauufer eine Niederlage erlitt und dann auf das rechte hinübergegangen mit seinem Heere zugrunde ging. Domitian selbst eilte auf das Schlachtfeld des vornehmen Corneliers, seines persönlichen Freundes, und Martial hat dem unglücklichen Feldherrn ein Grabepigramm gedichtet, in dem die Worte *non timet hostiles iam lapis iste minas* zeigen, daß die Stätte des Grabmals nun vor dem Feinde gesichert schien.



*Eingangstor der römischen Siedlung in Adam Klissi.*

Diese Niederlage des Cornelius Fuscus, fährt Cichorins fort, hat die Denkmäler von Adam Klissi hervorgerufen. Der große Rundbau, von dem nur das Fundament erhalten ist, wird das Kenotaph, das Heroon des Fuscus selber sein, der Altar daneben ist ihm und all seinen gefallenen



*Ruinen von Adam Klissi.*

Soldaten geweiht. Und diese beiden Bauten sind schon von Domitian unmittelbar nach der Niederlage errichtet. Domitian wird damals auch den ersten Limes auf der Linie Konstanza—Cernavoda angelegt haben, so daß Martial singen konnte, die Grabstätte sei nun nicht mehr vom Feinde bedroht. Domitians großer Nachfolger aber, Trajan, sicherte das Reich noch besser, indem er Dazien eroberte und die Grenzen weit hinaus-schob. Damit war die Scharte der Niederlage des Fuscus wieder aus-gewetzt, triumphierend setzte Trajan sein Tropaion neben Grab und Altar des Fuscus und widmete es „dem Kriegsgott der Rache“.

Daß in Adam Klissi die beiden Bauten, Altar und Grab, älter sind als das Tropaeum, dafür führt Cichorius noch ein schlagendes äußeres Moment ins Feld. Er hat den Steinbruch feststellen können, aus dem das Material für alle drei entnommen ist. Der Muschelkalk, aus dem Altar und Grab hergestellt sind, gehört dort zu den oberen Schichten; erst weit tiefer und durch eine 5 Meter dicke Lage Löß von ihm getrennt, folgt der marmorähnliche Stein, der für das Tropaeum verwendet ist.

Aus dieser Unterscheidung der Adam-Klissi-Denkmäler bestimmt sich die erste römische Limeslinie, der große Erdwall: er wird nach der Niederlage des Cornelius Fuscus im Jahre 87 nach Christi Geburt ange-legt sein.

### III.

#### Ausgrabungen bei Konstanza und Cernavoda im Herbst 1917.

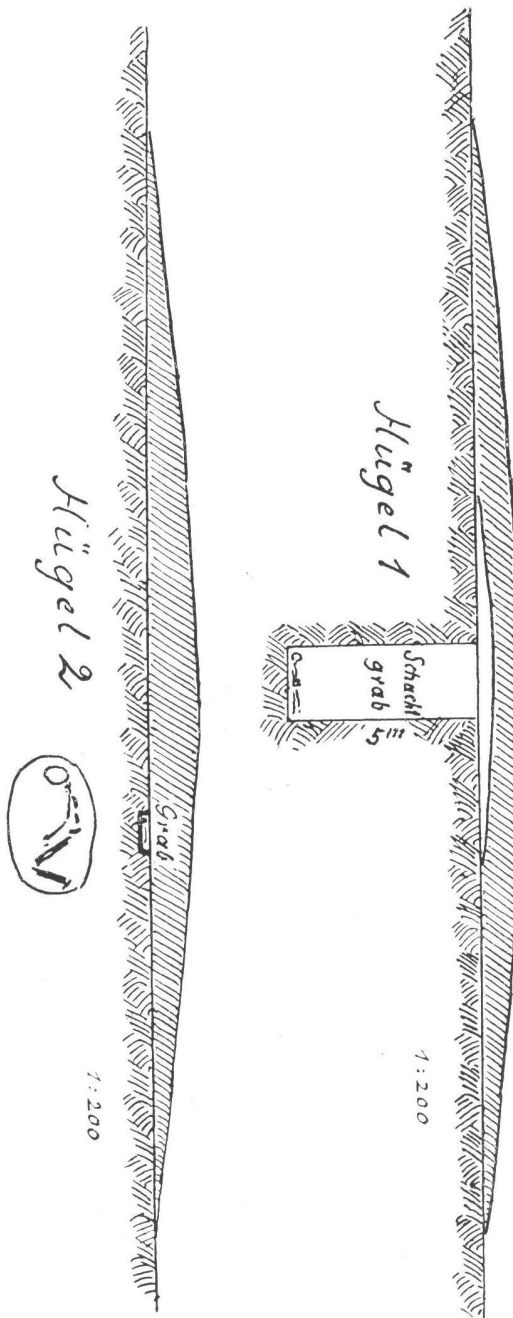
##### 1. Die großen Hügel.

Allen die in der Dobrudscha fahren und gehen, fallen die großen Hügel auf, die die einförmigen Höhenlinien des Horizontes beleben. Sie stehen bald einzeln, bald in Reihen, bald in größeren Gruppen zusammen. Ihre Größe wechselt von 4—5 Meter Höhe und 30 Meter Durchmesser bis zu unscheinbaren, sich kaum von der Ackerfläche abhebenden Häufchen. Was diese Hügel zu bedeuten haben, ist gerade seit unsere Truppen in der Dobrudscha stehen, lebhaft gefragt und gestritten



*Tumuli verschiedener Form in hügeliger Landschaft.*

worden. Die einen wollten sie für Signalhügel halten, andere für Wegweiser, dritte auch für Erdblasen, die durch aufsteigende Gase hervorgerufen seien. Für den Archäologen war es nicht zweifelhaft, daß sie samt und sonders Gräber sind, die eine sehr alte Bestattungssitte hier im Lande bis in späte Zeit festgehalten haben. Die Sitte hat ja auch bei uns zu Hause bestanden. In den Wäldern und auf den Heiden Norddeutschlands begegnen wir noch vielfach den kugelförmigen Grabhügeln „aus der Heidenzeit“. Die Sitte hat hier tatsächlich bis zur Christianisierung geherrscht. Karl der Große mußte den Russen bei Todesstrafe gebieten, ihre Toten nicht mehr *ad tumulos paganorum* hinauszutragen, sondern bei der Kirche zu bestatten. Bei den Kelten in Süddeutschland aber waren Hügel von derselben imposanten Größe üblich wie die in den unteren Donauländern sind.



Um nun in der Do-  
brudscha einmal die  
Probe aufs Exempel zu  
machen, haben wir ganz  
nahe bei Konstanz, am  
westlichen Rande des  
Dorfes Anadolchioi,  
zwei Hügel geöffnet.  
Wir hatten uns dazu ein  
paar niedrige ausge-  
sucht, um nicht allzuviel  
Arbeit zu haben; aber  
der Bodenbewegung hats  
doch noch genug gege-  
ben. Der erste Hügel war  
bei 30 Meter Durchmes-  
ser nur 1 Meter hoch.  
Mit einem Versuchsgra-  
ben von 1½ Meter Brei-  
te schnitten wir ihn in der  
Mitte durch. Dabei  
zeigte sich, daß der Kern  
des Hügels aus einer  
Schicht weißgelben Leh-  
mes bestand, wie er auf  
der Höhe von Anadol-  
chioi nirgend vorkommt,  
sondern von wo anders  
hergebracht sein muß.  
Mit dieser feinen un-  
durchlässigen Lehm-  
schicht wollte man of-  
fenbar das Darunterlie-  
gende besonders schüt-  
zen, es völlig abdichten.  
Unter der Lehmschicht  
war die alte Humusflä-  
che zu erkennen und in  
ihr in der Mitte des Hü-  
gels ein senkrechter

Durchstich. Diesem Durchstich folgten wir nach unten hin und gelangten  
in immer größere Tiefe. Deutlich hob sich von den Wänden der Grube,

die den gelben gewachsenen Boden zeigten, die schwarzbraune Einfüllung ab, mit der die Grube geschlossen war. Die Grube war 2 Meter lang und 1½ Meter breit. Endlich 6 Meter unter der Hügeloberfläche, also 5 Meter unter dem alten Humus, erreichten wir den Boden der Grube und fanden hier das Skelett eines erwachsenen Menschen lang ausgestreckt. Es war so wohl erhalten, daß wir z. B. alle Knöchelchen des Fußes, der zuerst zutage kam, zusammenlesen konnten. Es lag nur dies eine Skelett in der Grube. Eine Beigabe hatte es leider nicht. Keinerlei Schmuckstück, Gerät oder Waffe war zu entdecken. So waren der einzige Anhalt für die Zeit, in der die Bestattung vorgenommen sein muß, die Scherben eines blaurot gefärbten Kruges, die sich in der Füllerde der Grube zerstreut fanden. Sie wiesen auf die hellenische Zeit, die Periode zwischen Alexander dem Großen und den Römern.



*Ein flacher Grabhügel bei Cobadin.*

Der zweite Hügel, den wir öffneten, lag vom ersten etwa ein Kilometer entfernt. Er war von demselben Durchmesser wie jener und 1½ Meter hoch. Wir machten unseren Einschnitt gleich 3 Meter breit, um das Grab sicher zu treffen. Aber als der Schnitt den Boden erreicht hatte, war nirgends etwas von einer Grube zu entdecken. So zogen wir in der Mitte des Hügels noch breite Stichgräben nach links und rechts und auf der einen Seite fand sich dann auch ein Skelett in einer kleineren Grube dicht unter dem alten Boden. Die Grube war eiförmig, nur 1,07 Meter lang und 0,55 Meter breit und 0,20 Meter tief. Das Skelett war ein sogenannter liegender Hocker, d. h. die Leiche lag auf der Seite und hatte die

Kniee stark angezogen. Diese Bestattungsart ist eine Eigentümlichkeit der alten Mittelmeerkultnr. In Mittel- und Norddeutschland kommt sie nur vor, soweit auch dort südlicher Einfluß sich geltend gemacht hat. Sie ist zu erklären aus der Schlafstellung der Gegenden, die keine Bettstellen kennen, wo die Leute auf der bloßen Erde liegen. Dabei ergibt sich unwillkürlich die zusammengekauerte Haltung, bei der die Körperwärme besser zusammengehalten wird. Eine Beigabe hatte auch diese Leiche leider nicht. Interessant war aber die intensive Rotfärbung des Schädels und mehrerer Rippen. Bei genauer Untersuchung der Grubenwände zeigte sich, daß die ganze Leiche auf eine Schicht Ockerfarbe gebettet und von einer ebensolchen Schicht überdeckt worden war. Nach dem Verwesens des Fleisches hat sich die Farbe dann auf die Knochen abgesetzt. Auch diese Ockerbeigabe ist eine uralte Gewohnheit des Südens, sie findet sich schon im Paläolithikum, gegen das Ende der Eiszeit, in den Grotten bei Mentone, und ist besonders auch in Ägypten gepflegt worden. Rot ist die Farbe des Lebens; in ihr soll der geliebte Verstorbene auch in der Unterwelt erscheinen, um sich in Lebensfülle und Kraft vorzustellen. Rot ist deshalb auch immer die Prunk- und Festfarbe des Südens gewesen und ein Rest dieser alten Überlieferung ist es, wenn heute noch die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger sich bei feierlichem Anlaß in Purpur und Scharlach kleiden.

Einen Anhalt, wie alt die Bestattung in dem zweiten Hügel war, fanden wir nicht. Er könnte in der Hockerlage und der Ockerbeigabe gefunden werden, aber wir wissen nicht, bis in wie späte Zeit sich diese Sitte vielleicht hierzulande erhalten hat.

In beiden Hügeln lagen die Leichen ostwestlich gerichtet, so daß sie beim Erheben des Kopfes nach Osten geblickt haben würden. Das ist ebenfalls eine uralte und sehr lange erhaltene Gewohnheit, die mit dem Sonnenkulte zusammenhängt.

## 2. Cernavoda.

Im Frühling 1917 hatte Dr. Träger, der die Dobrudscha wegen ihrer deutschen Siedlungen bereiste, dicht bei Cernavoda die Anzeichen für eine uralte Siedlung gefunden. Wenn die Höhen, die an die Donau stoßen, etwas abgebröckelt sind, kann man in die tieferen Schichten unter dem heutigen Boden Hineinblicken und so über die Besiedlung in sehr alter Zeit Aufklärung gewinnen. In diesem Falle fanden sich 2—3 Meter unter dem heutigen Boden Scherben von Tongefäßen, die denen aus der ersten Schicht von Troja entsprachen, also der Zeit um 3000—2500 vor Christi Geburt. Wir wählten uns daraufhin diese Stelle zur Ausgrabung und haben es nicht zu bereuen gehabt.

Nördlich von Cernavoda springt zwischen den beiden Fabriken, der Zementfabrik und der Petroleumraffinerie, ein Höhengelände gegen die Donau vor, das im Norden noch einen kleinen Vorhügel aussendet. Diesen Hügel von etwa 40:5 Meter Kuppe hatten wir uns zur Grabung ausersehen. Es ergab sich auf ihm ein Komplex, der durch einen starken Brand zugrunde gegangen war. Ein solcher Fall ist immer das Eldorado für einen Archäologen. Bei verbrannten Häusern ist immer ein großer Teil des Hausrats verschüttet und somit wiederzufinden, und es ist auch die Bauart der Häuser wahrscheinlich festzustellen. Beides traf in diesem Falle zu.

Wir erkannten rasch, daß Häuser aus Holz und Lehm gebaut, verbrannt und zusammengefallen waren und den ganzen Hausrat unter ihren zusammenstürzenden Wänden begraben hatten. Etwa ein Meter unter dem heutigen Boden trafen wir auf eine Brandschicht. Sie war  $\frac{1}{2}$ - $\frac{3}{4}$  Meter dick und stellte die verbrannten und zusammengefallenen Wände der Häuser dar. Unter ihr lag eine etwa 5 Zentimeter dicke



*Landschaft bei Babadag.*

schwarze Kohlschicht. Sie zeigte keinerlei Holzstruktur, sondern war ganz pulvrig. Es ist offenbar das verbrannte Stroh- oder Schilfdach, das beim Abbrennen des Hauses zuerst abstürzte und den Fußboden bedeckte. Darauf lagerte sich dann in sehr dicker Schicht der Lehm der verbrannten Hauswände. Und dieser Lehm ließ nun die Bauart des gan-

zen Hauses deutlich erkennen. Er kam aus der Sturzschrift gelegentlich in großen Klötzen heraus und hatte Abdrücke bald von Rutengeflecht, bald von 5 oder 10 Zentimeter dicken Rundhölzern. Die Wände waren also von starken Hölzern mit Flechtwerk dazwischen hergestellt und stark mit Lehm verkleidet, ganz wie heute noch in diesen Gegenden. In der zusammengestürzten Schicht dieser Wände und unter ihr fand sich nun der ganze Hausrat. In den Ecken des Zimmers gelegentlich ein ganzes Tongefäß, oder in der Mitte der Stube die Scherben einer großen Schüssel, die an der Wand gehangen hatte und beim Einsturz des Hauses heruntergeschlagen war. Neben einer einfachen groben Töpferei fand sich eine feinbemalte große Schüssel, purpurrot gefärbt, schön poliert und mit weißgrauer Farbe großzügig ornamentiert. Von Metall waren nur ein paar Stück formlosen Kupfers vorhanden und ein Pfriemen in Horngriff gefaßt. Sonst waren alle Geräte aus Stein oder Horn oder Knochen: Messer aus Feuerstein, Hämmer und Äxte aus Hirschhorn, Pfriemen und Harpunen aus Knochen und Horn. Die Mahlsteine mit ihren Sandsteinen zum Reiben des Getreides und die Webergewichte und Netzbeschwerer für die Fischerei, die allen alten Ansiedlungen geläufig sind, fehlten auch hier nicht.



*Kirchhof in Cail Dere.*





*Dorfstraße in Topalu*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Nachdem die dicke Brandschicht völlig abgehoben war, ließ ich den gelben Boden unter ihr schürfen und konnte nun die Standspuren der Wand, die mit dünneren und dickeren Hölzern in den Boden eingegriffen haben mußten, am Fußboden erkennen. Die ganze Front unseres Baublocks nach Südosten hin war markiert durch einen Schlitz im Lehm, der oben etwa 20—25 Zentimeter weit, sich 70 Zentimeter tief auf 5 Zentimeter verengte. In diesem Schlitz, den man am Rhein einen Pallisadengraben nennen würde, haben die Hölzer der großen Hausfront gestanden, offenbar dicht bei dicht. Von dieser Frontlinie aus fand ich ein paar Innenteilungen, durch einzelne Pfostenlöcher angezeigt und dann die Rückfront des ganzen Baublocks am Abhang nach der Donau zu erneut in Gestalt einer Reihe von größeren und kleineren Pfostenlöchern.



*Eselgespann eines jüdischen Händlers in Konstanz.*

Es hat also auf diesem Hügelchen ein Baublock gestanden, der sich in rechteckige Räume teilte. Schon darin zeigt sich nordischer Einfluß, denn das alte Haus des Südens ist rund. Aber auch die Einzelfunde deuten auf den Norden, es ist ein Feuersteinbeil zutage gekommen, das für Norddeutschland und Skandinavien bezeichnend ist.

Die ganze Kultur der Siedlung entspricht dem Ruf der ersten Siedlung von Troja, d. h., die Zeit um 3000—2500 vor Christi Geburt. Die Zahlen lassen sich bestimmen dadurch, daß die zweite Schicht von Troja durch allerhand Funde mit ägyptischen Altertümern der Zeit um 2500 und wiederum um 2100 verknüpft ist.

Die auffällig schöne Keramik mit ihrem feingeschlammten Ton, der feingefärbten, geglätteten und bemalten Oberfläche war uns schon bekannt aus Siebenbürgen, der nördlichen Moldau und Südrußland. Wir sagten uns auch schon, daß sie die Vorstufe sein müsse, zu der ganz ähnlichen Töpferei, die etwa gleichzeitig in Thessalien und Böotien auftritt. Umso wertvoller ist uns jetzt das Zwischenglied, das sich zwischen den Karpathenländern und dem nördlichen Griechenland in der Dobrudscha ergeben hat.

Wer die Träger dieser steinzeitlichen Kultur in den unteren Donauländern waren, läßt sich ebenfalls sagen. Von den Thrakern hat sich bei den Griechen eine Erinnerung erhalten, daß sie einmal eine hohe Stellung eingenommen haben, längst vor der griechischen Kultur. Orpheus, der Sänger, der durch sein Saitenspiel wilde Tiere zähmen konnte und vom Unterweltsgott seine Gattin Eurydike zurückerhielt, ist ein Thraker. Und bei Homer sind die Helden gelegentlich stolz darauf, wenn sie ein thrakisches Schwert ihr eigen nennen können.

Die Thraker, die nach Herodot neben den Kelten das größte Volk der Erde waren, sind offenbar die Träger der größten steinzeitlichen Kultur, von der wir ein Partikelchen in Cernavoda aufgedeckt haben. In Thessalien ist dieselbe Kultur zu finden und dort liegt die Wurzel des Griechentums. Wir haben also auf der Stufe: Karpathen, Donau, Balkan, Thessalien, Griechenland, den Weg der altklassischen Kulturentwicklung markiert. Cernavoda bildet einen Brückenpfeiler zwischen dem Karpathengebiet und Thessalien. Die ganze Richtung der Entwicklung zeigt aber, daß die sogenannte Indogermanisierung Europas nicht vom Osten, etwa von Indien aus, erfolgt ist, wie man bisher zumeist meinte, sondern daß Mitteleuropa das Zentrum ist, von dem aus sich in der Steinzeit die Kultur allmählich nach verschiedenen Richtungen, insbesondere nach dem Südosten verbreitet hat.

---



## **Studien über die Dobrudscha**

*Von Dr. Paul Traeger, Zehlendorf-Berlin.*

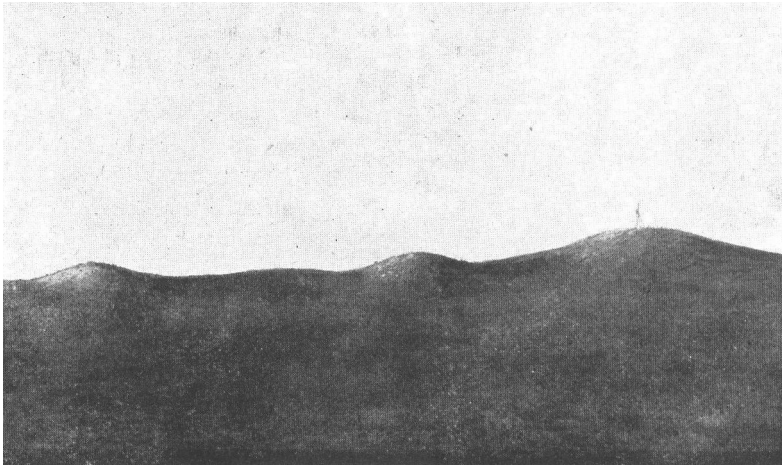
---

### **I.**

#### **Zur Kenntnis der alten Grabhügel in der Dobrudscha.**

Die Landschaft der baumlosen südlichen und mittleren Dobrudscha bietet nur geringe Abwechslung. Mit Steppengras und hohen Disteln bedeckte Flächen wechseln mit niedrigen Höhenrücken und Mulden. Nur wenn im Frühling die Gräser im frischen Grün stehen und weite Strecken gelb sind vom blühenden Hederich, kommt Leben und Farbe in das eintönige Bild. Nur eine auffallende Erscheinung fällt fast in allen Teilen des Landes wieder und wieder ins Auge: Kreisrunde, gleichmäßig geformte Hügel, die sich wie riesige Maulwurfshaufen vom Boden erheben. Viele von stattlicher Größe, sechs bis acht und mehr Meter aufragend, kegelförmig, mit steilen Hängen und schön gerundeten Kuppen. Andere wieder von flacher Form, nur wenig Meter hoch. Häufig stehen sie auf den Rücken der langen Bodenwellen, oft mehrere nebeneinander, und sie heben sich dann weithin sichtbar vom Himmel ab, besonders schön und eindrucksvoll bei Sonnenuntergang, wenn sie sich tiefschwarz vom geröteten Abendhimmel abzeichnen. So kann man sie sehen, wenn man von den Ruinen der alten Mileterstadt Jstros landeinwärts fährt; oder auf den Hügelrücken im Süden und Westen von Mangalia, auf den Höhen in der Nähe von Axiopolis, donauaufwärts von Cernavoda, und an vielen anderen Punkten.

Wie sind diese sonderbaren Hügel entstanden? Was bedeuten sie? Auf meinen Streifzügen durch die Dobrudscha ist von Offizieren und Mannschaften keine Frage so regelmäßig wiederkehrend an mich gestellt worden wie diese. Die Antworten und Erklärungen, die man schon selbst gesucht oder bekommen hatte, waren recht verschiedenartig. Und gerade an die einzig richtige wollte man in der Regel am wenigsten glauben. Zum Teil waren es dieselben Deutungen, die man vor etwa einem halben Jahrhundert auch in der wissenschaftlichen Welt noch erörterte. Weil die Hügel sich häufig an den Rändern der großen historischen Straßen vorfinden, so lag es nahe, in ihnen uralte, von vorgeschichtlichen Völkern errichtete monumentale Wegweiser zu sehen, die allen Zeiten und Wettern getrotzt hätten. Aber dem widerspricht, daß sie eben so häufig abseits aller Straßen, in großen Mengen auf irgendeinem Feld zusammen oder ganz vereinzelt an abgelegenen Punkten vorkommen, in deren Nähe es niemals Verbindungswege gegeben hat. Eine zweite Erklärung stützte sich



*Grabhügel bei Anadolchioi.*

darauf, daß manchmal bestimmte Abstände zwischen den Hügeln gewahrt zu sein scheinen. Man wollte daraus schließen, daß die Hügel aufgeworfen seien, um eine überragende Basis für Feuerzeichen und Signalstationen anderer Art oder auch für militärische Wachtposten abzugeben. Aber auch diese Deutung wird sofort zunichte, wenn man ein Dutzend und mehr in engem Umkreis regellos gehäuft sieht, mit Abständen von nur wenig Metern. In der Dobrudscha ist es besonders die weitere und nähere Umgegend von Mangalia, die dieses haufenweise Vorkommen zeigt. Ich zählte dort an verschiedenen Punkten bis zu 20 Hügel

in engster Nachbarschaft. Eine weitere Erklärung stammt von türkischer Seite. Sie verlegt das Entstehen der Hügel erst in neuere Zeit. Als die türkischen Sultane an der Spitze ihrer Heere in Europa einbrachen und in Jahrhunderte währenden Kämpfen die Balkanländer und Ungarn durchstreiften, da war es Sitte, zur Aufstellung der Roßschweiflanzen kleine Erdhügel aufzuwerfen, für den Großwesir einen, für den Sultan zwei. Es mag sein, daß wirklich hier und da einige der kleinen Hügel auf diese Art entstanden sind. Aber auf allgemeine Geltung hat auch diese Erklärung keinen Anspruch. Abgesehen davon, daß dann in manchen Gegenden Hunderte von Malen ein Sultan sein Zelt aufgeschlagen haben müßte, kommen die Hügel auch in Ländern vor, die niemals von türkischen Heereszügen berührt worden sind. Die Meinung, daß die Hügel alte Unterbauten für Soldatenzelte seien, fand ich übrigens auch unter den Albanern in der Umgegend von Skutari verbreitet.

Das alles sind Erklärungsversuche, die, wie gesagt, schon aufgeworfen wurden, als sich zuerst das wissenschaftliche Interesse den Tumuli zuwandte. In der Dobrudscha wurde mir wiederholt und sehr ernsthaft noch eine ganz neue Theorie über die Entstehung der Hügel vorgebracht. Es handelt sich danach überhaupt nicht um künstlich aufgeworfene Tumuli, sondern um auf natürlichem Wege, durch Erdgase entstandene Auswüchse, um „Erdblase“; also gewissermaßen um Warzen am schönen Körper der Mutter Erde.

Für die Wissenschaft ist die Frage nach Entstehen und Zweck der Hügel durchaus entschieden, und es dürfte heute unter den Prähistorikern und Ethnographen keinen mehr geben, der noch daran zweifelte, daß wir es mit Grabhügeln zu tun haben. Sie wurden errichtet, um Könige und Häuptlinge und geliebte Tote zu ehren und ihnen für alle Zeiten ein ragendes Denkmal zu setzen. Und zugleich sollten die Erdmassen, die über den Resten der Geschiedenen aufgehäuft wurden, ihnen einen sicheren Schutz vor aller Störung bieten. Die Tumuli entsprechen also ihrem Zweck und teilweise auch ihrer Anlage nach den Hünengräbern Norddeutschlands, den Dolmen in Südfrankreich und Nordafrika, den Antas in Spanien und Portugal.

Die Frage nach der Zeit ihrer Entstehung läßt sich nur in großen Umrissen beantworten. Der größte Teil reicht zweifellos in ferne vorgeschichtliche Epochen zurück. Es sind die einzigen Erinnerungszeichen von Völkern, die Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung lebten und deren Namen für immer verschollen sind. Aber die Sitte dieser Bestattungsweise hat sich auch Jahrtausende lang erhalten, durch die hellenische Welt hindurch bis auf die Zeiten der Römer und in noch weit jüngere. Gewißheit oder Vermutung über das Alter eines Tumulus läßt sich

immer nur für den einzelnen Fall nach dem Befund oder den Beigaben des Grabes erlangen. Für das erste Dämmern der europäischen Geschichte sind sie uns durch einen klassischen Zeugen belegt. Und es ist interessant, daß es sich dabei gerade um ein Volk handelt, das damals auch die Dobrudscha bewohnte. Unter den Nachrichten über die Skythen, die uns der Vater der Geschichtsschreibung Herodot hinterlassen hat, findet sich auch eine Beschreibung der Begräbnisfeierlichkeiten ihrer Könige. Im 4. Buch seiner Historien berichtet Herodot: „Wenn der König gestorben ist, wird eine große viereckige Grube in die Erde gegraben. Die Leiche wird dann auf eine Streu gebettet, zu beiden Seiten der Leiche werden Lanzen in den Boden gesteckt, Stangen darüber gelegt und ein Dach aus Flechtwerk hergestellt. Man tötet eines seiner Weiber, seinen Weinschenken, seinen Koch, Pferdeknecht, Leibdiener, Boten, ferner seine Pferde, die Erstlinge alles anderen Viehes und begräbt sie in dem weiten Raum der Grube, der noch leer ist. Ebenso auch goldene Schalen, denn Silber und Erzgeräte nehmen die Skythen dazu nicht. Darauf türmen sie einen großen Grabhügel auf und suchen ihn so gewaltig wie möglich zu machen. Ein Jahr später wird die Trauerfeier wiederholt, wobei 50 der Dienerschaft erdrosselt werden und die 50 schönsten Pferde.“

In ähnlicher Weise scheint das ganze große Volk der Thraker seine Toten bestattet zu haben. Herodot erzählt davon im 5. Buche: „Was ihre Begräbnisse betrifft, so wird der Leichnam, wenn der Tote ein ehrlicher Mann war, drei Tage ausgestellt. Allerhand Opfertiere werden geschlachtet, und nachdem die Totenklage gehalten worden, ein Schmaus veranstaltet. Dann wird die Leiche verbrannt oder beerdigt, ein Grabhügel aufgeschüttet und ein Kampfspiel mit Kämpfen jeder Art abgehalten.“

Doch auch noch aus viel späterer Zeit ist uns diese Bestattungsweise belegt. Als der Kumanenfürst Jonas 1241 in Konstantinopel starb, wurde er unter einem großen Grabhügel beigesetzt. 8 Waffenträger und 26 Pferde wurden an seinem Grabe geopfert.

Den Anstoß zu einer regeren wissenschaftlichen Erforschung der Tumuli gab im Jahre 1871 die Wiener Anthropologische Gesellschaft. In ihrem Auftrage verfaßte der berühmte Entdecker und Bearbeiter der epochemachenden Grabfunde von Hallstatt, Eduard Frhr. von Sacken, eine Instruktion für Eintragung und Eröffnung der Tumuli<sup>1</sup>. Die österreichischen Gelehrten Ferdinand von Hochstetter, Ami Boué, F. Kanitz und Konstantin Jiricek, deren Forschungen in der europäischen Türkei und in den Balkanstaaten grundlegend für unsere Kenntnis dieser Länder geworden sind, haben auf ihren Reisen auch den Grabhügeln besondere

<sup>1</sup> Mitt. der Wiener Anthropol. Gessellschaft. Band 1, 1871.



Beachtung geschenkt. Ihre Mitteilungen wurden ergänzt durch Viquesnel, A. Weiser, C. Truhelka und andere. Und ich selbst habe in den Jahren 1900 und 1901 besonders die großen Tumuli der mazedonischen Ebene und in Albanien studiert<sup>2</sup>.

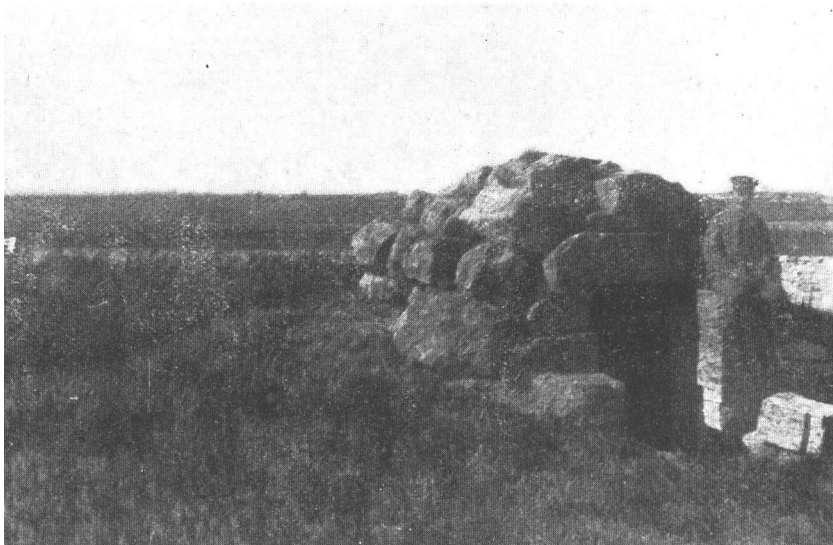
Zahlreiche Hügel sind in den verschiedensten Gegenden seitdem untersucht und die Ergebnisse beschrieben worden. Es wurde dadurch zunächst zweifelsfrei festgestellt, daß wir es wirklich überall mit alten Grabstätten zu tun haben. Gewiß ist öfters auch berichtet worden, daß nichts gefunden worden sei. Aber diese Fälle beweisen nichts dagegen. Es war Sitte, vornehmen Toten ihren ganzen Schmuck, goldene Ringe, Armreife, Halsbänder und Diademe und ihre Waffen mit ins Grab zu geben. Das erklärt, daß schon in alten Zeiten sehr viele der Hügel geöffnet und ausgeplündert worden sind. In anderen Fällen hat es sich bei diesen ergebnislosen Durchsuchungen fast immer um wilde und unmethodische Wühlungen gehandelt, die sich nur auf den Hügelaufbau über der Erde erstreckten. Die Gräber liegen jedoch in zahlreichen, vielleicht sogar in den meisten Fällen, noch tief unter dem natürlichen Niveau des Bodens, und es erfordert dann oft schwere und lange Arbeit, ehe man auf das Grab stößt. So lag dieses in dem einen der kürzlich von Geheimrat Schuchhardt und mir bei Konstanza untersuchten Hügeln, nicht weniger als 5 Meter unter der Hügelbasis. Unweit der alten mazedonischen Königsstadt Pella fand ich am Fuße eines Tumulus von etwa 15 Meter Höhe eine Öffnung zu einem niedrigen, kunstlos aus dem Gestein des Bodens ausgehauen, und ungefähr 7—8 Meter langen Gang, der mit scharfer Senkung in das Innere zu mehreren in gleicher Weise aus dem Gestein ausgearbeiteten Grabkammern führte, die meiner Schätzung nach 2½ Meter unter dem Bodenniveau lagen.

In einem Tumulus, der auf den Vorhöhen des thessalischen Olymps bei Korinos steht, konnte ich aufrecht und bequem hineingehen. Hier führt ein gewölbter, mit sauber bearbeiteten und gefügten Blöcken ausgemauerter, 21 Meter langer Gang ständig absteigend zu drei Grabkammern, die ebenfalls in beträchtlicher Tiefe unter der Basis des etwa 18 Meter hohen Tumulus liegen müssen.

---

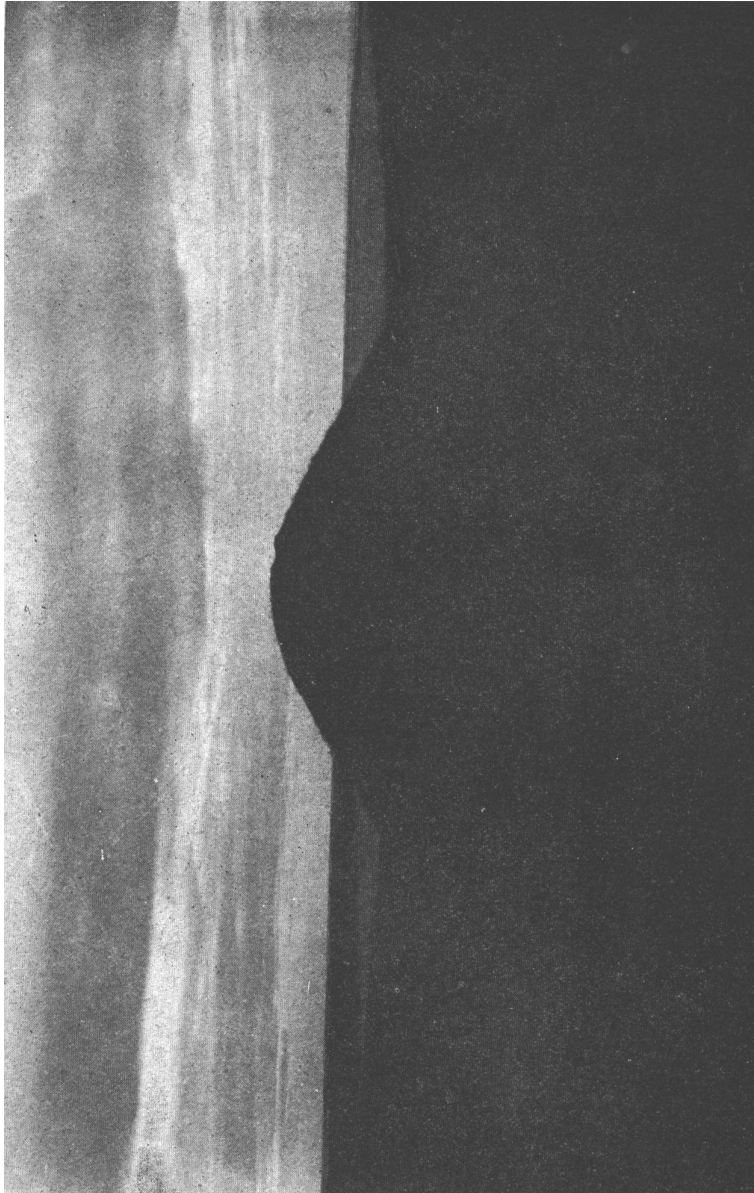
<sup>2</sup> F. von Hochstetter, Über das Vorkommen alter Grabhügel in der europäischen Türkei. Mitt. der Wiener Anthropol. Gesellschaft, Band I. — Derselbe, Über die Ausgrabung einiger Tumuli bei Papasli in der europäischen Türkei, ebenda, Band II. — Baué, A., Aufzählung von Tumuli oder alten Grabhügeln in der europäischen Türkei, Thessalien, Wallachei usw., ebenda, Band I. — Derselbe, Die europäische Türkei, 2 Bände. — Kanitz, F., Donau-Bulgarien und der Balkan. Jiricek, Konstantin, Das Fürstentum Bulgarien. — Weiser, M. E., Thracien und seine Tumuli. Mitt. der Wiener Anthropol. Gesellschaft 1872. — Traeger, Begräbnisplätze und Tumuli in Albanien und Mazedonien. Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellschaft 1901. — Derselbe, Die mazedonischen Tumuli und ihre Keramik, ebenda, 1902.

Die Art der durch Ausgrabungen freigelegten Gräber und die Vorgefundenen Beigaben zeigen ein mannigfaltiges Bild, verschieden nach dem Volke, dem der Tote angehörte, nach seinem Rang und Reichtum und nach der Zeit, in der die Bestattung erfolgte. Wir finden den Leichnam einfach in die Grube gebettet und ohne jede Beigabe, wie in den beiden jetzt in Konstanz untersuchten Hügeln; in Steinkisten oder Klotzsärgen und in kunstvollen Sarkophagen. In dem obenerwähnten Tumulus bei Korinos haben die schön gewölbten Grabkammern Portale von hoher Kunst und sind dunkelrot und schwarz ausgemalt. Sie enthielten Sarkophage mit schönen Reliefs, die keinen Zweifel lassen, daß die Errichtung des Hügels in eine Epoche von hoher Kultur fiel und griechische Herkunft anzunehmen ist. Ungefähr der gleichen Zeit dürfte auch die schöne steinerne Grabkammer angehören, die dicht bei Mangalia



*Freigelegte Grabkammer eines Tumulus bei Mangalia*

durch Abtragung aller Erdmassen freigelegt und in guter Erhaltung zu sehen ist. Es ist ein Steinbau aus behauenen und gutgefügtten Blöcken, der etwa 2½ Meter hoch über das Bodenniveau hervorragte und 1½ Meter tief darunter reichte. Durch eine 2 Meter 10 Zentimeter hohe und 96 Zentimeter breite Türöffnung betreten wir das gewölbte Innere. Ein paar Stufen führen hinab zu zwei Steinkisten, in denen die Leichname ruhten. Auch hier war das Innere des Gewölbes wie in dem Hügel von Korinos verputzt und dunkelrot und schwarz ausgemalt. Reste der Bemalung



*großer Grabhügel am Siut Ghiol, aufgenommen nach Sonnenuntergang.*

---

sind stellenweise noch erhalten. Es muß ein imponierendes Grabmal von stattlicher Höhe gewesen sein. Der Durchmesser der alten Hügelbasis hat mehr als 35 Meter betragen. Er hatte noch etwas Besonderes, was ich sonst in der Dobrudscha und im Balkan nirgends beobachtet habe: Eine Steinsetzung rund um seine ganze Basis, wie sie vielfach bei den Hünengräbern Deutschlands gefunden wird. Nach den Erzählungen, die in Mangalia umgehen, hat der Rumäne, der den Hügel abtrug, seine Mühe nicht umsonst gehabt. Das Grab soll vier Skelette und vielen wertvollen Goldschmuck enthalten haben.

Mehrfache Bestattungen in einem Hügel sind öfter beobachtet worden. Sie gehören dann in der Regel auch verschiedenen Zeiten an und Völker ganz anderer Art als die ursprünglichen Errichter haben die alten Hügel nochmals für ihre Toten benützt. Das hat sich besonders bei den Ausgrabungen in Südrußland gezeigt, die die vorgeschichtliche Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde vor einigen Jahren vornehmen ließ. Dabei fand sich in einem Tumulus ein vollständiges Reitergrab. Über wertvolle Funde ist manches berichtet und mehr noch gefabelt worden. In einem Hügel zwischen Rachmanli und Adzar wurden 1851 ein Skelett mit Waffen, Panzer und verschiedenen Gefäßen gefunden, in einem bei Delboki ein goldner Lorbeerkranz, bei Pastusa im Rhodopegebiet „eiserne Wägen“ mit Pferde- und Menschenskeletten<sup>3</sup>.

Auch in der Dobrudscha sind schon früher verschiedentlich Tumuli geöffnet worden. M. Allard, ein Mitglied der französischen Mission, die 1855 die Route von Rasova nach Konstanza festlegte, berichtet von Ausgrabungen, die ein Franzose Blondeau vornehmen ließ, ohne etwas gefunden zu haben<sup>4</sup>. Diese gehörten offenbar zu den unmethodischen Durchwühlungen. Vor etwa 15 Jahren untersuchte der Genfer Anthropolog Eugene Pittard<sup>5</sup> mehrere Hügel in der Umgebung von Konstanza. In einem konstatierte er eine Art „Krypta“, womit wohl die Grabkammer gemeint ist. Er will Schädel gefunden haben, die künstliche Deformationen zeigten, und glaubt sie den Kimmeriern zuschreiben zu können, die noch vor den Skythen in der Dobrudscha saßen.

Überraschend groß ist das Verbreitungsgebiet der alten Grabhügel. Denn es beschränkt sich keineswegs auf die Donauländer und Südosteuropa. In der Dobrudscha sind sie weniger häufig in dem nördlichen Teil, der durch einen höheren und zum Teil bewaldeten Gebirgsstock durchzogen wird. Das entspricht einer Beobachtung, die auch anderwärts gemacht worden ist, und erklärt sich in natürlicher Weise aus dem Um-

<sup>3</sup> Jiricek, C. Das Fürstentum Bulgarien.

<sup>4</sup> Allard, C. Souvenirs d'Orient. LA Bulgarie orientale. Paris 1864.

<sup>5</sup> Pittard, E. Da la Oobrodja, Genève 1902.

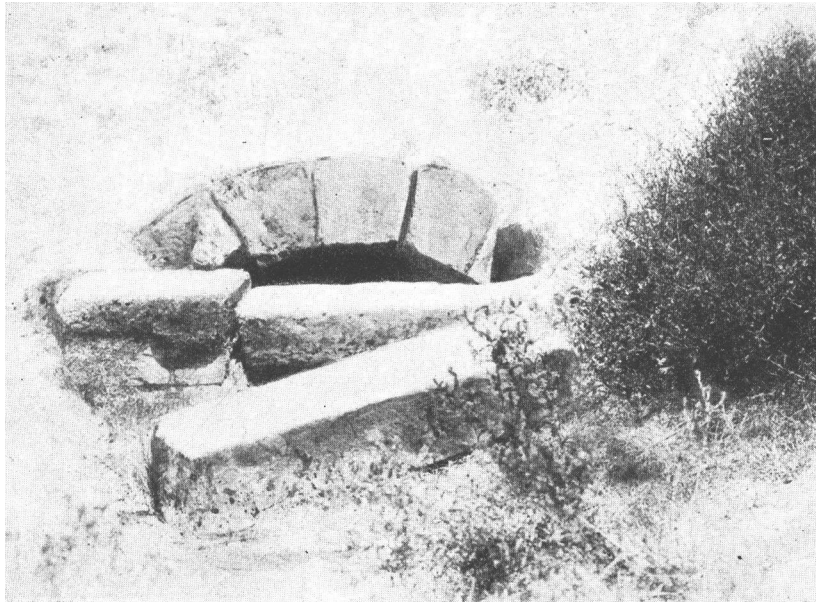
stande, daß die Tumuli nicht bloß Grabstätten, sondern zugleich eindrucksvolle Grabmäler sein sollten. Als solche können sie nicht wirken zwischen Bergen und Wäldern. Und in der Tat scheint sich ihr Vorkommen vornehmlich auf die Ebene zu beschränken. Sie hören auf, wenn man die mazedonische Ebene verläßt und in die thessalischen oder albanischen Gebirge kommt. Ebenso sind sie häufig im flachen Küstenstrich Albaniens, aber sie fehlen im Berglande des Innern. Der Ethnograph C. Fligier will jedoch in diesem Fehlen von Hügeln im westlichen Mazedonien und Albanien ein scheidendes Merkmal zwischen Thrakern und Illyriern sehen<sup>6</sup>. Am zahlreichsten sind die Tumuli im östlichen Teil der Dobrudscha zu finden, durch den die uralte Völkerstraße längs der pontischen Küste führte. Es sind die Landschaften der großen frühen Siedlungen von Milet und Heraclea Pontica: Istros—Karanasus, Tomi—Konstanza, Callatis—Mangalia, Bizone—Kavarna, Dionysopolis—Baltchik, Odessus—Varna. Wie schon erwähnt, ist besonders die Gegend um Mangalia reich mit Hügeln bedeckt.

Ebenso häufig wie in der Dobrudscha sind sie in manchen Teilen der rumänischen Tiefebene, an der Ialomita bis zum Sereth und Pruth hin. Der rumänische Name ist *movila*. Einen auffallend großen und schön gestalteten sah ich unmittelbar bei der Stadt Braila, an der Straße nach Chiscani. In ungezählten Mengen finden sie sich auf bulgarischem und türkischem Boden. Die Bulgaren bezeichnen sie als *mogila*, die Türken mit *tepe*. Auf beiden Seiten des Balkans, an der Osma, Jantra, am Tundzaflusse hat F. Kanitz<sup>7</sup> Hunderte einzeln und in Gruppen in seine Karte eingetragen, ebenso auffallend viele hart an der Donau zwischen Swistov und Nikopolis. Die Ebenen an den Ufern der Maritza bis über Tatar-Basardschik sind nach Hochstetter „förmlich besät“. Viquesnel hat sie an der Straße von Konstantinopel nach Rodosto verzeichnet, Jiricek bei Vetren, Karlovo, Rila, Iamboli, Sliven, Burgas und an vielen anderen Orten Bulgariens. Zu Hunderten finden sie sich in der Umgebung von Philippopel. In Mazedonien sind es fast ausschließlich Tumuli von mächtiger Größe, die wirklich monumental in der weiten Ebene wirken, in der sie überall verstreut liegen. Ihre Höhe schwankt zwischen 8—18 Meter bei mehr oder minder großem Umfang. Bei einem an der Bahn von Saloniki nach Zibestsche entsprach einer Höhe von etwa 18 Meter ein Umfang von 240 Meter. Ein riesiger Tumulus bei Platanaki hat eine Höhe von 14,5 Meter und einen Umfang von 650 Meter. Von Saloniki bis zur mazedonischen Königsstadt Pella und in deren Umkreis verzeichnete ich 19, teils dicht an der Straße, teils mehr oder minder davon abgelegenen. Auf dem Hügelland zwischen Pydna und Korinos fand ich

<sup>6</sup> Fligier, L. Zur prähistorischen Ethnologie der Balkan-Halbinsel. Wien 1877.

<sup>7</sup> Kanitz, F. Donau-Bulgarien und der Balkan.

sechs sehr große. Ziemlich häufig konstatierte ich sie im albanischen Küstenland und auf der Ebene von Stoj



*Eingang zur Grabkammer des Tumulos bei Korinos.*

am Skutarisee. Hier gehören sie fast alle zu der kleineren und flacheren Art. In großer Menge finden sie sich auch in Bosnien vor, dagegen scheinen sie selten in Serbien, wo sie mit dem Namen umka bezeichnet werden.

Wir haben diese Grabhügel aber nicht bloß in den Ländern südlich der Donau zu suchen. Sie schieben sich noch weit nach Norden und Westen vor, durch Ungarn bis in die österreichischen Lande. In Ungarn sind sie unter dem Namen Kumanierhügel bekannt. Diese Bezeichnung kann sehr wohl auf eine zutreffende Überlieferung zurückgehen. Wie bereits oben erwähnt, war bei diesem Volke die Errichtung großer Grabhügel tatsächlich Sitte. Auch bei den Rumänen der südrussischen Steppe ist sie durch eine Beschreibung des Mönches Ruysbrock aus dem Jahre 1253 belegt. Danach darf man wohl annehmen, daß auch ein Teil der Grabhügel in der Dobrudscha auf die Rumänen zurückzuführen ist. Denn auch hier hatten sie sich im 13. Jahrhundert in großer Zahl niedergelassen, und ein Kumanenfürst wird 1346 als Herr des Küstengebiets von Balt-

schick genannt<sup>8</sup>. In der Nähe des Plattensees zählte ich vor einigen Jahren auf verhältnismäßig kleinem Raum gegen hundert Hügel. Eine Reihe sehr großer Tumuli gibt es zwischen Preßburg und Wien, bei Deutsch-Altenburg und Hamburg. Ebenso bei Oberhollabrunn und Zozelsdorf und bei Weikersdorf in Niederösterreich. Hier werden sie Ringeln oder Heidenbüchel genannt, in Steiermark Geldkogeln. Am zahlreichsten auf europäischem Boden finden sie sich jedoch in Rußland vor. Die ganze weite südrussische Tiefebene ist von Kurganen, wie sie dort heißen, in ungezählten Mengen bedeckt. Und wir können noch weiter nach Osten gehen. Tumuli sind uns bekannt und zum Teil wissenschaftlich untersucht in Kleinasien, sie sind uns verbürgt in verschiedenen asiatischen Ländern, in Afghanistan und im Gebiet von Lahore, bis nach Sibirien zum Altai.

So sind die rätselhaften Erdblase der Dobrudscha nur ein winziger Teil von Tausenden dieser Monumente, die uns Menschen längst verschollener Perioden als Dokumente ihrer Pietät hinterlassen haben. Sie zeugen von Völkern und Stämmen verschiedener Zeiten und verschiedener Art, die in ferner Vorzeit Asien verließen und sich im Laufe von Jahrhunderten durch die weite russische Steppe bis in die Länder nördlich und südlich der Donau vorschoben. Aber vielleicht deutet die gemeinsame Sitte dieser Totenehrung darauf hin, daß die Völker, die Jahrtausende hindurch so treu an ihr festhielten, dereinst der gleichen Wurzel entsprungen sind.

---

## II.

### Die deutschen Dörfer in der Dobrudscha.

Als die deutschen Truppen im Herbst 1916 durch die Dobrudscha vormarschierten, kamen sie in eine bunte Welt mit immer wechselnden Bildern. Sie hörten Laute der verschiedensten Idiome und stießen in armseligen und schmutzigen Dörfern auf Menschen, deren Aussehen und Tracht überall anders war. Da wohnten viele in niedrigen Hütten, die keine Wände und keine Fenster hatten. Die dreckbeworfenen Dächer reichten bis auf den Boden, und die Wohnräume steckten zur Hälfte in der Erde. Aus den schmalen Türlöchern kamen wildaussehende Gestalten mit dunklen Gesichtern und kohlschwarzen Haaren und Augen, angetan mit zerlumpten, farbigen Fetzen. Dann folgten Dörfer ohne gerade

---

<sup>8</sup> Jiricek, C. Über die Überreste der Petschenegen und Kumanen im heutigen Bulgarien. Sitzungsbericht der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1890.



Straßen. Die Gehöfte mit kleinen, rohrgedeckten Häuschen lagen ohne Ordnung und Regel verstreut. Kein Baum, kein Garten machte sie freundlich und heimisch. In ihnen hausten Männer mit breiten Gesichtern, dürrtigen, dünnen Barthaaren und gelber Haut; kleine, geschlitzte Augen guckten mißtrauisch hervor. Weiter stieß man auf Dörfer, mit hübschen Häusern, die breite, von Säulen getragene Vordächer hatten. Und weiter begegneten Männer mit langen Bärten und Haaren, in weite, mit roten Gürteln umwundene Blusen gekleidet. Dann sah man verschleierte Frauen, die Hosen trugen. Unsere braven Soldaten hörten durcheinander Bulgarisch, Rumänisch, Russisch und Türkisch, ohne unterscheiden zu können, was es gerade war. Nur ein Wort schien allen diesen fremdartigen Leuten gemeinsam zu sein und für alle Gelegenheiten zu passen. Das nahmen sie rasch in ihren Sprachschatz auf, und sie wurden von jedem verstanden, dem sie das „eite“ zuriefen.



*Straße in Atmagea.*

Da gab es eine Überraschung. Sie gerieten in ein Dorf mit einer sauberen, sehr breiten Straße. Schmucke, weißgetünchte Häuser mit bunten Giebeln lagen rechts und links, in gleichen Abständen wie in Reih' und Glied, im frischen Grün der Bäume halb versteckt. Und sie wurden in den Lauten der Heimat begrüßt. Wer seid Ihr? — Wir sind Deutsche. - Wie kommt Ihr hierher? — Unsere Eltern sind aus Rußland gekommen.

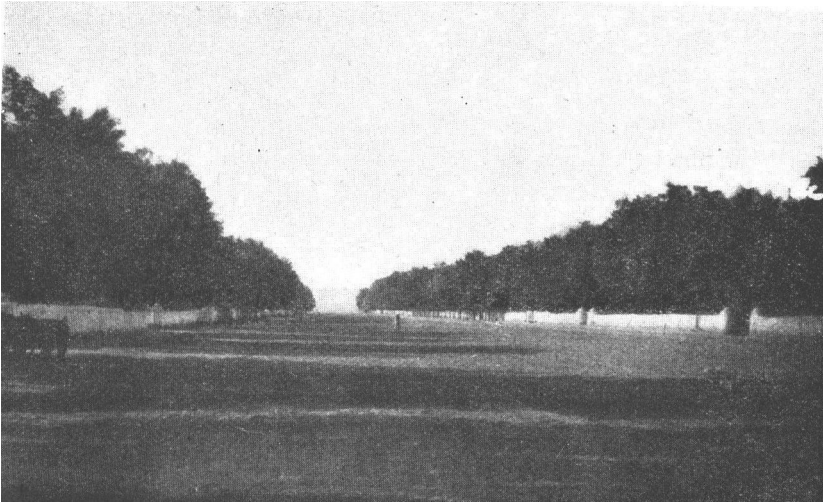
Die Auskunft war richtig. Es waren wirklich Deutsche, die deutsch sprachen, genau so, wie man es im Schwabenlande, im östlichen Preußen und im platten Mecklenburg und Pommern gehört hatte. Und nach dem ersten Dorf traf man noch auf eine ganze Reihe weiterer, in denen es ebenso war und aussah. Die Überraschung würde weniger stark gewesen sein, wenn das große deutsche Vaterland es nicht so lange versäumt hätte, sich mehr um seine ausgewanderten und in fremde Länder versprengten Söhne zu kümmern. Davon weiß man im allgemeinen in der



*Die deutsche Straße in Cataloi*

alten Heimat nicht viel mehr, als daß eine Reihe von Millionen Deutscher über das große Wasser gezogen ist, und daß es auch im weiten Zarenreiche deutsche Städte und deutsche Dörfer gibt. Aber im übrigen stand man der Sache ziemlich gleichgültig gegenüber. Es handelte sich eben um vergessene oder, nach der Anschauung vieler, um verlorene Brüder. Der Krieg wird sich hoffentlich auch hier als großer Lehrmeister erweisen und vielen die Augen darüber öffnen, daß auch die Deutschen im Ausland noch zu uns gehören und wertvolle Glieder unseres Volkstums sind. Von den deutschen Dörfern in der Dobrudscha hatten selbst die nur eine dunkle Ahnung, denen sonst diese Fragen näher liegen. Für unsere vorrückenden Feldgrauen waren sie eine ganz unerwartete Erscheinung.

Wie kamen diese Leute in den fernen, recht öde und eintönig erscheinenden Erdenwinkel? Auf die nähere Befragung erhielt man oft die Auskunft: Wir sind aus Mannheim, Rastatt, Heilbronn, Hochheim, Heidelberg, Kassel, Leipzig, Straßburg, Landau, Karlsruhe, Baden, Darmstadt, Danzig, Worms, Speier. Und andere wohlbekannte Städtenamen der Heimat wurden genannt. Erst allmählich kam man dahinter, daß es sich hier nicht um das Worms oder Speier mit den berühmten Domen handelte, sondern um Ortschaften in der fernen russischen Steppe. Von dort sind in der Tat mit wenig vereinzeltten Ausnahmen alle Deutschen der Dobrudscha gekommen.



*Straße in Tariverde*

In den südrussischen Gouvernements Beßarabien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und Wolhynien gibt es Hunderte von Dörfern, die von deutschen Bauern gegründet und bewohnt sind. Ein Teil von ihnen ist schon Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts dahin gekommen, die Mehrzahl jedoch erst nach den deutschen Freiheitskämpfen. Die trüben wirtschaftlichen Nachwirkungen der napoleonischen Kriege hatten im Jahre 1813 viele Süddeutsche, überwiegend Württemberger, zur Auswanderung nach den polnischen Teilen Preußens veranlaßt. Sie hatten hier noch nicht festen Fuß gefaßt, als ein Aufruf des Zaren Alexander I. sie aufforderte, sich im Süden seines weiten Reiches ein neues Heim zu gründen. Unter günstigen Bedingungen wurde ihnen in Beßarabien Land angeboten und bedeutende Vorrechte wurden ihnen und ihren

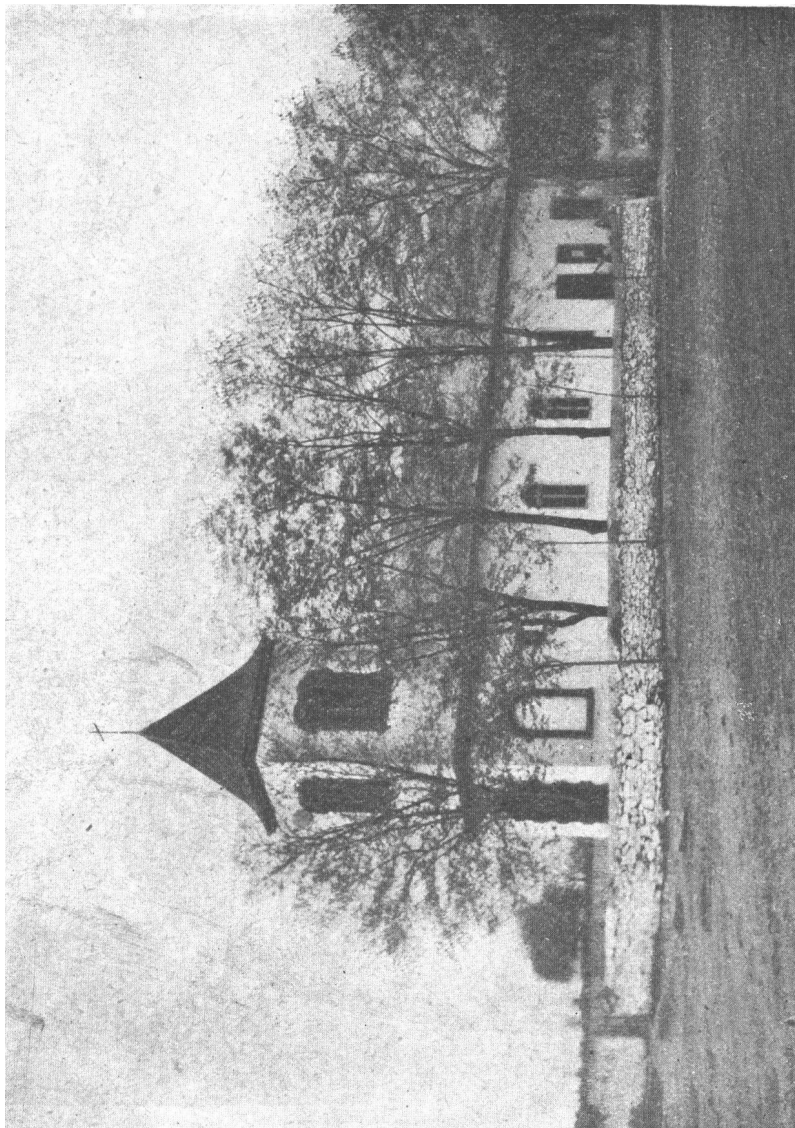
Nachkommen für alle Zeiten zugesichert. Jeder Bauer sollte ungefähr 275 preußische Morgen als unveräußerlichen, immer auf den jüngsten Sohn der Familie sich forterbenden Besitz erhalten. Es wurden ihnen Vorschüsse gewährt und Glaubensfreiheit sowie Befreiung von allen Abgaben für 10 Jahre und vom Militärdienst zugesichert. Das Anerbieten wurde angenommen, und im Sommer 1814 brachen sie nach Beßarabien auf. Den Süddeutschen schlossen sich viele preußische Bauern an.



*Dorfstraße in Mangeapunar.*

Unter den Liedern, die mir die älteste Frau einer der ersten deutschen Niederlassungen in der Dobrudscha aufsagte, fand sich auch eins, das damals von den Auswanderern gesungen worden ist. In recht realistischer Weise wird darin in Versen aufgezählt, was ihnen der Aufruf des Zaren in Prosa versprochen hatte:

„Laßt uns nur das Frühjahr sehen  
 Und die schöne Sommerzeit.  
 Wer will mit nach Rußland gehen  
 Der mach' sich bei Zeit bereit.  
 Denn der Kaiser hat ausgeschrieben.  
 Daß er Deutsche haben will.



*Deutsche Kirche in Cogeali.*

---

Grund und soviel mitzuteilen.  
Als sie nur besitzen wollen.  
Rußland ist eine schöne Gegend,  
Hier eine rechte Schinderei.  
Und da werden wir anlegen  
Weinberg' an dem schönsten Rain.  
Nun ade, jetzt wolln wir ziehen,  
Jetztund ist es hohe Zeit.  
An die Donau wolln wir ziehen,  
Denn sie ist von hier nicht weit.

Kommen wir an die russische Grenze,  
Kriegen wir Paß und Reisegeld.  
Zehn Jahr sind wir frei von Gaben,  
Und auch frei vom Standquartier.  
Und da geben wir keine Soldaten,  
Wir und unsere Kinder nicht."



*Die deutsche Straße in Alacap*

Die fleißigen deutschen Einwanderer kamen auf dem fruchtbaren russischen Boden gut vorwärts, und sie zogen in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche neue nach. Wiederum aus Polen und direkt aus Württemberg, aber auch aus allen anderen Teilen Deutschlands, aus dem Elsaß, Baden, Bayern, Hessen, den Rheinlanden, Mecklenburg, Pommern, Sachsen und anderen Staaten. So entstanden in den Jahren 1817 bis 1842 immer neue Kolonien. Die Zahl der deutschen Dörfer in Beßarabien,

Wolhynien und den Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien beträgt nahezu 300 mit mehr als einer halben Million Einwohner. Neben den Namen der deutschen Heimatstädte, wie ich oben einige anführte, wählte man für die Ansiedlungen mit Vorliebe



*Nach Feierabend.*

*Deutsche Bauern auf der Straßenbank vor dem Hoftor.*

die Namen berühmter Schlachten der eben durchlebten Kriege. So finden wir unter den deutschen Dörfern ein Kulm, Leipzig, Borodino, Beresina, Katzbach, Dennewitz, Tarutino, Brienne, Waterloo und Paris. Auch diese Namen bekommt man oft zu hören, wenn man die Bauern der deutschen Dobrudschadörfer nach ihrer oder ihrer Eltern Herkunft fragt. Für einen Teil von ihnen ist auf der Wanderung aus der alten Heimat bis in die Dobrudscha Rußland nicht die einzige Station gewesen. Diese, meist Württemberger und Hessen, hatten vorher bereits mehrere Generationen hindurch in Galizien gesessen, wohin sie durch die Kolonisationsbestrebungen Josefs II. geführt worden waren. Um die Mitte der sechziger Jahre zogen von dort gegen 100 Familien aus verschiedenen Dörfern weiter nach Beßarabien. Sie ließen sich zuerst bei Ismail nieder. Aber ihre Hoffnungen auf eigenen Landbesitz wurden enttäuscht, und ein Teil wanderte nach mancherlei trüben Schicksalen nach der Dobrud-



scha weiter. So trifft man hier auch Leute, die als Geburtsort Ugartsberg, Strij, Brigidau, Josefsberg, Neudorf, Falkenstein, Bolichow und andere nennen, alles Namen deutscher Kolonien in Galizien.

Was veranlaßte aber nun diese deutschen Bauern Rußlands, die neue, durch ausdauernden Fleiß zum Gedeihen gebrachte Heimat wieder zu verlassen und in die türkische oder später rumänische Dobrudscha zu ziehen?



*Deutsche Bauernfamilie*

Wie schon erwähnt, war bei der Landanweisung festgesetzt, daß dieses sich unveräußerlich in der Familie forterbe, und zwar auf den jüngsten Sohn. Die übrigen Bauernsöhne sahen sich also gezwungen anderwärts Grund und Boden zu suchen. Das geschah natürlich zunächst in der näheren oder weiteren Umgebung des elterlichen Dorfes, und es entstanden aus den alten Ansiedlungen heraus zahlreiche neue. Aber allmählich ward auch hier der freie Raum schmaler und die Niederlassungsmöglichkeiten knapper und ungünstiger. So richtete man die Blicke in die weitere Ferne, und Sendboten wurden ausgesandt, um Neu-land zu suchen. Zuerst wandte man die Schritte nach der Walachei, wo auch verschiedene Ansiedlungen entstanden sind, die aber bis auf eine bald wieder aufgegeben wurden. Die menschenarme Dobrudscha bot sich als nächstes Gebiet, und ihre damalige Herrin, die Türkei, verkannte

nicht den Gewinn, den die fleißigen und ordnungsliebenden deutschen Ackerbauern für das wirtschaftlich zurückgebliebene Land mit seiner wilden



*Deutsche Bäuerinnen in einem katholischen Dorfe.*



*Deutsche Bauernmädchen.*

und kulturell tiefstehenden Bevölkerung bedeuten würden. Sie sicherte ihnen volle Freiheit in der Erhaltung ihrer Eigenart und ihres Glaubens zu, bot ihnen Land, soviel ein jeder sich durch seiner Hände Arbeit er-

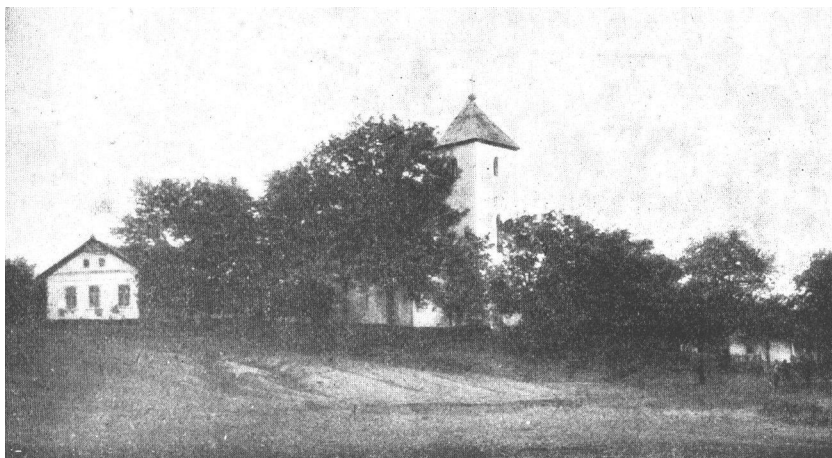
ringen konnte. Und die Dobrudscha selbst gefiel ihnen recht gut. Was sie ihnen bot, erinnerte in so vielem ganz an ihre russische Heimat, die sie verlassen wollten. Das war auf weitem Gebiet dasselbe Land wie Beßarabien, von niedrigen Hügeln und Mulden durchzogen, die von Steppengras bedeckt sind. Sie fanden dasselbe Klima und den gleichen jungfräulichen, fruchtbaren Boden. Abgesehen von dem Waldgebirge im Norden der Dobrudscha sind auch auf ihren Steppenflächen wie auf den südrussischen vereinzelt Akazien nahezu die allein vorkommenden Bäume. Die freie Tierwelt, die die deutschen Ankömmlinge dort kennengelernt hatten, trafen sie auch hier: Pelikane, Trappen und Störche, den Steppenwolf und die Menge der zierlichen Zieselmäuse. Selbst die merkwürdigen kegelförmigen Hügel, die dort zu vielen Hunderten überall verstreut herumlagen, gaben auch hier dem Landschaftsbild einen charakteristischen Zug.

Die deutsche Einwanderung in der Dobrudscha hat im Anfang der vierziger Jahre begonnen und sich mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen rund ein halbes Jahrhundert lang fortgesetzt. Etwa drei Dutzend Dörfer sind von deutschen Bauern besiedelt worden, aber nicht alle hatten Bestand. Zurzeit existieren noch 22 Dörfer, die entweder ausschließlich oder doch zu einem guten Teil von Deutschen bewohnt sind. In anderen lebt eine kleine Anzahl deutscher Familien zerstreut zwischen der fremden Bevölkerung, und vereinzelt gibt es in einer großen Anzahl von Ortschaften. Dazu kommen die Deutschen mehr städtischen Charakters, die sich in Konstanza, Cernavoda und Tulcea niedergelassen haben. Nach den überall von mir aufgenommenen Personenstandsaufnahmen beträgt die Gesamtzahl der Deutschen in der Dobrudscha rund 8500 Seelen.



*Teil von Atmagea mit dem Goldberg im Hintergrunde.*

Ich habe im Frühjahr und Sommer 1917 im Auftrage und mit Unterstützung des Neuen Museums und Instituts zur Kunde des Ausland-deutschtums in Stuttgart die Dobrudscha zum Zwecke der Feststellung und Untersuchung der dortigen Deutschen bereist und im Bereich der Deutschen Etappenverwaltung sowohl wie im Operationsgebiet der dritten bulgarischen Armee im Norden alle Dörfer aufgesucht, wo Deutsche in größerer oder kleinerer Zahl wohnen, oder wo ich solche vermutete. Ein



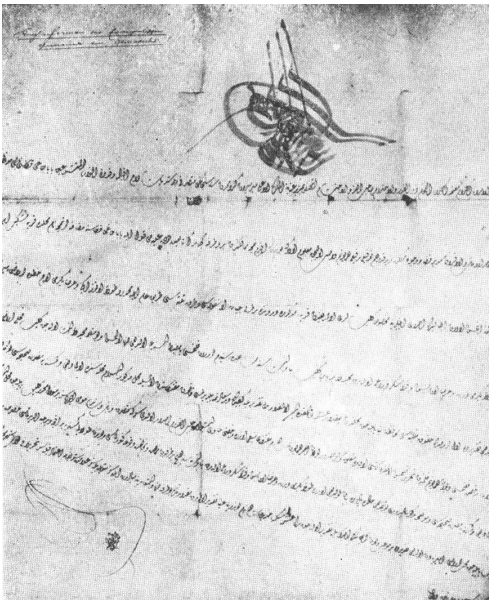
*Am Kirchplatz in Atmagea.*

zweiter längerer Aufenthalt im Herbst gab mir dann nochmals Gelegenheit, in einer größeren Anzahl von Ansiedlungen meine Beobachtungen zu ergänzen. Ich möchte auch an dieser Stelle nicht versäumen, der Deutschen Verwaltung und allen ihren Kommandanturen für die entgegenkommende Förderung meiner Reise zu danken, die mir überall in lebenswürdigster Weise zuteil wurde. Dieser Dank gebührt auch den bulgarischen Militärbehörden, die mir das Reisen und Arbeiten im Operationsgebiet ermöglichten<sup>9</sup>.

---

<sup>9</sup> Mit dem Dank möchte ich wieder eine Bitte verknüpfen: Das vorliegende Buch wird voraussichtlich auch in die deutschen Dörfer der Dobrudscha und in die Hände vieler gelangen, die darin längere oder kürzere Zeit einquartiert waren. Diesen Überblick soll später eine eingehende Darstellung des Deutschtums in der Dobrudscha folgen. Dazu wäre mir eine allseitige Unterstützung durch weiteres Material sehr erwünscht. Insbesondere wäre ich dankbar für Überlassung von älteren und neueren Bildern und von Urkunden oder Abschriften davon, die über die Geschichte der Niederlassung und über die Herkunft einzelner Familien zuverlässige Auskunft geben. Ferner für Mitteilung von Volksliedern, Sagen, Gebräuchen und dergleichen und für alle Nachrichten über Deutsche, die sich vereinzelt in dem oder jenem Orte aufhalten.

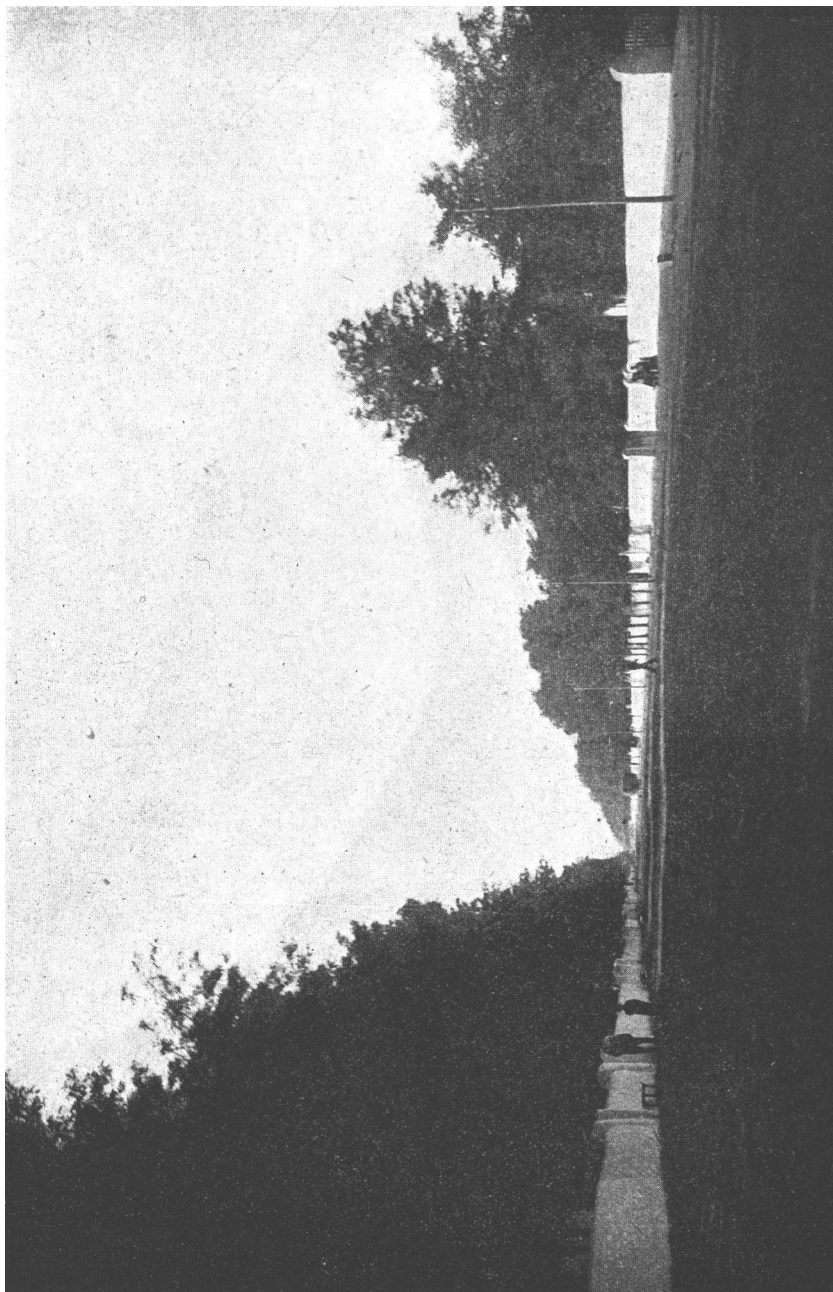
Im Jahre 1842 dürften die ersten deutschen Bauern aus Beßarabien nach der Dobrudscha gekommen sein. Sie überwinterten in Macin und ließen sich im folgenden Jahre in dem ungefähr 30 Kilometer südöstlich davon gelegenen, von Türken bewohnten Dorfe Acpunar nieder. Nach der Aussage einer alten, ungemein geistesfrischen Frau, die als Kind die Einwanderung noch mitgemacht hat, waren es zuerst nur 4 Familien. Sie erhielten Verstärkung durch einen Trupp, der ungefähr gleichzeitig Rußland verlassen hatte, aber erst nach längerem, enttäuschungsvollen Aufenthalt an verschiedenen Plätzen der Walachei nach Acpunar gelangte. Es scheinen ausschließlich Familien westpreußischer Herkunft gewesen zu sein. Die ersten urkundlichen Belege, die ich fand, sind Taufeintragungen aus dem Jahre 1846. Es befindet sich darunter einer unserer größten Namen: Kant. Die Niederlassung hatte nur wenige Jahre Bestand, und heute leben in Acpunar keine Deutschen mehr.



*Ferman des Sultans zur Erlaubnis des Baues der deutschen Kirche in Atmagea.*

Die älteste von den jetzt noch existierenden deutschen Ansiedlungen ist das ganz im Norden der Dobrudscha, etwa 8 Kilometer östlich von Tulcea gelegene Dorf Malcoci. Im Jahre 1843 kamen hier die ersten Deutschen an, 20—25 Familien aus Katharinenthal, Mannheim, Elsaß, Josephsthal, Landau und anderen Ortschaften des Liebentaler Kolonialbezirks im Gouvernement Cherson. Auch sie hatten bereits eine lange Wanderung hinter sich, ehe sie hier eine bleibende Stätte fanden. Sie waren über Focsani nach der Walachei

gezogen, hatten etwa 1½ Jahr bei Calarasi gesessen und waren dann über Galatz nach der Dobrudscha gekommen. Es waren Katholiken, die zum Teil aus Süddeutschland, die meisten jedoch aus dem Elsaß stammten.



*Deutsche Straße in Karamurat.*

---



Diese waren bei ihrer Einwanderung noch französische Untertanen, und in der Sprache der Malcocer hat sich bis heute noch manches erhalten, was an die einstige französische Nachbarschaft erinnert. So gebrauchen sie die Vornamen in der Regel in französischer Form. Georg wird Georges, Karl Ludwig Charles Louis gerufen. Das Land, das den Ankömmlingen angewiesen wurde, mußten sie sich erst mit schwerer Arbeit erobern. Es war alles Wald. Auch nach den harten Anfangsjahren ist es hier den deutschen Bauern nie besonders gut gegangen. Doch das Dorf wuchs und ist eine der größten deutschen Niederlassungen der Dobrudscha. Es zählt gegen 150 deutsche Häuser mit fast 200 Familien. Im November dieses Jahres war aus militärischen Gründen die Räumung des Ortes vorgesehen. Durch die inzwischen eingetretene Waffenruhe im Osten ist er hoffentlich von diesem Schicksal verschont geblieben. Der Krieg hat sich ihm aber schon vorher fühlbar gemacht. Er wurde wiederholt beschossen, und in die stattliche Kirche sind drei Granaten gefallen, die Decke ist durchschlagen und zum Teil abgestürzt.



*Kirche und Pfarrhaus  
in Atmagea.  
Gezeichnet von R. Canisius*

Gleichzeitig mit der Gründung von Malcoci hatte sich auch im benachbarten Tulcea eine Anzahl deutscher Familien niedergelassen. Sie kamen größtenteils aus den gleichen Kolonien Südrußlands. Eine Straße der Stadt hieß früher die deutsche. Die katholische deutsche Gemeinde zählte zuletzt etwa 50 Familien und hat sich eine hübsche Schule und Kirche gebaut. Auch die Zahl der evangelischen Deutschen ist früher

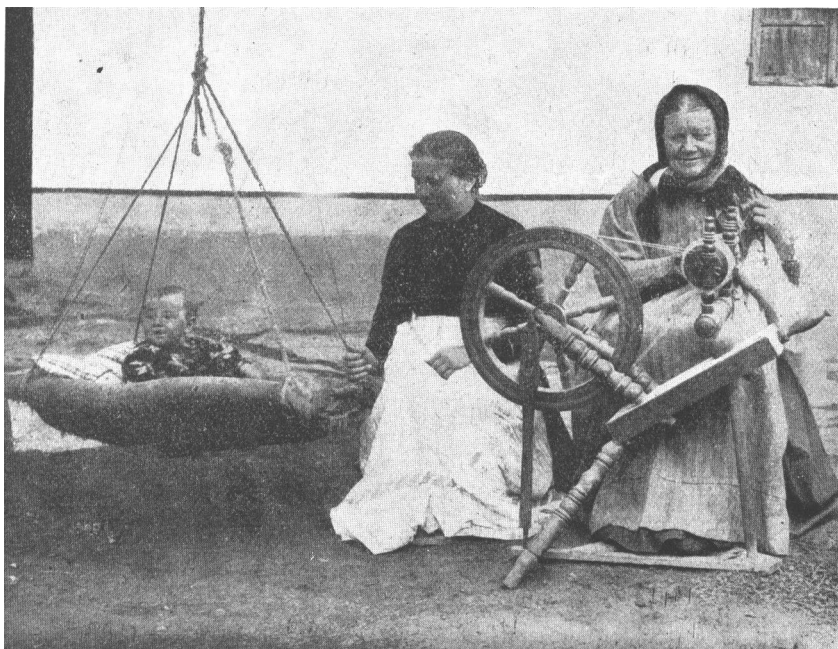
größer gewesen. Eine Liste aus dem Jahre 1872 verzeichnet noch 15 Familien, während es jetzt nur noch einige wenige gab. Tulcea ist Anfang Juni dieses Jahres von der Zivilbevölkerung geräumt worden, und auch die deutschen Bewohner dürften sich in andere, dem Kriegsschauplatz entferntere Ortschaften verstreut haben.



*Der Friedhof von Atmagea.*

Das nächstälteste und eins der blühendsten deutschen Dörfer ist Atmagea, etwa 10 Kilometer südöstlich von der obengenannten Niederlassung Acpunar gelegen. Von dieser aus wurde es im Jahre 1848 gegründet. Das Verhältnis der deutschen Zuzügler zu den vorher in Acpunar ansässigen Türken scheint kein besonders gutes gewesen zu sein, und als der Kaimakam von Babadag ihnen Land in seinem Bezirk anbot, nahmen sie an und zogen dahin ab. Es war ein Platz von landschaftlicher Schönheit, nach allen Seiten von schützenden Höhen umgeben, die der breite Rücken des Goldberges überragt. Aber alles war noch von dichtem Wald bedeckt. Nur ein alter Schäfer hauste da, der sich auch einen Brunnen gebohrt hatte. An den gewohnten Ackerbau war zunächst nicht zu denken. Sie bauten sich primitive Erdhütten und gingen ans Waldrodern. Sie brannten Holzkohle und brachten sie fünf bis sechs Stunden weit über die Berge an die Donau nach Pecineaga, um sich dort dafür Mehl einzutauschen. Es waren mühselige Jahre schwerer Arbeit und Entbehrung. Und als einige Zeit nach der Ankunft aus der russischen Heimat die Kunde kam, daß man dort Land bekommen solle, zogen alle bis auf wenige Familien wieder ab und wanderten nach Rußland. Doch ihre Hoffnung wurde enttäuscht, und so kehrten sie in den Wald von Atmagea zurück. Hier hatten sie wenigstens die sichere Aussicht auf eigenen Grund und Boden. Denn was sich einer freilegte, war sein Eigen-

tum. Heute zeigt das Tal und die umgebenden Höhen überall bebaute Äcker und Felder. Nur auf den Bergen der Westseite zieht sich noch ein Streifen Wald hin.



*Deutsche Bäuerinnen in Ciucorova.*

Während der ersten Jahrzehnte lastete auf den deutschen Kolonisten noch eine besondere Beschwerde: Sie hatten böse Nachbarn. Das waren die Tscherkessen, die damals noch in großer Zahl in der Dobrudscha lebten. Ein Dorf im Südosten von Atmatgea heißt noch jetzt Slava Cerceză<sup>1</sup>. Es war eine wilde, zügellose Gesellschaft, die sich ritterlich fast nur vom Raub nährte und den deutschen Bauern das Leben schwer machte. Mit welcher Naivität sie sich für berechtigt hielt, die Deutschen auszuplündern, beleuchtet der Bericht eines Pfarrers von Atmatgea, in dem es heißt: „Sie sagen unter anderem, es sei ja auch so in der Natur, daß man einem Bienenvölkchen nur deshalb erlaube, eine Zeitlang einzutragen, damit man ihm nachher um so gewisser etwas abnehmen könne. Ihre Nachbarn aber seien die Bienen und sie die Herren, die das Wegnehmen zu besorgen hätten. Das wird denn wirklich auch recht brav von ihnen besorgt. Zu vier, sechs Mann streifen sie umher. Jacken, Mantel, Pelzwerk, Schuhe, Axt und Beil muß abgeliefert werden.“ Und ein deutscher Reisender, W. Brennecke, der in den sechziger Jahren in die

<sup>1</sup> existiert immer noch unter dem Namen, an der DN22D, 2km östl Ciucurova

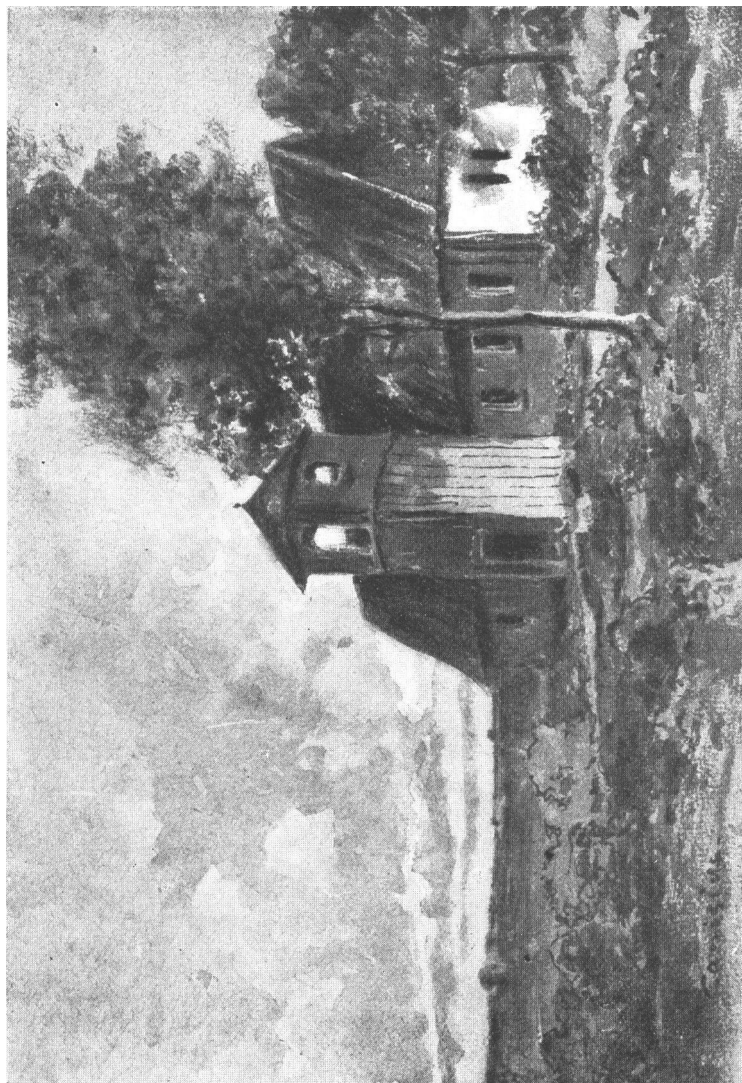
Dobrudscha kam, nennt die Tscherkessen Diebe und Meuchelmörder: „Nur Mühlsteine und glühendes Eisen lassen sie liegen“<sup>10</sup>.



*Russische Kirche in Ciucurova.*

Doch allen Beschwerden und Schwierigkeiten zum Trotz kamen die arbeitsamen deutschen Bauern vorwärts, und das Dorf wuchs. Jetzt ist es eins der schönsten der Dobrudscha und bis heute ein reindeutsches. In der Anlage weicht es von der gewöhnlichen Form der deutschen Dobrudschadörfer, die meist nur aus einer einzigen langen Straße bestehen, etwas ab. Vom geräumigen Dorfplatz aus ziehen sich Straßen nach allen Richtungen auf die Höhen. Die sauberen Gehöfte auf beiden Seiten sind größtenteils durch Latten- oder Geflechtzäune umschlossen. Man sieht viele alte Nußbäume, auch der Apfelbaum fehlt hier nicht. Früher wurde auch viel Wein gebaut, bis die Phylloxera die Kulturen vernichtete. Die Deutschen Atmatgeas sind evangelisch. Sie stammen ziemlich einheitlich aus Westpreußen und Preußisch-Polen. In wenig Dörfern hat sich der Dialekt der alten Heimat so unverfälscht erhalten wie hier. Die hübsche steinerne Kirche am Platz in der Mitte des Dorfes ist schon Anfang der sechziger Jahre erbaut worden. Der Ferman des Sultans vom Jahre 1860, der den Bau gestattete, ist noch vorhanden. Die Bibel der Kirche trägt die handschriftliche Widmung des berühmten preußischen Theologen Ernst Hengstenberg, datiert Sonntag Exaudi 1858.

<sup>10</sup> W. Brennecke, Die Länder an der unteren Donau und Konstantinopel. Hannover 1870.



*Die deutsche evangelische Kirche in Cataloi. Aquarell von R. Canisius.*

Aber bereits von 1849 an hatte die Gemeinde Jahre lang einen eigenen Pfarrer. Die Russen, die zu Beginn des Krieges Atmatgea besetzt hatten, haben aus der Kirche 5 Leuchter, eine Altardecke und anderes mitgenommen, aber nichts zerstört. Die Einwohnerzahl beträgt rund 450.

Erst zehn Jahre später entsteht wieder ein deutsches Dorf: Ciucurova, von Atmatgea etwa 8 Kilometer nach Südosten. 1858 kamen die ersten 25 Familien an. Sie hatten vorher in der deutschen Kolonie Jakobsonstal bei Braila gesessen. Sie trafen ähnliche Verhältnisse wie die Gründer Atmatgeas. Zwar fanden sie bereits ein von Russen bewohntes Dorf vor, aber das Land, das den deutschen Ankömmlingen angewiesen wurde, war Waldboden, und das Roden war die erste schwere Arbeit. Dichter, dunkelgrüner Laubwald bedeckt heute noch einen Teil der umgebenden Höhen. Auch hier verloren viele den Mut und wollten fort. In einer Klageschrift an den preußischen Konsul Blücher in Tulcea, der sich in jenen Jahren der deutschen Einwanderer mit warmherzigem Interesse angenommen hat, schreiben sie, daß sie in Ciucurova nicht bleiben könnten: „1. das Vieh sei bald alles zugrunde gegangen. 2. ists auch mit dem Feldbau gar nichts. Wo noch ein ordentliches Stück Land ist, das haben die Russen in der Hand. Wir haben das Holzhauen und Bretterschneiden nicht gelernt, und davon leben die ganzen Ciucurover Leute. Wenn wir sollten noch ein Jahr bleiben, so gehen wir ganz zugrunde.“



*Straße in Cataloi. Zeichnung von R. Canisius.*

Aber sie blieben schließlich, und deutscher Fleiß und Zähigkeit überwand auch hier alle Schwierigkeiten. Im Jahre 1865 errichteten sie sich eine einfache Holzkirche, die später durch einen schönen steinernen Bau ersetzt wurde. Auch die Ciucurover sind norddeutscher Herkunft.



Die Mehrzahl aus den polnischen Teilen Preußens, doch auch Pommern sind darunter. Sie nennen sich selbst Plattdeutsche. Das deutsche Dorf besteht aus einer langen Straße, die sich zwischen parallel laufenden Höhenzügen hinzieht. Gegen 80 Gehöfte liegen an ihren Seiten. Etwas abseits wohnen die Russen, die jetzt noch über 50 Familien zählen. Sie besitzen eine malerische alte Kirche. Auch ein kleines Tatarenviertel gehört zum Dorf.

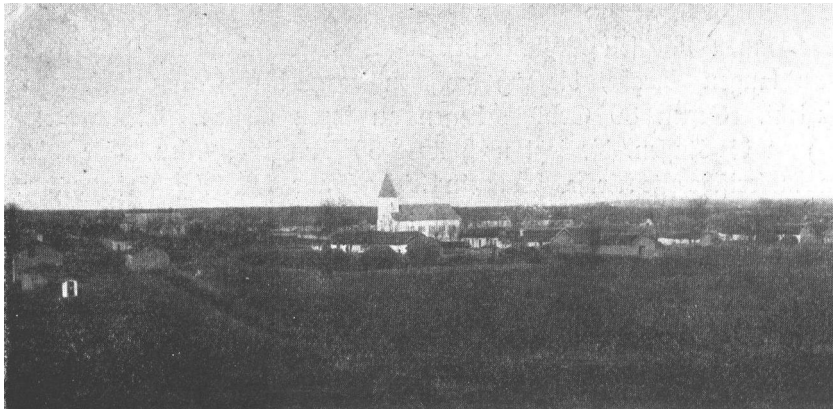


*Deutsche Bauern in Făchria*

1859 ließen sich neue deutsche Einwanderer aus Rußland in dem 12 Kilometer südlich von Tulcea, etwas abseits von der alten Heerstraße nach Babadag gelegenen Dorfe Cataloi nieder. Bis auf eine „platte“ Familie waren alle Schwaben. Der erste Ankömmling führte den echt schwäbischen Namen Lutz. Das Dorf war damals von Rumänen und Tataren bewohnt. Letztere sind nach dem russisch-türkischen Krieg abgezogen, dafür haben sich später Bulgaren und, in ziemlich großer Zahl, so daß sie heute mit etwa 85 Familien die stärkste Gruppe bilden, Rumänen eingefunden. An zweiter Stelle stehen mit 67 Familien die Deutschen, die auch hier eine Straße für sich angelegt haben, durch eine Anhöhe von dem bulgarischen und rumänischen Viertel getrennt. In den achtziger Jahren wurde das deutsche Element durch Zuzug neuer Einwanderer aus Wolhynien verstärkt. Auf der anderen Seite ist aber in Cataloi auch

die Auswanderung nach Amerika besonders groß gewesen. Mehr als die Hälfte der früher ansässigen Familien soll über den Ozean gezogen sein. Es waren das hauptsächlich Baptisten, die seit Mitte der sechziger Jahre in Cataloi ihren Hauptsitz hatten. Sie bilden auch jetzt noch die Mehrheit der deutschen Gemeinde. Die Evangelischen haben einem einfachen rohrgedeckten Bauernhause einen hölzernen Glockenturm vorgebaut und sich so eine hübsche, stimmungsvolle Kirche geschaffen. Zur Zeit meiner Anwesenheit war sie allerdings ausgeräumt worden, um als Getreidespeicher zu dienen. Wirtschaftlich ist es im allgemeinen den Deutschen in Cataloi nicht schlecht ergangen. Wer zum Getreidebau nicht genügend Land besaß, dem bot sich ein einträglicher Ersatz durch die Zucht von Schweinen, Hühnern und Gänsen, deren Produkte auf dem wöchentlich zweimal stattfindenden Markte im nahen Tulcea zu guten Preisen abgesetzt werden konnten.

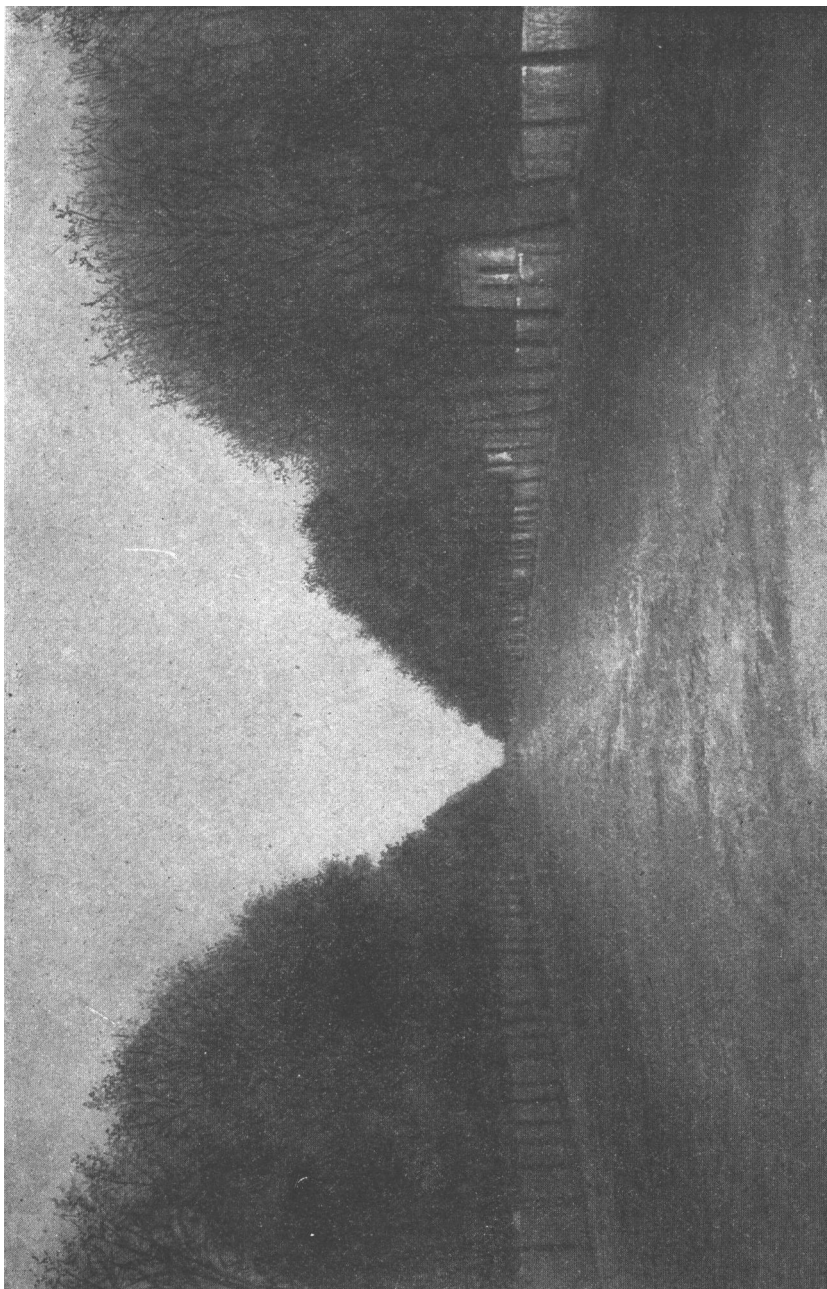
Nach der Gründung von Cataloi tritt eine längere Pause ein. Abgesehen von vereinzelt Nachzügeln, die in die schon bestehenden Ansiedlungen gingen, setzt eine stärkere Abwanderung aus Rußland erst wieder 1873 ein. In diesem Jahre wurde im Zarenreich die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und auch die deutschen Kolonisten wurden des ihnen und ihren Nachkommen zugesicherten Privilegs der Befreiung vom Militärdienst für verlustig erklärt. 1874 fand die erste Auslosung statt.



*Cogealac.*

Das gab vielen den Anstoß, Rußland zu verlassen, und ein Teil davon wandte sich wieder der Dobrudscha zu. Damit beginnt eine zweite Periode von Gründungen deutscher Niederlassungen. Die Zuwanderung hält fast ohne Unterbrechung ein volles Jahrzehnt hindurch an, in dessen Verlauf eine Reihe der heute blühendsten deutschen Niederlassungen angelegt wurde.

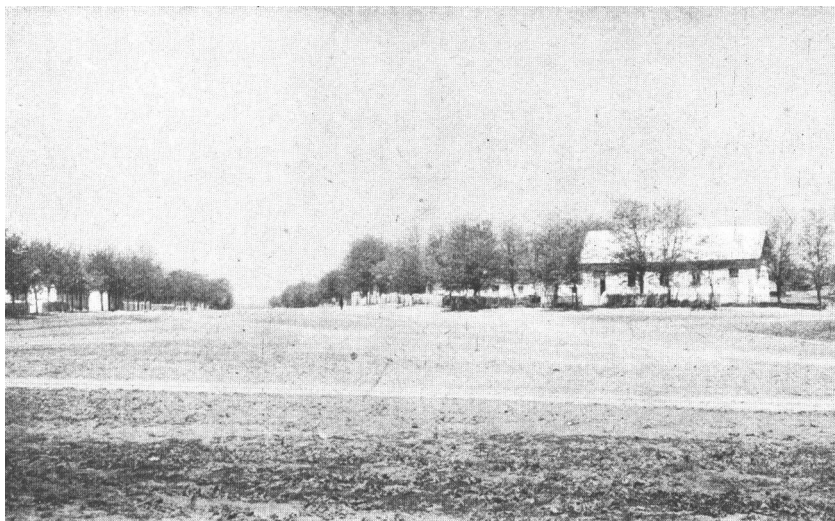




*Deutsche Dorfstraße in Cobadin*

---

Wie wir gesehen haben, liegen die älteren Kolonien alle im Norden der Dobrudscha, zum Teil in dem bewaldeten Gebirgsland, das landschaftlich oft an Thüringen erinnert. Die neuen Ankömmlinge wandten sich weiter nach Süden. Ihre Dörfer, sowie alle später noch erfolgten Ansiedlungen, befinden sich in der weiten, baumlosen, nur von leichten Erhöhungen und Mulden durchzogenen Steppe, die für den mittleren und südlichen Teil der Dobrudscha charakteristisch ist. Die jetzt ankommenden deutschen Bauern hatten es so bequemer als ihre Vorgänger. Die harte Arbeit des Waldrodens, die jenen so schwer geworden war, blieb ihnen erspart. Sie konnten sofort den Pflug einsetzen und alsbald vom Ertrag ihrer Ernte leben. Dabei waren die gebotenen Bedingungen, solange die Türken noch Herren des Landes waren, die gleich günstigen. Sie durften pflügen und bebauen, soviel Land ein jeder wollte oder konnte, und hatten nur den Zehnten zu entrichten. So kamen, sie gut vorwärts, und es entwickelten sich schöne Dörfer, die von Fleiß und behaglichem Wohlstand zeugen.



*Marktplatz in Cogealac mit der Torofstraße.*

Diese neuen Niederlassungen sind auch unseren Truppen, die das Kriegsgeschehen in die Dobrudscha warf, bekannter und zum Teil durch langen Aufenthalt vertraut geworden. Sie liegen alle im Bereich der deutschen Etappenverwaltung.

Die erste war das 1874 gegründete Fachrie, etwa 12 Kilometer südöstlich von Cernavoda und eine halbe Stunde von der Bahnstation Mircea-Voda gelegen. Vor der deutschen Weihnacht 1873 war der erste Trupp der hier angesiedelten Familien in der Dobrudscha angekommen.

Sie hatten in Cataloi überwintert und ließen sich dann hier unmittelbar am Rande der Anhöhe nieder, die den Sumpfboden des Karasees nach Norden abschließt. Es waren Familien meist süddeutscher Herkunft, die in Beßarabien im Akkermanschen Kreis, in den Dörfern Paris, Plotzk, Kulm, Katzbach gesessen hatten. Sie hatten sich schon vorher in der Walachei am Buzau niedergelassen, in einer Kolonie Neu-Plotzki. Dort scheint ein Teil der gemeinsam Ausgewanderten längere Zeit Halt gemacht und erst im Laufe der nächsten 6 Jahre die Wanderung nach Fachrie fortgesetzt zu haben.



*Die Deutsche Kirche in Cogealac, kurz nach ihrer Erbauung.  
Gezeichnet von R. Canisius.*

Es sei hier noch ein interessanter Zuwachs erwähnt, den verschiedene deutsche Dobrudschadörfer erst in neuerer Zeit erhalten haben. Wie erinnerlich, revoltierte vor einer Reihe von Jahren das russische Kriegsschiff der Schwarzmeerflotte „Potemkin“ und flüchtete schließlich nach Konstanz. Unter seiner Besatzung befanden sich auch 22 Deutsche, die nach der Ankunft in der Dobrudscha deutsche Ansiedlungen aufsuchten

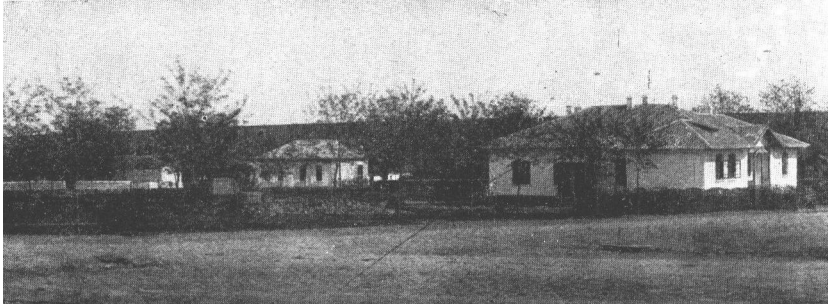
und hier blieben. Selbst mehrere ihrer russischen Kameraden haben sich ihnen angeschlossen, und einer hat nach seiner Verheiratung mit einem deutschen Mädchen sogar deren Namen angenommen. Auch in Fachrie haben sich drei dieser deutschen Potemkinleute niedergelassen und hier geheiratet. Sie stammen aus den Wolgakolonien von Saratow und aus der Krim.



*Deutsche Frauen in Cogeaalac nach dem Kirchgang.*

Wie die meisten deutschen Dörfer besteht auch Fachrie aus einer langen, breiten Straße, an die etwa 60 Häuser stoßen. Die Ansiedlung hat keine ungestörte Entwicklung gehabt. Während des russisch-türkischen Krieges flüchteten alle Bewohner nach der kurz zuvor entstandenen deutschen Niederlassung Tariverde, und nur ein Teil kehrte erst nach Jahren wieder zurück. Auch der jetzige Krieg hat ihnen ziemlich mitgespielt. Die Rumänen behandelten die deutschen Bauern nach Kriegsausbruch sogleich als Feinde und Spione. Nahezu sämtliche Männer wurden weggeschleppt, und auch die Frauen waren geflohen, nachdem sie ihr Hab und Gut vergraben hatten. Die aus Deutschland bezogene Orgel des Bethauses wurde zerschlagen und verbrannt. Leuchter und Kruzifix sowie auch die Kirchen- und Gemeindebücher waren mit vergraben worden, wurden jedoch aufgefunden und geraubt oder vernichtet. In den 62 Familien des Dorfes fehlten noch im Sommer nicht weniger als 74 Männer, von deren Schicksal man nichts wußte. Vor dem Kriege gehörte Fachrie

zu den Kolonien, die sich am günstigsten entwickelt hatten. Man hatte sich hauptsächlich auf Milchwirtschaft verlegt, deren Erzeugnisse in Cernavoda und Medgidie einen guten Markt fanden. Fachrie hat sich als reindeutsches Dorf erhalten. Die am 1. Juli wieder eröffnete und von einem Landsturmmann geleitete Schule wird von 52 Kindern besucht.



*Dorfplatz in Cogeaalac mit dem Gerichtsgebäude (rechts),  
zur Zeit deutsche Kommandantur.*

In das Jahr 1875 fällt die Gründung der ausgedehntesten deutschen Niederlassung Cogeaalac, an 50 Kilometer nördlich von Konstanza gelegen. Die Ansiedler stammten zum Teil aus den gleichen Dörfern des Akkermanschen Kreises wie die von Fachrie: aus Kulm, Katzbach, Beresina, Alte Elf und anderen. Die Mehrzahl war schwäbischer, oder sonst süddeutscher Abkunft, die übrigen stammten aus Preußisch-Polen und einige „platte“ Familien aus Mecklenburg. Cogeaalac zählt rund 750 Deutsche, doch sind diese nicht allein im Ort. Die rumänische Regierung hat später, hauptsächlich auf Ländereien, die infolge deutscher Auswanderungen an die Regierung zurückgefallen waren, Veteranenfamilien hereingebracht, und außer den 145 deutschen Familien gibt es noch gegen 70 rumänische und eine kleine Anzahl türkischer und bulgarischer. Cogeaalac macht wohl von allen deutschen Dobrudschadörfern den stattlichsten Eindruck. Es hat mehrere große und schöne Straßen, die ungefähr in der Mitte auf einem weiten Platz sich kreuzen oder hier enden. Auf diesem steht als schönste Zierde, von einem großen Garten umgeben, die im Jahr 1908 eingeweihte, nach einem in Deutschland ausgearbeiteten Plan gebaute Kirche. Auch die ansehnlichen Gebäude der Primarie und des Gerichts liegen am Platze. Vor dem Krieg war hier an jedem Dienstag ein großer Wochenmarkt, der von allen Dörfern der näheren und weiteren Umgebung besucht wurde. Cogeaalac ist auch Post-, Telegraphen- und Telephonstation. Alles zeugt von der günstigen Entwicklung, die dieses deutsche Dorf genommen hat. Im Gegensatz zu den

meisten andern gibt es hier auch nur wenige Familien, die kein eigenes Land besitzen. Über 100 Hektar waren früher mit Reben bepflanzt, und man gewann einen vorzüglichen Wein. Vor etwa 6 Jahren hat dem auch hier die Phylloxera ein Ende gemacht. Die wiedereröffnete Schule steht unter einem tüchtigen, aus dem Orte stammenden Lehrer, der nicht weniger als 190 Kinder zu unterrichten hat.



*Deutsche Frauen in Cogeaalac.*

Auch die Gründung der Nachbarkolonie von Cogeaalac, des kaum drei Kilometer westlich davon, an der großen Straße Tulcea—Babadag-Konstanza gelegenen Dorfes Tariverde, fällt in die Jahre vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges. Das erste Kirchenbuch ist im Januar 1879 angelegt worden. Es kamen zugleich 44 Familien aus den beßarabischen Dörfern Klöstitz, Lichtenthal, Leipzig, Kulm, Beresina, Tarutino, Neu-Arcis und anderen. Es waren überwiegend Schwaben. Als Herkunftsorte der alten Heimat wurden mir unter anderen Ofterdingen, Boppenweiler und Beilstein im Oberamt Marbach genannt. Von drei später angesiedelten rumänischen Veteranenfamilien und einer bulgarischen abgesehen, die nicht in der schönen, breiten Hauptstraße wohnen, ist Tariverde ein prächtiges reindeutsches Dorf mit rund 130 Familien. Die malerische alte Kirche, im Grün alter Bäume halb verborgen, wurde Mitte der achtziger Jahre erbaut. Die Gemeinde hatte einen Neubau be-

schlossen und dafür schon eine ansehnliche Summe gesammelt, als der Krieg ausbrach und den Plan zunächst vereitelte. Die von der deutschen Verwaltung wieder eröffnete Schule wird von etwa 160 Kindern besucht, zu denen zur Zeit noch 15 Kinder von Flüchtlingen kommen. Tariverde besitzt oder richtiger besaß auch etwas, was auffallender Weise in fast allen deutschen Dörfern nicht vorhanden ist: ein Wirtshaus. Aber auch hier wurde es nicht von einem Deutschen, sondern von einem Armenier gehalten.

Im Frühjahr 1876 trafen in Caramurat, 25 Kilometer nordwestlich von Konstanz, die ersten deutschen Ansiedler ein. Es waren zuerst nur sieben Familien. Sie kamen alle aus Kraßna, der einzigen katholischen Kolonie des Akkermanschen Kreises. Ihre Voreltern waren meist aus Polen eingewandert, und es gab darunter auch wirkliche Polen. Unter den Familiennamen finden sich sieben oder acht polnische. Süddeutscher Herkunft scheinen nur wenige zu sein. Eine Familie stammt aus Landau, eine andere aus dem Schwarzwald. Jene sieben waren nur ein kleiner Teil einer größeren Gruppe von Auswanderern aus Kraßna, deren Schicksale ein interessantes Beispiel der langen und ruhelosen Wanderungen sind, die viele dieser Dobrudschabauern hinter sich hatten, ehe sie einen dauernden Wohnsitz



*Deutscher Bauernbursche in Cogealac.*

fanden. Die Mehrzahl hatte sich in dem Dorf Tasaul an der Nordspitze des gleichnamigen Sees niedergelassen. Nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges verließen sowohl diese wie auch die Caramurater ihre Wohnstätten und suchten wieder vereinigt eine Zuflucht in Caraibil. Hier sind sie annähernd drei Jahre geblieben. Dann trennten sie sich wieder. Ein Teil kehrte nach Caramurat zurück, der andere zog nach einem Orte



Poschta, südwestlich von Tulcea. Da war Waldland und, wie es scheint, sehr ungesund. Fieber und andere Krankheiten vertrieben die Ansiedler auch hier wieder, und sie wandten sich nun zumeist nach Culelia.



*Deutsche Frauen in Cogealac bei einer von der deutschen Kommandantur einberufenen Gemeindeversammlung.*

Caramurat war ein großes Tatarendorf, als die deutschen Einwanderer ankamen. Es soll an 300 Familien gezählt haben. Der russisch-türkische Krieg ließ auch sie flüchten, und nur ein kleiner Teil davon kehrte später zurück. Die Deutschen legten ihre Straßen ein gut Stück entfernt von den tatarischen Häusern an. Sie fanden viel freies Land, und was sie in ihre beärbische Heimat berichteten, muß recht günstig gelautet haben. Denn Jahr für Jahr bis etwa 1890 kam von dort frischer Zuzug. Aber auch ein weniger willkommener von anderer Seite. Mitte der achtziger Jahre wurde eine große Menge Rumänen aus Siebenbürgen ins Dorf gebracht, die sich mit ihren Häusern zwischen die Tataren und Deutschen setzten, so daß der rumänische Ortsteil nur durch eine Querstraße vom deutschen getrennt ist. Aber dem Eindrucke nach, den man auf der einen und auf der anderen Seite erhält, wirkt dieser schmale Scheideweg wie eine Kluft. Die Rumänen zählten vor dem Krieg 540 Seelen, die Tataren 400 und die Deutschen in 161 Familien rund 875. Für die wiedereröffnete Schule sind 180 Kinder eingeschrieben. In den Unterricht teilen sich ein Landsturmmann und ein einheimischer Bauernsohn, der die deutsche Schule in Bukarest besucht hat. Unsere Bilder

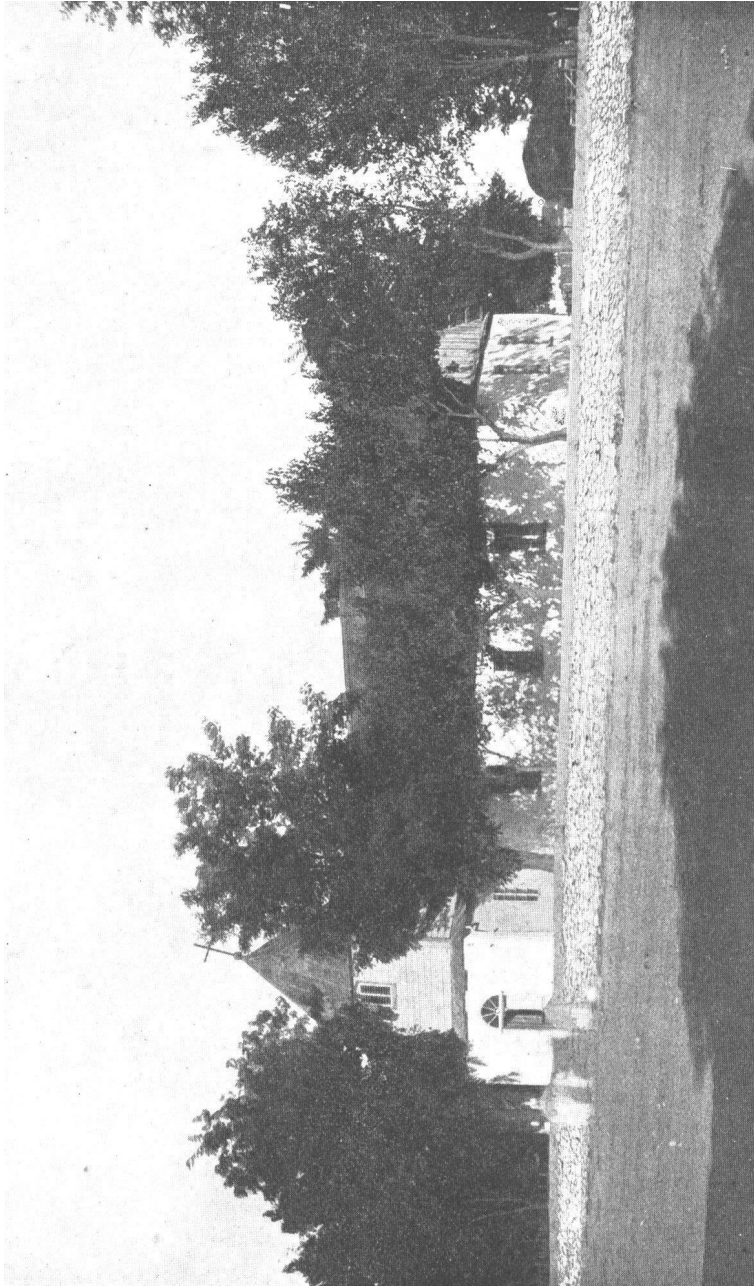
der Caramurater Schuljugend zeigen, wie die Buben fast alle die gleiche schwarze Schirmmütze russischer Form tragen und die Mädchen ein schwarzes Kopftuch mit auf den Nacken fallenden Zipfeln, das hier auch die Kopfbedeckung aller erwachsenen Frauen ist.

Caramurat hat sich mir als das schönste aller deutschen Dobrudschadörfer eingeprägt. Das Bild, das seine Hauptstraße an einem sonnigen Frühsommertag bietet, ist von unvergeßlichem Reiz. Schnurgerade und eben wie ein Tisch zieht sich die 25 Meter breite, von jeglichem Schmutz und Unkraut gesäuberte Straße zwischen den Gehöften hin. Die sie von diesen abschließenden, etwa 1½ Meter hohen Steinmauern sind blendend weiß getüncht und bilden lange, leuchtende Linien, über die sich die frischen Kronen der dicht dahinter stehenden Akazien neigen. Monumentale Toreingänge und Pforten, Rundbogen oder von großen hellblauen Kugeln gekrönte Säulenpaare aus dem gleichen Material wie die Mauern führen



*Deutsches Bauernhaus in Tariverde.*

in das Innere der Höfe. Die Wohnhäuser wahren überall den gleichen Abstand. Der Straße ist ihre Schmalseite zugekehrt. Sie zeigen farbige Giebfelder und bunt bemalte Fensterbogen und Hausecken. In den Gehöften steht gewöhnlich für sich allein und der Straße am nächsten ein hoher Oberbau des Kellers, auch er ist weiß oder farbig gestrichen.



*Deutsche Kirche in Tariverde.*

---

Zwischen den Ästen eines Baumes steht ein hübsch geformtes und ebenfalls bunt bemaltes Taubenhäuschen. Auch die den Wohngebäuden gegenüberliegenden Sommerküchen sind schmucke Steinbauten. Überall Ordnung und Sauberkeit und heitere Farbenfreude. Ein Bild, das nicht bloß vom Wohlbehagen der Bewohner sondern auch von einem Kulturverlangen zeugt, wie man es gewiß nicht bei Bauern in der Dobrudscha suchen würde.



*Pfingstkonzert der deutschen besatzung in Tariverde.*

Caramurat besitzt auch von allen Dörfern die stattlichste Kirche. Ein schöner Bau mit hohen Türen aus hellgelben Verblendern, von denen sich weiße Fensterbogen, Kanten und Linien wirksam abheben. Das geräumige und reich ausgestattete Innere hat einen wertvollen Hochaltar mit viel figürlichem Schmuck, das Werk eines Tiroler Bildhauers. Die Kirche wurde in den Jahren 1897 und 1898 gebaut. Die Gemeinde hat dafür, ungerechnet die von ihr selbst hergestellten Ziegeln und die Hilfsarbeiten der Bauern, 85 000 Lei aufgebracht. Der weite Kirchplatz umfaßt auch das Pfarrhaus und die alte Schule. Vor dem Nordende der Hauptstraße auf dem freien, weiten Feld, ist ein Kreuz mit einer in versilbertem Metall ausgeführten Darstellung des Heilands errichtet. Sie hat in diesem Kriege, wohl durch Säbelhiebe, ein paar Löcher bekommen. Vor größeren Zerstörungen ist das deutsche Dorf verschont geblieben, doch fehlten im Herbst noch 108 Männer, die als Soldaten eingezogen oder verschleppt worden sind. Außerdem haben die Rumänen noch

9 Männer, darunter den Pfarrer, als Geiseln mitgenommen. In wenig anderen Dörfern haben es die deutschen Einwanderer zu ähnlichem Wohlstand gebracht wie in Caramurat. Auf der Gemeindeweide tummeln sich im Frieden nicht weniger als 600 Kühe und noch mehr Pferde. Es wurden 4 oder 5 Gemeindebullen und 2 Hengste gehalten. Außer der Hauptstraße hat der deutsche Ortsteil noch 6 Straßen, die dieser, je 3 auf jeder Seite, parallel laufen.



*Beim Pfingstkonzert in Tariverde*

Ein trüberes Bild bietet die oben erwähnte Ansiedlung Culelia, von Caramurat etwa 28 Kilometer nach Norden entfernt. Auch das ist ein katholisches Dorf. Es ist kurz nach dem russisch-türkischen Krieg gegründet. Unter den ersten acht Familien sollen sechs aus der Kolonie Mannheim im Gouvernment Cherson gekommen sein. Wie schon berichtet, hat sich dann im Anfang der achtziger Jahre ein Teil der aus Kraßna Ausgewanderten hierher gewandt. Weiterer Zuzug ist aus Malcoci gekommen. Der Ort war vorher von Tataren bewohnt, die infolge des Krieges abgezogen sind und nicht zurückkehrten. Das Gebiet von Culelia ist stark hügelig, und auch die lange typische Dorfstraße, die ungefähr 30 Häuser an jeder Seite hat, führt über sehr gewelltes Gelände. Durch die Talsenkung fließt, eine Seltenheit in diesem wasserlosen Teil der Dobrudscha, ein kleiner Bach, der auch im Sommer nicht austrocknet und früher 3 Mühlen trieb. Jetzt war nur eine im Gang, eine sehr malerische,

aber ziemlich primitive. Über dieser deutschen Niederlassung hat kein freundliches Geschick gewaltet. Der Boden ist schlecht und von Unkraut überwuchert. Dazu kam, daß als Absatzmarkt für die Kolonie nur das ferne Konstanza in Betracht kam, so daß sich auch die Viehzuchtprodukte wie Butter und Eier nicht gut verwerten ließen. Im jetzigen Krieg hat kein anderes der deutschen Dörfer so gelitten wie dieses. Eine Anzahl Häuser ist vollständig niedergebrannt und zerstört, und keins ist unbeschädigt geblieben. Auch das Pfarrhaus ist eine Ruine. Culelia zählte vor dem Kriege 57 deutsche Familien, außerdem wohnten noch 13 rumänische im Ort.

Nach dem russisch-türkischen Krieg ließen sich deutsche Bauern in dem dicht bei Konstanza gelegenen Ort Anadolchioi nieder. Sie kamen vorwiegend aus den nördlichen Kolonien. Auch in Konstanza selbst hatte sich nach dem Übergang des Landes in rumänische Herrschaft nach und nach eine Anzahl Deutscher eingefunden. Sie begründeten 1883 in Gemeinschaft mit den Bauern von Anadolchioi eine deutsche evangelische Gemeinde. 1895 konnte sie ihre schöne Kirche in Konstanza und 1901 die daneben liegende Schule einweihen.



*Deutsche katholische Kirche in Caramurat*

Anadolchioi ist heute eine weithin verstreute, von Rumänen, Türken, Griechen, Bulgaren und Zigeunern bewohnte Ortschaft, in der das deutsche Element als solches kaum mehr hervortritt, wenn sich auch ein Teil der Familien noch in einer Straße zusanlinengehalten hat. Im Gegensatz zu allen übrigen Kolonien sind hier auch häufig Mischehen geschlossen worden. Immerhin leben in Anadolchioi noch 33 deutsche Familien.

1880 wurde das kleine deutsche Dorf Horoslar begründet, etwa 10 Kilometer nördlich von der Eisenbahnstation Murfatlar. Die Ansiedler kamen meist direkt aus Beßarabien, einige hatten sich schon vorher in den oben erwähnten Kolonien bei Braila und am Buzau, Jakobsonstal und Neu-Plotzki, aufgehalten. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, sind sie nicht zu eigenem Grund und Boden gekommen, sondern auf Pachtland angewiesen. Einer von diesen Bauern hat es allerdings zu außergewöhnlichem Wohlstand gebracht. Er hat sich zum Großgrundbesitzer aufgeschwungen und gilt heute als der reichste Deutsche der ganzen Dobrußtscha. Sein Landbesitz wird auf 1700 Hektar angegeben. Horoslar zählt heute 23 deutsche Familien, außer ihnen sind aus früherer Zeit nur noch 3 tatarische anwesend. Die kleine Gemeinde kann sich auch rühmen, die einzige zu sein, der es gelungen ist, allen rumänischen Verordnungen zum Trotz sich bis zuletzt eine wirklich deutsche Schule mit allgemeiner deutscher Unterrichtssprache zu erhalten.



*Hochaltar der deutschen Kirche in Caramurat.*

1881 trafen in dem damals nur von Tataren bewohnten Cogeani, 15 Kilometer nördlich von Konstanz, die ersten deutschen Ansiedler ein, denen im nächsten Jahr ein größerer Trupp folgte. Es waren Familien aus dem Gouvernement Cherson, aus der Kolonie Neudorf und anderen, die meisten schwäbischer oder sonst süddeutscher Herkunft. Einige aus



Polen stammende kamen später hinzu. Dank der günstigen Absatzmöglichkeiten in Konstanza gehört Cogeali heute zu den blühendsten deutschen Dörfern. An der breiten, etwa 1 Kilometer langen Straße liegen Über 50 Gehöfte, in denen alles ans einen behaglichen Wohlstand hinweist. Die Häuser haben größtenteils feste Bedachung und machen mit ihrem frischen Anstrich, den farbigen Giebeln und weißen Fenstervorhängen den freundlichsten Eindruck. Aber es war nicht immer so.



*Pfarrhaus in Caramurat.*

Die junge Kolonie hatte in den ersten Jahren ans das schwerste zu leiden. Als der Bukarester deutsche Pfarrer Teutschländer sie im Herbst 1883 besuchte, fand er sie im tiefsten Elend. Sie hatten das ihnen versprochene Land nicht erhalten, und fast die Hälfte ihrer Wohnungen war noch nicht fertig, zum Teil sogar noch ohne Dach, weil der Primär die deutschen Bauern am Rohrschneiden gehindert hatte. Dieser Jammer wurde der Anlaß, daß damals wohl zum ersten Mal weitere Kreise in der alten Heimat etwas von den deutschen Dörfern in der Dobrudscha hörten. Ein in Bukarest veröffentlichter Hilfsruf wurde von der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Deutschen Kolonialzeitung“ wiedergegeben, und alsbald trafen auch aus Deutschland Geldsendungen zur Unterstützung der Kolonisten von Cogealac ein.



*Mädchenklassen der deutschen Schule in Caramurat.*

1884 wurde ihnen Land vermessen. Der Boden war gut, und es ging nun rasch vorwärts. Bereits 1890 wurde mit dem Bau einer Kirche begonnen,

die im folgenden Jahre eingeweiht und später noch erweitert wurde. Heute zählt die Gemeinde 60 Familien. Die Tataren, die ungefähr gleich stark sind, wohnen ein gut Stück von dem einen Ende der deutschen Straße entfernt. Vor dem anderen sind 1905 etwa 30 Familien rumänischer Veteranen angesiedelt worden. So hat man sowohl am Eingang wie am Ausgang des deutschen Dorfes den weiten Kulturabstand der beiden fremden Völker augenfällig vor sich.

Noch eine zweite Gründung dieser zweiten Einwanderungsperiode sei kurz erwähnt. 1883/84 entstand auch wieder im gebirgigen und bewaldeten Teil der Dobrudscha, 10 Kilometer nördlich von Atmatgea, eine deutsche Niederlassung: Ortachioi<sup>2</sup>. Sie soll bis vor etwa 10 Jahren an 60 Familien gezählt haben. Sie hatten ihre deutsche Straße angelegt, und waren, von einer Anzahl Türken abgesehen, fast allein im Dorfe. Da wurden in großer Menge Veteranen ins Dorf gebracht, und den Deutschen auf jede Weise das Bleiben verleidet. Ich fand nur noch 5 Familien vor, alle anderen sind abgewandert, die Mehrzahl nach Amerika.

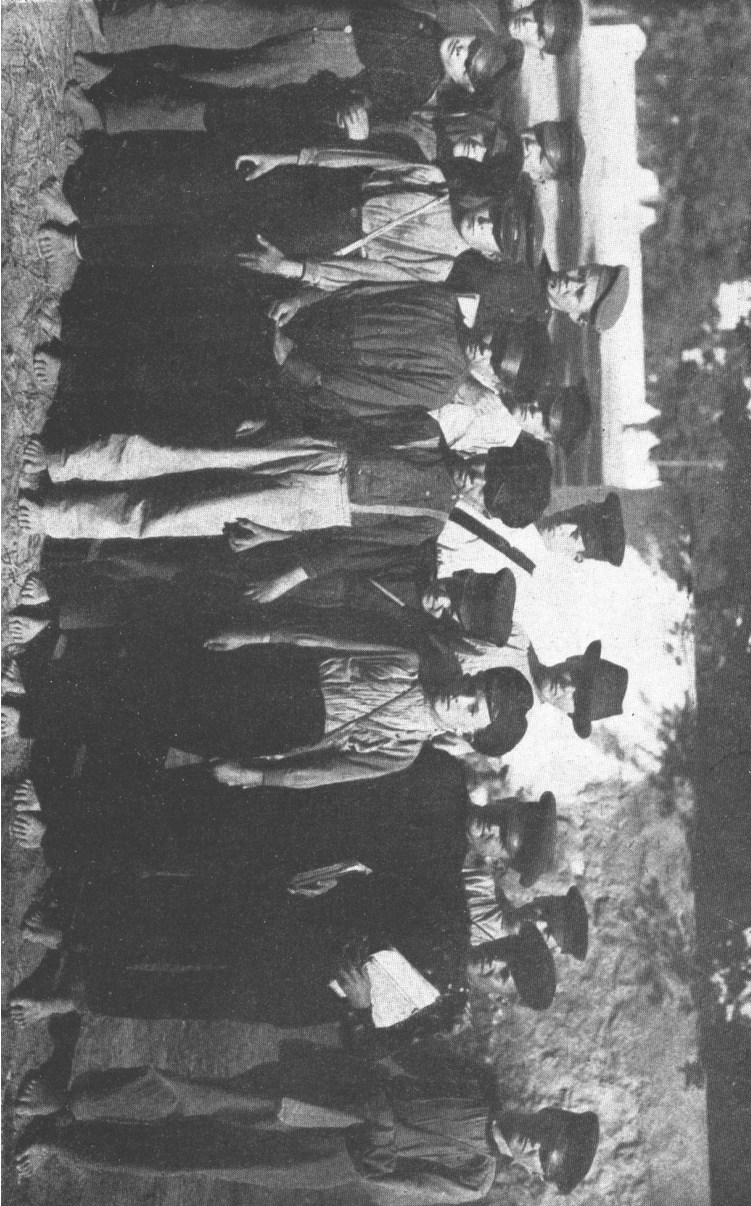


*Einsegnung deutscher Mädchen und Knaben  
in Caramurat*

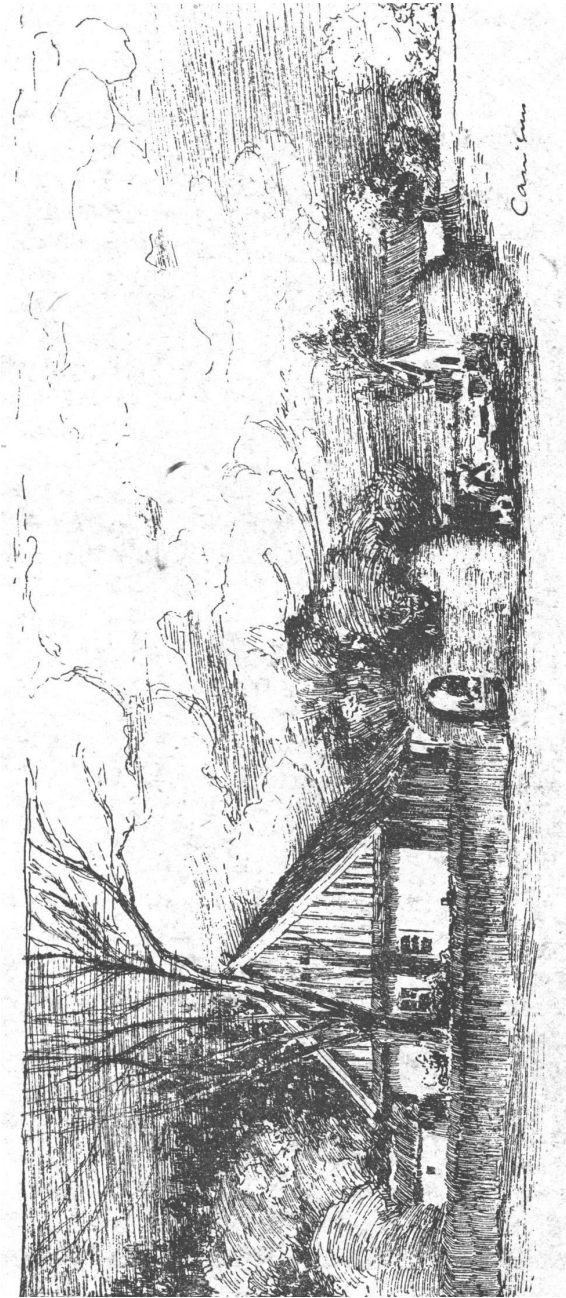
In den folgenden Jahren sind keine neuen Niederlassungen zu konstatieren. Erst 1890 beginnt wieder eine Epoche zahlreicher Gründungen. In diesem Jahre geht durch die südrussischen Kolonien abermals eine starke Bewegung zur Auswanderung. Ihre alten Vorrechte hatten sie bereits, wie erwähnt, anfangs der siebziger Jahre verloren. Seitdem waren nun auch die nationalistischen Strömungen in Rußland lebendig geworden und zu Einfluß gekommen. Ein neues Gesetz hatte allen „Päßlern“ d. h. allen, die noch einen fremden Paß besaßen, nicht bloß jede Erwerbung von Grund und Boden verboten, sondern auch das „Ackern und Säen“ überhaupt. Damit war zahlreichen deutschen Kolonistensöhnen selbst die Möglichkeit zu Pachtungen genommen. Das soll vielen

<sup>2</sup> Heute Horia.

der Anlaß zur Auswanderung gewesen sein. Möglich aber auch, daß der Wanderdrang, der wie elementaren Ursprungs von Zeit zu Zeit diese in fremde Erde verpflanzten Deutschen zu erfassen scheint, wieder einmal aufgelebt war und von Dorf zu Dorf ging. Tausende haben damals die



*Deutsche Schulknaben in Karamurat.*



*Deutsches Bauerngehöft in Tariverde*

---

russischen Steppen verlassen und sind nach den Vereinigten Staaten und Canada gezogen. Ein Teil wandte sich auch wieder der Dobrudscha zu, wie es scheint, ermuntert von der rumänischen Regierung unter dem Einfluß des Deutschenfreundes Peter Carp. So entstanden in den Jahren 1890 und 1891 eine ganze Reihe deutscher Ansiedlungen, teils in schon bewohnten, teils in neugegründeten Ortschaften: Sarighiol, Valala, Mangalia, Cobadin, Osmancea, Osmanfaca, Caracicula, Ebechioi.

Wer sich von unseren Truppen in der Dobrudscha näher für die deutschen Dörfer interessiert hat, wird mehr als die Hälfte dieser Namen mit Überraschung lesen. In der Tat existieren davon als deutsche Kolonien heute nur noch zwei: Sarighiol und Cobadin. Zwischen fremder Bevölkerung lebt in Mangalia und Caracicula noch eine kleine Anzahl deutscher Familien, und in dem Tatarendorf Ebechioi fand ich noch zwei. Aus den übrigen Orten, die in der ersten Hälfte der neunziger Jahre ansehnliche Niederlassungen von 50 und mehr Familien waren, sind die Deutschen vollständig verschwunden.

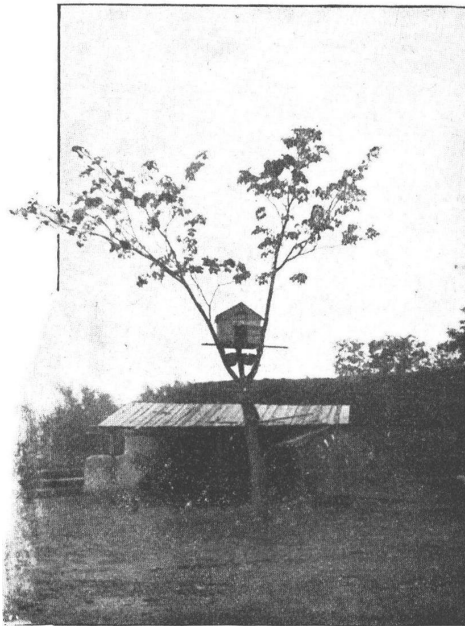
Die Geschichte dieser jüngeren Kolonien ist ein leidvolles Kapitel voller Enttäuschungen und betrogener Hoffnungen. Sie wurden in einer Zeit gegründet, in der die günstigen Voraussetzungen zur Erlangung einer eigenen Scholle nicht mehr vorhanden waren. Die wohlwollende Aufnahme und das freigebige Entgegenkommen der Türkenzeit war vorüber. In den ersten Jahren nach der Besitzergreifung der Dobrudscha



*Wagen in Karamurat*



hatten auch die Rumänen noch Freiheit in der Wahl und über den Umfang des Ackerlandes gelassen. Doch das hatte sich inzwischen geändert. Zwar waren auch den neuen Ankömmlingen die schönsten Aussichten gemacht und Land versprochen worden. Aber die Ministerien in Bukarest wechselten und mit ihnen Verhalten und Stimmung gegenüber den deutschen Bauern. Man hielt sie auf verschiedenste Weise hin, machte Schwierigkeiten durch die Forderung der Naturalisierung, stellte die Bedingung eines vorhergehenden langjährigen Aufenthaltes und dergleichen mehr. Und noch schlimmer wurden die Verhältnisse, als die nur alle zehn Jahre in Tätigkeit tretenden Landkommissionen eingesetzt wurden, und die Rumänen auf die Idee kamen, ihren Veteranen aus dem russisch-türkischen Feldzug in der neuerworbenen Dobrudscha Heimstätten zu schaffen. Dazu kamen nationalistische, fremdenfeindliche Bestrebungen und Stimmungen, die sich besonders seitens der unteren Behörden und ihrer örtlichen Organe fühlbar machten.



*Taubenhaus in einem deutschen Gehöft  
in Caramurat*

Peter Carps. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bauern fand auch in der Dobrudscha nicht die eigene Scholle, die ihnen in Rußland versagt geblieben war. Es blieb ihnen nichts übrig, als Land von der Regierung oder von einem der Großgrundbesitzer zu pachten, auf Halbscheid, auf den dritten Haufen oder auch gegen Barzins. In manchen Fällen mit längerem Kontrakt, oft aber auch nur von Jahr zu Jahr. Kamen nun die flei-

Man begegnete den fremden Bauern, deren Tüchtigkeit und Vorwärtskommen mehr Neid als Anerkennung erregte, mit Mißgunst und übelwollender Zurücksetzung. Es würde hier zu weit führen, die verwickelte, wechselnde und nicht überall gleichmäßig gehandhabte Praxis der Landzumessungen näher darzulegen. Wenn man wo die berechtigten Ansprüche der deutschen Einwanderer schließlich anerkannte, und eine kleine Anzahl von ihnen wirklich Land erhielt, so geschah es fast immer erst nach vielen Reklamationen und Kämpfen, mehrmals nur durch das persönliche Eingreifen des Königs Carol und



ßigen Deutschen vorwärts, dann suchte in der Regel der Landherr alsbald auch die Bedingungen hinaufzuschrauben, bis sie den bedauernswerten Bauern zu hart wurden und sie zwangen, ihre schönen Höfe und ihre sauberen Häuser im Stich zu lassen und anderwärts ihr Glück zu versuchen. Anderwärts in der Dobrudscha selbst, über dem Ozean, in Bulgarien, wieder in Rußland oder auch wieder in der einst verlassenen alten Heimat Deutschlands. Auf diese Weise sehen wir ganze deutsche Dörfer plötzlich verschwinden, aber auch wieder neue in der Dobrudscha entstehen.

Die nach 1890 gegründeten Ansiedlungen liegen bis auf zwei sämtlich südlich der Bahnlinie Cernavoda-Konstanza.

Die größte und blühendste ist Cobadin, an der von Medgidia nach Dobric führenden Eisenbahn gelegen. Es war ein Türkendorf, als im Frühjahr 1891 die ersten 16 Familien aus Beßarabien eintrafen, denen bald mehr folgten. Die große Mehrzahl war schwäbischer Abkunft, nur wenige norddeutscher. Die Auswanderung nach der Dobrudscha war nicht ihre erste. Sie hatten ihre russischen Wohnstätten schon einmal

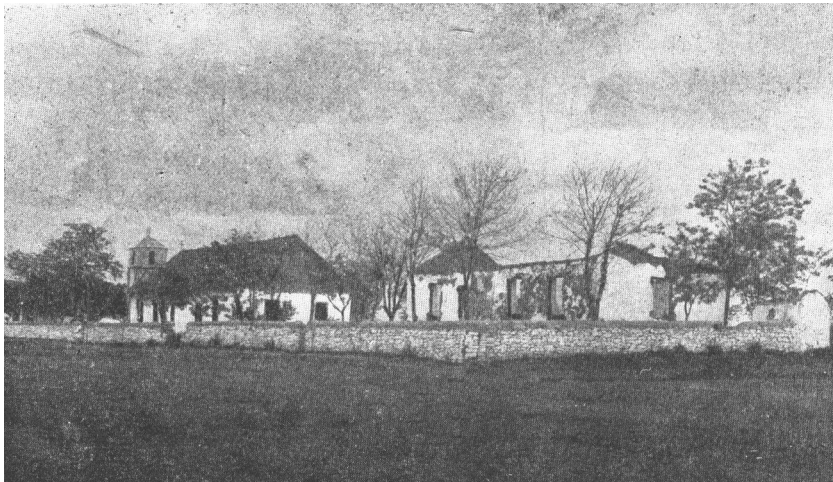
verlassen, 1874, als die erste Aushebung zum Militär stattfand. Damals waren sie in die Walachei gezogen und hatten sich in dem schon mehrfach erwähnten Neu-Plotzki niedergelassen. Nach 7 oder 8 Jahren waren sie aber enttäuscht in ihre alten beßarabischen Dörfer zurückgekehrt. Nur einige wenige haben in Cobadin Land von der Regierung bekommen. Doch ist hier der Boden gut, und es war auch Land zu kaufen. Neben dem Getreidebau wurde viel Viehzucht getrieben, und es gab im Dorf vor dem kriege eine große Zahl von Pferden und Schafherden bis 1 000 und 2 000 Stück.



*Kreuz am Ende der dt. Straße in Caramurat*

Cobadin gilt als eins der reichsten deutschen Dobrudschadörfer. Es hat nur eine deutsche Straße von der typischen Form, wohl die imponierendste von allen. Sie hat nicht die schönen, weißen Mauern und Tore wie Caramurat, aber sie wirkt durch ihre große Tiefe. Gerade und eben zieht sie sich über einen Kilometer lang hin, die Fußwege zu beiden Seiten durch eine enge Reihe schöner Akazien vom Fahrdamm geschieden. Vor allen Häusern liegen kleine hübsche Ziergärten. Die Kirche ist 1897/98 gebaut. Das Dorf zählte vor dem Krieg 80 deutsche Familien, zur Zeit waren nur 73 anwesend. Die etwas abseits wohnenden Türken und Tataren bilden mit ungefähr 150 Familien auch jetzt noch die Mehrheit. Dazu kommen weiter 30 Familien Rumänen.

Sarighiol liegt etwa 13 Kilometer westlich von Mangalia in einem schmalen, von ansehnlichen Höhen umschlossenen Tal. Im Gegensatz zu Cobadin gilt dieses Dorf als arm. Der Boden ist schlecht und steinig. Das hindert aber nicht, daß auch Sarighiol äußerlich einen sehr hübschen Eindruck macht. Es hat zwei parallel laufende Straßen, an denen in 50 Gehöften 55 Familien wohnen. Außer den deutschen gibt es noch etwa 30 tatarische und 10 rumänische im Ort. Ein kleines, einfaches Bethaus wurde 1906 eingeweiht.



*Die deutsche Kirche und das zerstörte Pfarrhaus in Culelia*

Mit den Niederlassungen der Jahre 1890 und 1891 hat in größerem Umfange die Einwanderung aus Rußland ihr Ende erreicht. Aber damit sind keineswegs auch die Gründungen neuer deutscher Ansiedlungen abgeschlossen. Eine ganze Anzahl ist in den folgenden Jahren bis in die

jüngste Zeit herein auch nach dem noch entstanden. Aber auf anderer Basis. Es sind Tochterkolonien der deutschen Dobrudschadörfer selbst, entweder von landlosen Familien der älteren Niederlassungen begründet, oder durch die oben geschilderten ungünstigen Verhältnisse in manchen der jüngeren veranlaßt, wenn die Deutschen durch die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, unmäßige Steigerung der Pachtforderungen oder auch durch das Eindringen rumänischer Veteranen aus diesen vertrieben wurden.

1892 entstand eine deutsche Ansiedlung eine halbe Fahrstunde von Konstanz entfernt: Neue Weingärten. Es ließen sich hier Familien nieder, die zu den Einwanderern der vorhergehenden Jahre gehört hatten. Sie waren zuvor in Cobadin und Sarighiol gewesen, einige kamen auch noch direkt aus Beßarabien. Die meisten haben sich hauptsächlich auf Obstzucht und Weinbau verlegt, deren Erzeugnisse im nahen Konstanz jederzeit gutzahlende Abnehmer finden. So ist es ihnen nicht schlecht ergangen. Ausgedehnte und



*Wassermühle in Culelia.*

wohlgepflegte Gärten umgeben die hübschen Anwesen. Das Dorf zeigt nicht die gewöhnliche Anlage mit der typischen langen Straße. Die Häuser liegen verstreut, und zwischen den etwa 30 deutschen Familien befindet sich auch eine kleine Anzahl rumänischer.

Aus den alten Kolonien Atmatgea und Ciucurova kam der größte Teil der Bauern, die 1893 das etwa 10 Kilometer nordwestlich von Cara-Omer gelegene Dorf Mamuzli gründeten. Sie hatten sich vorher eine Zeitlang in Ghiuvenlia aufgehalten. Die meisten von ihnen waren bereits in der Dobrudscha geboren und somit als rumänische Staatsangehörige

anerkannt. Diese erhielten alsbald von der Regierung Land angewiesen. Mamuzli war ein im russisch-türkischen Krieg zerstörtes Türkendorf,

das bis auf wenige Bewohner verlassen war. Wie es heute besteht, ist es eine deutsche Gründung, und es hat sich auch als fast reindeutscher Ort erhalten können. Nur 7 rumänische Familien haben sich später eingefunden, denen über 40 deutsche gegenüberstehen. Ihrer Herkunft aus Atmatgea und Ciucurova entsprechend sind sie meist norddeutscher Abstammung, „Platte“ und „Kaschuben“. Nur etwa 5 Familien haben schwäbische Voreltern. Dadurch daß nahezu alle sehr bald Land bekamen, hat sich diese Ansiedlung günstig entwickelt.



*Deutsch-evangelische Kirche in Konstanza*

Alle weiteren Niederlassungen haben dagegen das Gemeinsame, daß es in ihnen keinem der landsuchenden deutschen Bauern geglückt ist, zu eigenem Grund und Boden zu kommen. In der einen oder anderen ist ihre Lage vielleicht trotzdem nicht gerade schlecht, aber überall ist sie abhängig, unsicher und aussichtslos. Und mehr als eine bietet ein mit-leiderregendes Bild von Armut und Verfall. Nur mit wenigen Worten seien diese späteren Gründungen angeführt.

So ein armes deutsches Dorf ist Sofular, südlich von Cobadin gelegen. Ungefähr 1893 fanden sich hier die ersten Deutschen ein. Zum Teil waren sie vorher in Ebechioi und anderen Ansiedlungen, zum Teil kamen sie auch noch aus Beßarabien. Sie haben ihre Straße angelegt, aber die Häuschen daran mit den lehmbeputzten Rohrdächern sind meist in schlechtem Zustand und machen einen ärmlichen Eindruck. Da ist nichts von der behaglichen Kultur der älteren Kolonien. Zwei Brüder, deutsche Kolonistensöhne aus Cobadin, besitzen in Sofular ansehnliche Güter mit Hunderten von Hektaren Land, alle anderen Deutschen haben etwas gepachtet und arbeiten nebenbei auf diesen Gütern als Tagelöhner. Einst waren 20 deutsche Familien hier, aber fast die Hälfte hat ein freundlicheres Los in Nordamerika und Argentinien gesucht.



*Deutsche Schule in Konstanz.*

Ein schönes, reindeutsches Dorf war einmal Mangeapunar, 1895 von 29 katholischen Familien gegründet, die die oben erwähnte Ansiedlung in Valala verlassen hatten. Die breite, von hohen Bäumen beschattete Straße läßt noch jetzt erkennen, daß sie einst mit Liebe und Hoffnungen angelegt wurde. Aber hinter den Straßenmauern sieht man ausgestorbene Gehöfte und verfallende Gebäude. Auch eine stattliche Kirche ist in jenen besseren Jahren gebaut worden. Als die Bauern herkamen, hatten sie mit dem Besitzer des Landes, dem Minister Emil Costinescu, einen Pachtvertrag auf lange Dauer geschlossen. Er wurde von dessen Schwiegersöhnen, als sie das Gut übernahmen, zunächst gekürzt

und später nicht erneuert. Von 48 Familien verließen nun 32 das Dorf. Erst während des Krieges ist eine größere Anzahl wieder zurückgekehrt und hat von der deutschen Verwaltung Land zur Bebauung übernommen.

Einen noch traurigeren Eindruck des Verödens und Verfallens macht das benachbarte Klein-Mangeapunar, das 1897 von Familien aus anderen deutschen Dörfern angelegt wurde. Vor etwa 8 Jahren zogen die meisten wieder ab, zur Zeit sind nur noch vier anwesend.

Ein Teil der Bauern aus der aufgegebenen Kolonie Osmancea ließ sich 1901 in dem überwiegend von Tataren bewohnten Dorfe Alacap nieder. Von den 19 deutschen Familien, die noch hier leben, wohnen die meisten in einer Straße beisammen.

1907 siedelten sich Deutsche aus Culelia und Malcoci in Techirgiol, 1909 hauptsächlich Familien von Osmanfaca in Pallas Mare, 1911 vier Familien aus Sarighiol in Bratianu an.

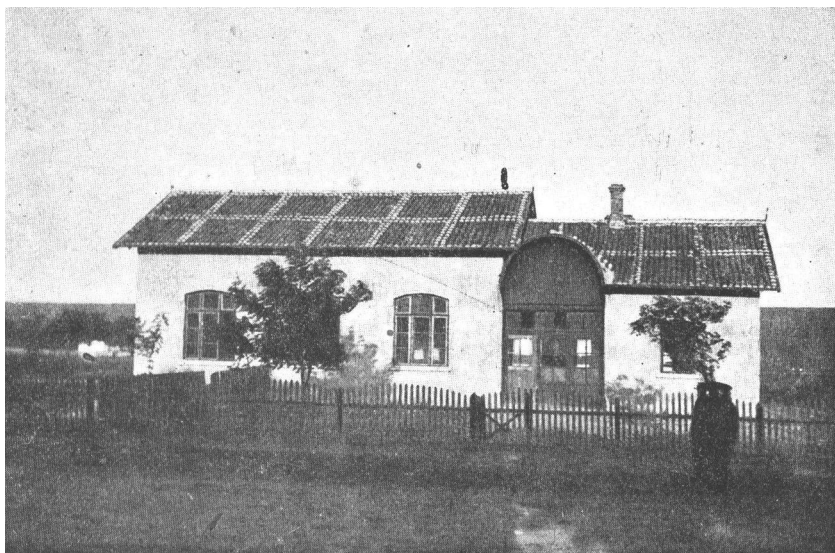


*In einem deutschen Bauernhof in Horoslar.*

Noch in jüngster Zeit ist eine neue Ansiedlung entstanden. Im Frühjahr 1917 kamen mehrere Familien aus dem albulgarischen Teil der Dobrudscha nach dem kleinen Dorfe Doumai bei Mangalia, aus dem nach Kriegsausbruch die meisten dort ansässigen Russen geflohen waren. Die Nachricht, daß die deutsche Verwaltung Land zur Bebauung verpachte, hatte sie herbeigerufen, und sie erwarteten noch weiteren Zuzug.

Vereinzelte deutsche Familien gibt es noch in vielen Orten der Dobrudscha. Eine größere Anzahl lebt in Cernavoda, die größtenteils aus Österreich-Ungarn gekommen sind. Auch in der bulgarischen Dobrudscha hat sich eine Reihe deutscher Niederlassungen gebildet, deren Besprechung jedoch über den Rahmen dieses Überblicks hinausgehen würde.

Wir haben gesehen, daß diese Deutschen der Dobrudscha die alte Heimat vor drei bis vier Generationen verlassen haben. Länger als ein Jahrhundert waren sie losgelöst und alle ihre Beziehungen zu ihr getrennt. Die Frage liegt nahe: wie weit sind sie noch Deutsche geblieben? Wie weit haben sich Charakter und Sitten und ihr ganzes kulturelles Bild geändert? Mit Recht oder Unrecht wird ja gerade unserem Volke nachgesagt, daß es mehr wie andere Nationen geneigt sei, Fremdes anzunehmen und sich darin zu verlieren.



*Schule in Cogeali.*

Mit Genugtuung können wir den deutschen Dobrudschabauern nachrühmen, daß sie von diesem Vorwurf nicht getroffen werden. Sie sind trotz der langen Verpflanzung auf fremden Boden Deutsche geblieben in Blutmischung, Sprache, Sitte und Glauben, so manches sie auch in ihren äußeren Gewohnheiten und Einrichtungen von ihren russischen Nachbarn angenommen haben. Zwei Dinge vornehmlich schützten sie vor dem fremden Einflüsse: Sie blieben auch in der russischen Steppe Generationen hindurch unter sich, mit ihrer eigenen, ziemlich selbstän-



*Deutsche Bauernfamilie in Mamusli.*

digen Gemeindeverfassung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Sie hatten Freiheit in Kirche und Schule. Wie erwähnt, wurden die deutschen Kolonien erst 1871 ihrer Vorrechte beraubt und der allgemeinen Verwaltung angegliedert. Wichtiger aber noch für den inneren Widerstand gegen die fremde Umgebung war es wohl, daß sie ihre Nachbarn, Russen wie Tataren, kulturell weit überragten. Das stärkte ihr Volksbewußtsein, und sie wußten nicht bloß, daß sie Deutsche waren, sie fühlten sich als solche. Bezeichnend ist, daß der Stolz des Weiterfortgeschrittenen sich sogar unter ihnen selbst lange Zeit scharf geltend machte. Wir haben gesehen, daß neben den Süddeutschen auch viele aus den östlichen Teilen Norddeutschlands nach Südrußland gekommen waren. Aus Ost- und Westpreußen und hauptsächlich aus Preußisch-Polen, aus Gegenden also, deren Menschenmischung mehr fremde Elemente enthielt, und die im allgemeinen rückständiger waren. Das hatte dahin geführt, daß auch in Rußland zwischen den beiden Gruppen lange Zeit eine gewisse Trennung aufrechterhalten wurde. Für die Süddeutschen, Württemberger, Badener, Elsaß-Lothringer usw. war die Bezeichnung „Schwaben“ zum Sammelnamen geworden. Wie man auch jetzt noch in der Dobrudscha häufig hören kann: „Wir sind alle echte Schwaben“, und bei näherem Nachforschen findet man, daß ihre Voreltern aus dem Elsaß oder Baden stammten. Die „Schwaben“ sahen mit einem gewissen



Hochmut auf die „Platten“ und „Kaschuben“ herab. In der ersten Zeit suchten sie selbst Eheschließungen mit ihnen zu vermeiden. Die Kinder gemischter Ehen lernten in der Regel schwäbisch „schwätze“, aber nur selten ein Schwabe die norddeutsche Mundart. Aus den verschiedenen süddeutschen hat sich allmählich ein Mischdialekt herausgebildet.

Aber die Hauptsache ist, daß alle diese Bauern ihre Muttersprache vollständig und unverdorben erhalten haben. Das gilt auch noch von dem jüngeren Nachwuchs in der Dobrudscha, der gezwungenerweise die rumänische Schule durchlaufen mußte. Die Älteren verstehen größtenteils überhaupt nichts anderes. „Wir haben unser Deutsch immer hochgehalten“, versicherte mir einmal mit Stolz eine Bäuerin. Die Zahl der russischen Worte, die Eingang gefunden haben, ist nur eine ganz geringe. Es sind fast ausschließlich Bezeichnungen für Dinge, die man erst in Rußland kennen gelernt hatte. Den Tee hört man hin und wieder Tschai, den Kaufladen Lavke (russ. lavka), den Maiskorb Hambar (russ. ambar, der Speicher) nennen, um ein paar der gebräuchlicheren Fremdwörter anzuführen.



*Deutsche Häuser in Neue Weingärten.*

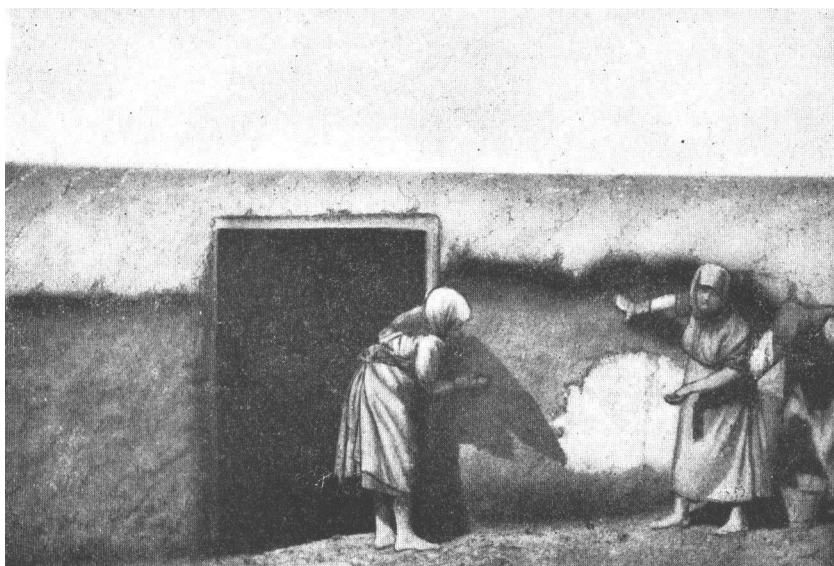
Das Verlangen nach Kirche und Schule machte sich in den Ansiedlungen schon bald nach Entstehen geltend. Deutscher Ordnungssinn zeigt sich auch hierin. Wo sich noch keine feste kirchliche Gemeinde gebildet hat, da übernimmt es der Schulze oder sonst irgendein Bauer, ein



*Schule in Sarighiol.*

Geburts-, Tauf-, Trauungs- und Sterbeverzeichnis anzulegen. Einen eigenen Pfarrer sich zu leisten, war natürlich den kleinen Gemeinden nur in Ausnahmefällen möglich. Aber auch in späterer Zeit noch saß der Geistliche der Parochie, der sie sich angeschlossen hatten, in vielen Fällen weit entfernt. Er hatte eine ganze Reihe von Dörfern zu versorgen und konnte in manche besonders im Winter bei ungangbaren Wegen oft monatelang nicht kommen. Da trat ebenfalls ein Bauer an seine Stelle. Er vollzog Taufen und Trauungen, die später vom Geistlichen nochmals bestätigt wurden, und hielt, so gut er konnte, mit Hilfe der in den südrussischen Dörfern von alters her eingeführten Andachtsbücher Gottesdienst ab. Jetzt während des Krieges, wo in vielen Dörfern fast alle Männer fehlten, hatten Frauen auch dies Amt übernommen, und ich konnte bewundern, mit welcher Freiheit und Sicherheit sie sprachen. Der kirchliche Sinn ist in allen Gemeinden stark entwickelt. In vielen haben sich noch besondere Vereinigungen gebildet, die sich als Kirchliche Brüder drei- und viermal in der Woche zu Andachtsübungen versammeln. Das Fehlen ständiger pfarramtlicher Versorgung hat das Entstehen von Sekten sehr gefördert. Besonders die Baptisten haben in den deutschen Dörfern ziemlich viel Anhänger und hatten früher noch mehr. In geringerer Zahl finden sich Adventisten oder Sabbather, die an Stelle des Sonntags den Sonnabend feiern.

Ähnlich wie mit der Kirche stand es auch mit der Schule. Die Bauern waren in dieser Beziehung schon von ihren russischen Dörfern her an geordnete Verhältnisse gewöhnt, und es wäre ganz gegen ihre Begriffe gegangen, ihre Kinder wild, ohne Unterricht aufwachsen zu lassen. Aber berufsmäßige Lehrkräfte in die armen, abgelegenen Dobrudschaansiedlungen zu bekommen, war zumal in der ersten Zeit ihres Bestehens beinahe unmöglich. Da mußte denn auch hier irgendein Dorfgenosse einspringen, der im Ruf besonderer Bildung stand. Und hin und wieder hat man da in der Notlage das Lehramt auch Leuten anvertraut, die nach verschiedener Hinsicht wenig dazu berufen waren. Aber man hatte doch eine deutsche Schule und hielt darauf, sie zu haben. Fast noch größer wurden die Schwierigkeiten für die zuletzt herangewachsene Generation und die jetzige Jugend. Die nationalistischen Tendenzen der rumänischen Regierung wandten sich mit Schärfe gegen die von den deutschen Gemeinden unterhaltenen Schulen. Es wurden rumänische eingerichtet und der deutsche Unterricht kurzerhand verboten. Es zeugt von



*Deutsche Mädchen beim „Weißeln“ der Hausmauern.*

ihrem hohen Volksbewußtsein und muß rühmend hervorgehoben werden, daß da alle diese Bauerngemeinden wacker für die Erhaltung ihrer Schulen eingetreten sind und mit den rumänischen Behörden um jede Stunde deutschen Unterrichts gerungen haben. Die Verhältnisse waren

nicht überall gleich, doch lagen sie in den Jahren vor Kriegsausbruch im allgemeinen so, daß wenigstens eine, vielfach zwei Stunden täglich in deutscher Sprache unterrichtet werden durfte.



*Deutsches Bauernhaus mit verzierter Giebelspitze.*

Der streng kirchliche Sinn der Bauern hat aber nicht etwa dazu geführt, sie zu Muckern zu machen. Es herrscht in den Dörfern im allgemeinen ein freier und heiterer Geist. Es wird viel gesungen, in den katholischen Gemeinden mehr als in den evangelischen, und viele Lieder der alten Heimat sind noch lebendig. Überall fand ich unter anderen bekannt und beliebt: „Zu Straßburg auf der Schanz“ und „Jetzt gang i ans Brünnele“. Dank der Anwesenheit unserer Soldaten endet jetzt auch bei der Dobrudschajugend der „Gute Kamerad“ überall mit dem „Gloria Viktoria“. Verschiedene unserer Volkslieder werden mit interessanten Abweichungen gesungen, die offenbar einer älteren Form als der bei uns literarisch festgelegten und üblichen entsprechen. Es fehlt auch nicht an neuen Liedern, die erst in der Dobrudscha entstanden sind. Sie scheinen mit Vorliebe historische Ereignisse zu behandeln. So hörte ich eins, das während des deutsch-französischen Krieges gedichtet worden ist. Bis in die jüngste Gegenwart hat sich diese eigene Produktivität geregt. In einem Dorfe sangen die Burschen ein dort entstandenes Lied auf den raschen rumänischen Rückzug im jetzigen Feldzug. Es belegt nebenbei

recht drastisch, daß diese deutschen Rumänen es nicht mit dem Herzen geworden sind. Die ersten Strophen lauten:

*„Wer ist bei Tutrakan ausgerissen  
Und hat die Munition weggeschmis-  
sen? Wer ist bei Tutrakan durchge-  
brannt Und gleich bis nach Toprai-  
sar gerannt? Ja, die Rumänen, ja,  
die Rumänen Ja, die Rumänen, mit  
Hurra!*

*In Topraisar gibts auch keinen Halt,  
Weil die deutsche Artillerie fürch-  
terlich knallt. Dann heißt es wie-  
derum durchgebrannt Und gleich  
bis nach Babadag gerannt. Ja, die  
Rumänen, ja, die Rumänen, Ja, die  
Rumänen, mit Hurra!“*

Wie im Volkslied lebt in Gebrauch und Sitte und nicht zuletzt im Aberglauben noch vieles, was die Voreltern aus Deutschland mitge-  
bracht hatten.

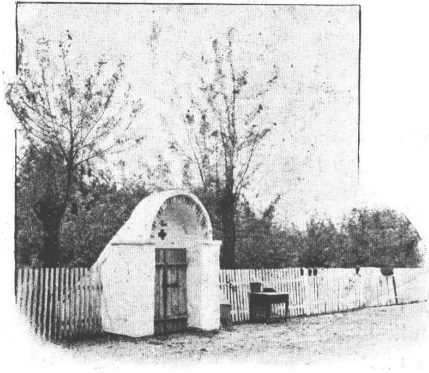
Ich sagte oben, daß auch in der Blutmischung die deutschen Bauern in der Dobrudscha sich rein erhalten hätten. Ich konnte von Dorf zu Dorf die rühmliche Tatsache feststellen, daß Mischehen überall nur in ganz vereinzelter Fällen vorgekommen sind. Am häufigsten noch mit Russen. Doch dann wurden die Kinder der Ehe fast ausnahmslos deutsch und evangelisch erzogen, und gewöhnlich hatte der Mann selbst deutsch gelernt.

Die Eigenschaften, die wir gern unserem Volke in besonders hohem Maße zuschreiben: Zähigkeit, Fleiß, Ordnungssinn, Sparsamkeit und Nüchternheit, muß man den Dobrudschabauern uneingeschränkt bescheinigen. In letzterer Beziehung sind sie sogar besser geworden, als ihre Voreltern in Deutschland vermutlich wa-



*Deutsche Bäuerin mit dem Kinde in der „Kinderplacht“*

ren. Es ist eine auffallende und sehr charakteristische Erscheinung, daß fast in allen deutschen Dörfern jedes Wirtshaus und jede Kneipe fehlt. Solche wurden von den Gemeinden grundsätzlich nicht geduldet. Da möchte man beinahe sagen, das ist zuviel der Tugend. In der persönlichen Haltung der Bauern prägt sich viel Selbstbewußtsein aus. Die freie Sicherheit des Benehmens ist mir im Verkehr mit ihnen wieder und wieder angenehm ausgefallen. Gewiß wird es auch nicht an Schattenseiten fehlen. Manche unserer Ortskommandanten haben die Erfahrung gemacht, daß keine andere der vielen Nationen in der Dobrudscha so schwierig zu behandeln sei wie gerade die Deutschen, und daß bei keiner so viel Rechthaberei und Streitsucht untereinander herrsche wie bei ihnen. Aber vielleicht sind sie auch darin nur ihrer völkischen Eigenart treu geblieben.

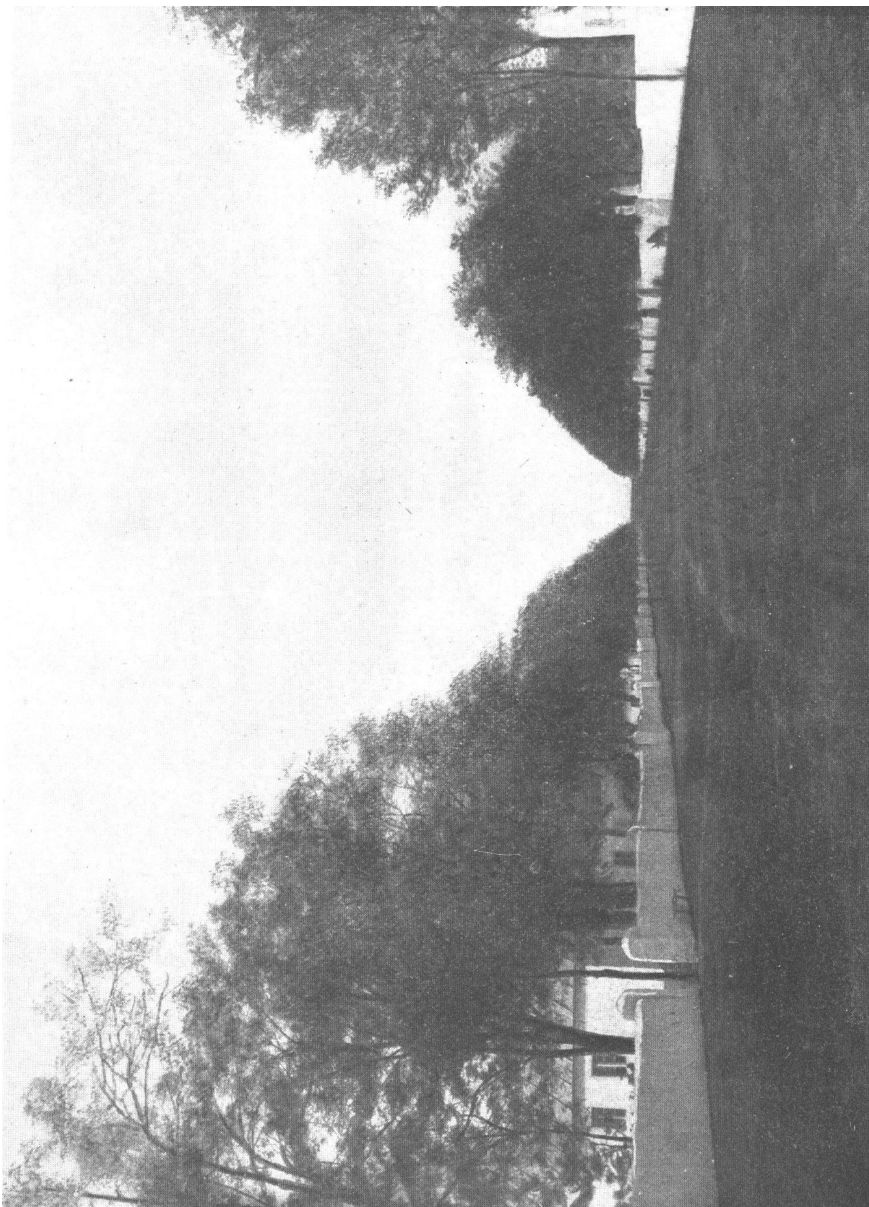


*Kellereingang in einem deutschen Gehöft in Caramurat*

Der lange Aufenthalt in Rußland ist begreiflicherweise nicht ganz spurlos vorübergegangen. Wir finden manches besonders in den äußeren Einrichtungen und in der Wirtschaftsweise, was die Bauern in Rußland gelernt und von dort mitgebracht haben. Sie haben dort zum Teil die russische Tracht angenommen. Abgesehen von der leichteren Beschaffungsmöglichkeit war sie dem Klima und der Le-

bensweise in der Steppe besser angepaßt als die der deutschen Heimat, die im schweren Rock und Weste ihr Hauptbekleidungsstück sieht. Die leichte russische Bluse, von Gürtel oder Binde umschlossen und die weite, in hohen Stiefeln steckende Hose haben sich auch in der Dobrudscha in manchen Dörfern bei Burschen und Männern erhalten. Ebenso die hohe Pelzkappe und die breite, schwarze Mütze mit großem Schirm. Die älteren Männer tragen vielfach noch ein gestricktes oder gewirktes buntes Halstuch, für das auch die russische Bezeichnung „Scharf“ beibehalten ist. Ebenfalls russischen Ursprungs ist das fest um den Kopf gebundene Tuch der Frauen und Mädchen mit herabhängenden Enden.

Die Mütter pflegen auf der Straße ihre kleinen Kinder in großen farbigen Decke zu tragen, die über die linke Schulter und unterm rechten Arm hindurch gezogen ist und das Kind weit über die Füße herabhängend umwickelt.



*Deutsche Straße in Caramurat.*

---



Es sind das selbst gewebte Decken, auf die jede Hausfrau sehr stolz ist, und die in möglichst großer Zahl bei der Mitgift einer Tochter nicht fehlen dürfen. Sie werden „Plachten“ genannt; die als Tragtuch für die Kinder verwendeten, die in der Regel aus reiner Wolle hergestellt sind, „Kinderplachten“. Man findet darunter ganz auffallend schöne, in Farbe und Muster sehr geschmackvolle Arbeiten. Daneben wird zum Gebrauch als Bettdecke oder Fußbodenbelag die „Lumpenplacht“ gemacht, die aus in Streifen gerissenen alten Hemden, Schürzen und dergleichen gewoben



*Sommerstall eines Bauernhofes in Atmagea.*

wird. Die Technik dieser Webereien haben die Deutschen gleichfalls in Rußland gelernt. Der rumänische Webstuhl hat eine etwas abweichende Form, und die rumänischen Gewebe zeigen gänzlich verschiedene Muster. In den jüngeren Dörfern des Südens ist jetzt das Weben ziemlich abgekommen.

Bei den landwirtschaftlichen Arbeiten fällt besonders die Art des Dreschens ins Auge. Das Getreide wird auf einer im Freien liegenden Tenne ausgebreitet. Dann werden vier und mehr Pferde vor eine schwere, eingefurchte Walze, den „Dreschstein“ gespannt und im Kreis Herumgetrieben. Eine Düngung der Felder ist im allgemeinen unbekannt. Wie in der gleichfalls holzarmen südrussischen Steppe wird der

angesammelte Stallmist im Frühjahr in ziegelartige Stücke gestochen, an der Luft getrocknet und dann als Brennmaterial benutzt. Ein Gemengsel aus Kuh- und Pferdemit mit Lehmerde und feinem Stroh dient dazu, die Haus- und Straßenmauern zu beschmieren, ehe sie „geweißelt“ werden. Auch das ist eine russische Erwerbung.

Auf die Art der Dorfanlage habe ich schon gelegentlich hingewiesen. Es ist dieselbe, wie sie auch in den südrussischen deutschen Kolonien üblich ist. Zwischen zwei Reihen von Gehöften, die durch niedrige Mauern abgetrennt sind, zieht sich eine lange, sehr breite Straße. Das Wohngebäude hat nur geringen Abstand von der Straßenmauer und kehrt ihr die Schmalseite zu. Die Breite der Gehöfte beträgt meist zwischen 35 und 40 Meter. Sie ist in den verschiedenen Dörfern verschieden, aber in der Regel nicht innerhalb eines Dorfes. Die Wohnhäuser liegen in der Regel alle auf derselben Seite des Hofes, so daß sie den gleichen Abstand auch voneinander wahren. Auf diese Weise stehen sie an der Straße ausgerichtet wie in Reih und Glied. Das Feld der dieser zugewandten Giebelseite ist, wie erwähnt, sehr oft farbig gestrichen. Hin und wieder ist auch der Name des Besitzers oder ein Spruch angemalt. So las ich in Tariverde an einem Hause die hübschen nachdenklichen Worte:

*Das Haus ist mein und doch nicht mein.*

*Es kommt nach mir ein andrer rein.*

*Ist auch nicht sein!*

*Christian Mayer.*

Die Giebelspitze ist öfter mit zwei holzgeschnitzten Pferdeköpfen verziert, wie man es in vielen Dörfern in Mecklenburg, Pommern und im östlichen Preußen fast an jedem Bauernhause sieht.



*Bett in einer deutschen Bauernstube.*

Das Hauptgebäude hat in den meisten Dörfern eine ungewöhnlich lange Form, bei einer Breite von nur 6—8 Meter oft eine Länge von über 20 Meter. Alle nötigen Räumlichkeiten sind darin nebeneinander untergebracht. Der Straße am nächsten ein Paradezimmer, das für gewöhnlich nicht be-

big verzierten Taufzeugnissen. Das Hauptstück des Zimmers ist ein großes Paradebett, auf dem, überall in der gleichen Weise, fünf schneeweiße, gestickte Federkissen aufgestellt sind. Weit ins Zimmer hinein ragt der riesige weiß oder bunt gestrichene Lehmofen. Seine Heizungsöffnung liegt außerhalb in einem Nebenraum. An dieses Zimmer schließt sich ein kleiner Eingangsflur, der gewöhnlich auf eine kleine Küche oder Kammer stößt. Dann folgen die eigentlichen Wohnzimmer, Schlafzimmer, Vorratsräume und Ställe. Fast ausnahmslos herrscht in allen Häusern und Räumlichkeiten peinliche Ordnung und Sauberkeit.



*Deutscher Bauernbursche beim Getreidedreschen mit dem „Dreschstein“ in Sarighiol.*

Dem Hauptgebäude gegenüber liegt in den meisten Höfen ein kleines Häuschen, das als Sommerküche dient. Daneben, der Straße zu, oft ein kleiner Ziergarten. Im Hofraum sieht man ferner den Oberbau des Kellers, den Maisstall oder Maiskorb, gewöhnlich aus Latten gebaut, so daß zum Trocknen der Kukuruzkolben die Luft durchziehen kann, den Ziehbrunnen und kleine Geflügelställe. Den Hinteren Abschluß des Hofes bildet die offene, nur aus einem von Säulen getragenen Dach bestehende Sommerstallung, und dahinter stehen hochaufgeschichtete Strohhaufen.

Ein deutsches Dorf, oder die deutsche Straße eines Dorfes, ist auf den ersten Blick und gewöhnlich schon von fern als solches zu erkennen. Der nie fehlende Baumschmuck an der Straße und um die Häuser unterscheidet es von den nüchternen, leeren Wohnplätzen der meisten anderen Völkerschaften ebenso wie die Regelmäßigkeit und Ordnung der

Anlage gegenüber den verstreut umherliegenden, meist offenen Gehöften der anderen mit den vielfach ungestrichenen Mauern und verwahrlosten Rohrdächern. Einen besonders einprägsamen, stimmungsvollen Eindruck gewährt es, wenn am Abend die ganze Herde des Dorfes von der Weide zurückkehrt und in langem Zuge durch die Straße zieht, bis jedes Tier sein Heim gefunden hat.

Diese anheimelnden deutschen Ansiedlungen in der weiten Öde der Dobrudscha werden gewiß unseren Truppen, die hier beim Einmarsch mit freudiger Überraschung deutsche Laute hörten, eine freundliche Lebenserinnerung bleiben, wenn sie selbst wieder in der Heimat ihrem Friedensberuf nachgehen werden.



*Heimkehr der Dorfherde in Atmagea.*

Welches Geschick aber wird die Zukunft diesen deutschen Bauern bringen? Viele von ihnen sind durch den Krieg in ihrer wirtschaftlichen Lage schwer geschädigt worden. Ihre Pferde wurden requiriert, Kühe und Schafe weggeschleppt, Gänse und Hühner geraubt. Dazu viel Acker- und anderes Wirtschaftsgerät zerstört. Von den Rumänen, deren Mitbürger sie geworden, wurden sie nach Kriegsausbruch sofort nur als Feinde, als Spione und Verräter behandelt. Der Gebrauch ihrer Muttersprache wurde mit harten Strafen bedroht und geahndet. Sie haben den Haß des Rumänen gefühlt und fürchten seine Rache, falls er wieder Herr des Landes werden sollte. So ist diesen Deutschen wieder einmal der Boden unter den Füßen erschüttert, und sie leben in banger Sorge. Ruhe und Frieden werden auch nach Kriegsende in ihre Häuser nicht zurückkehren. Werden sie im Lande bleiben können und wollen? Wahrscheinlich

wird der Wandertrieb wieder durch ihre Dörfer gehen, wie er vor hundert Jahren ihre Voreltern in Deutschland und sie selbst schon in Rußland packte. Sie haben aber auch wieder einmal gefühlt, daß man auf fremder Erde ein Fremder bleibt. In einem ihrer Lieder hörte ich sie singen.

*„Schön ist es im fremden Lande,  
Doch zur Heimat wird es nie.“*

Und viele richten jetzt die Blicke wieder nach der alten Heimat. An dieser ist es, den lange getrennten, aber ihrem Volkstume treugebliebenen Söhnen ihre Hilfe nicht zu versagen.



### III.

#### Die russischen Sekten in der Dobrudscha.

Es ist ein seltsames Gemisch von Menschen, aus dem sich die Bewohnerschaft der Dobrudscha zusammensetzt. Absplitterungen von Rassen und Völkern haben sich hier zusammengefunden, die sich in ihren ursprünglichen Wohnsitzen niemals berührt haben, die nach ihrer kör-

perlichen und geistigen Erscheinung, nach Religion und Sitte, Lebens- und Wirtschaftsweise entgegengesetzte Elemente sind. Der menschenarme „Winkel“, wie die Dobrudscha einst schlechthin genannt wurde, galt für den Osten Europas lange Zeit hindurch, besonders im letzten Jahrhundert, als Zufluchtsstätte, wo Vertriebene und Verfolgte Land und Freiheit und eine neue Heimat finden konnten. So kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Tausende von Tscherkessen ins Land, nachdem der lange tapfere Kampf um ihre Selbständigkeit verloren war; so nach den verschiedenen russisch-türkischen Kriegen die Tataren, die für die Türkei Partei ergriffen hatten und nun die Rache des russischen Siegers fürchteten. So auch die Deutschen, denen es im russischen Koloniengebiet zu eng geworden war, um hier neues Land zu suchen.



*Lipovanerfamilie in Jurilofka.*

Auch den Vätern der Russen, die heute hier leben, war die Dobrudscha ein rettendes Asyl vor Verfolgung und Unterdrückung. Aber bei ihnen waren es nicht politische oder wirtschaftliche Gründe, die sie zum Verlassen der Heimat bewogen. Sie hatten sich schon dort von der Masse ihrer Volksgenossen abgesondert. Es sind religiöse Sektierer, Raskolniki, von der großen orthodoxen Kirche Rußlands Abgespaltete (von raskol, die Spaltung), die diese seit Jahrhunderten mit allen Mitteln, aber vergeblich, auszurotten versucht. Aber sie gehören verschiedenen Sekten an und kamen so schon als getrennte Gruppen in die Dobrudscha, wo sie noch jetzt voneinander geschieden in besonderen Dörfern wohnen.

Sie werden hier im allgemeinen auch nicht mit ihrem Volksnamen als Russen bezeichnet, sondern mit dem Namen der Sekten, zu denen sie sich bekennen.

Die russische Volksseele hat ihr eigenes Gepräge, wie es keins der anderen slawischen Völker aufweist. Weich und empfänglich für alle Eindrücke und Lehren, fanatisch und opferungsfähig für das einmal Aufgenommene, sei es im sozialen und politischen oder religiösen Leben. Ihr dunkles Dämmern bietet einen tiefen Nährboden, der die absonderlichsten Blüten treibt. Man berechnet die Zahl der russischen Sekten auf nicht weniger als 200 mit etwa 14 Millionen Anhängern. Sie wurden mit den grausamsten Mitteln verfolgt, aber weder durch Kerker und Verbannung, noch durch Feuertod und körperliche Martern ließen sie sich austilgen. Nur daß viele den zu heiß gewordenen Boden Rußlands verließen und außerhalb seiner Grenzen eine Zuflucht suchten.

Soweit meine eigene Kenntnis und die sonst erhaltenen Angaben reichen, sind in der Dobrudscha 5 Sekten vertreten: Lipovaner, Skopzen, Molokaner, Subbotniki und Nemolioki. Bei der mißtrauischen Zurückhaltung, die von ihnen in allem, was ihre Lehren angeht, beobachtet wird, ist es schwer, von ihnen selbst etwas Genaueres darüber zu erfahren. Es ist daher



*Lipovaner.*

kein Wunder, daß im allgemeinen sehr unklare Vorstellungen über sie verbreitet sind, in denen Richtiges und Falsches durcheinander geworfen und unterschiedslos von den einen wie den anderen erzählt wird. Einige zuverlässigere Angaben dürften daher von Interesse sein.

Der russische Raskol datiert von der Durchsicht und Verbesserung der Heiligen Schriften, die Zar Alexis 1654 durch den Patriarchen Nikon vornehmen ließ. Sie bezweckte eine Reinigung von dem Wust von Auslegungen und Zutaten, die im Laufe der Zeit in die alten Texte gekommen waren, und Herstellung einer einheitlichen Grundlage. Durch das große Konzil zu Moskau im Jahre 1666 wurde die Revision Nikons anerkannt und im folgenden Jahre alle exkommuniziert, die sie nicht annehmen wollten. Von da an unterscheiden sich die Starovierzy, die Altgläubigen, von den Strenggläubigen. Es handelte sich bei der Bildung der Sekten keineswegs immer um tiefgreifende Glaubensunterschiede.



*Lipovaner.*

Die Grundlage vieler sind nur abweichende äußerliche Formen in den Kirchengebräuchen oder formalistische Wortklaubereien über die Fassung einer Textstelle. Bei anderen jedoch hat die Auslegung und einseitige Betonung irgendeines Bibelspruches zu den seltsamsten Auswüchsen geführt, die für westeuropäische Anschauung kaum glaublich sind.



Für die Stranniki, die Herumirrenden auch Beguny, Fliehende, genannt, ist es Vorschrift, keine Heimstätte zu haben und jede häusliche und staatliche Bindung abzulehnen. Denn Matthäus X, 37 und 38 steht geschrieben: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert. Wer nicht mein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, ist mein nicht wert.“ In dieser Weise nehmen fast alle Sekten für sich in Anspruch, ein bestimmtes Bibelwort richtig zu deuten und danach zu leben und zu handeln. Man unterscheidet zwei große Gruppen: die Popovzy, die Priesterlichen, und die Bespopovzy, die Priesterlosen (bes ≡ ohne). Manche Gebräuche sind allen gemeinsam. So machen alle Altgläubigen das Zeichen des Kreuzes nur mit zwei Fingern, im Gegensatz zu den Strenggläubigen, die drei Finger dazu nehmen.

In der Dobrudscha haben wir es meines Wissens nur mit Bespopovzy zu tun. Sie verwerfen die Priesterweihe. An die Stelle der Popen treten „Älteste“ und Vorleser, die aus den Gemeinden selbst gewählt werden. Dagegen haben einige von ihnen an der Bilderverehrung und den Andachtsübungen der russischen Kirche festgehalten, ebenso an den Poklony, den Neigungen und Beugungen des Körpers vor den Heiligenbildern.



*Lipovanermädchen in Jurilofka.*

Am zahlreichsten und bekanntesten in der Dobrudscha sind die Lipovaner. Verschiedene Ortschaften sind fast ausschließlich von ihnen bewohnt, oder sie bilden darin wenigstens die größere Mehrheit. So in Ghisdaresci mit 742 Lipovanern, Jurilofka mit 2962, Slava Russa mit 1839, Baspunar mit 913, Caracoium mit 548. In größerer Zahl finden sie sich ferner in Ceamurli de Jos (220), Harsova (98), Ostrov (59), Docuzai (41), Sarichioi, Carcaliu und anderen. Im Gebiet der Deutschen Etappenverwaltung sind sie in 36 Ortschaften anzutreffen, ihre Gesamtzahl beträgt hier etwa 7 800 Seelen. Für die ganze Dobrudscha dürfte sie etwa auf 12 000 zu schätzen sein. Sie ist also beträchtlich höher als die der Deutschen in der Dobrudscha.

Eine Lipovanerortschaft macht fast immer den Eindruck von Ordnung und eines gewissen Wohlstandes, wie man ihn besonders in dem freundlichen Fischerdorf am Razelmsee Jurilofka empfängt. Im Gegensatz zu den meisten der baumlos nüchternen Ansiedlungen in der Do-

brudscha sind die reinlichen Straßen und schmucken Häuser von grünen Bäumen umgeben. Die geschlossenen Gehöfte betritt man durch schöne Torbögen. In den Wohnungen ist alles sauber und ordentlich und zeugt von Wohlstand und Liebe zu einem behaglichen Heim. Ihre Bewohner begrüßen uns mit dem breiten, gutmütigen Lachen, das für den Russen charakteristisch ist. Es sind höfliche und fleißige Leute. Die langen Gestalten der Männer stecken noch in den russischen Blusen, die über den Hüften mit einem Gürtel geschlossen sind. Sie tragen lange Bärte und das lange Haar im Nacken gerade abgeschnitten. In Jurilofka und Harsova sind es geschickte Fischer.



*Lipovanerfischer in Jurilofka ihre Netze trocknend.*

Wann die Lipovaner in die Dobrudscha gekommen sind, darüber fehlen mir zuverlässige Angaben. Sie selbst erzählten mir, daß sie vor 100 oder 120 Jahren Rußland verlassen hätten. Vielleicht mag die Flucht noch etwas früher erfolgt sein. Darauf läßt wenigstens die interessante Tatsache schließen, daß unter Friedrich dem Großen eine Anzahl Lipovaner auch nach Ostpreußen kam, andere unter Josef II. nach der Bukowina und der Walachei. Sicher waren sie schon 1809 in der Dobrudscha. Denn es wird berichtet, daß die Russen im August dieses Jahres auf ihrem Zug von Maciu nach Konstanza viele Lipovaner gefangennahmen und nach Galatz führten. Sie erkennen keine Sakramente der Ehe an und taufen und

heiraten im geheimen. Angeblich sollen sie auch ihre Toten heimlich verschwinden lassen. Alle Geburts-, Trauungs- und Totenregister, Viehzählung und dergleichen gelten ihnen als Sünde. Verboten ist ihnen jede Medizin, Tabak, Kaffee und Tee, dagegen verschmähen sie durchaus nicht den Alkohol. In Slava Russa haben sie zwei Klöster für Frauen und Männer. In Jurilofka besitzen sie eine schöne, stattliche Kirche. Bei ihren Andachtsübungen spielen die Poklony eine wesentliche Rolle. Da sieht man bei Männern wie Frauen ein fortwährendes Niederknien und auf den Bodenwerfen und Wiederaufstehen, unermüdliches, ruckweises und tiefes Verbeugen und Wiederaufrichten des Oberkörpers. Die geräumige Kirche war vollgestopft, und noch auf den Stufen der Vortreppe knieten und verbeugten sich andächtige Scharen.

Die übrigen in der Dobrudscha vertretenen Sekten führen vereinzelt oder in kleinen Gruppen ein ziemlich verstecktes Dasein. Sie sind für den Fernstehenden kaum bemerkbar und sind daher auch bei den Personenstandsaufnahmen gewöhnlich nicht besonders erfaßt worden. Die Nemolioki hatten sich vornehmlich in Tulcea niedergelassen, wie es scheint in nicht unbeträchtlicher Zahl. Ihr Hauptgrundsatz ist, daß sie jedes Gebet ablehnen. Denn Gott kennt die Sorgen der Sterblichen, und es heißt ihn beleidigen, wenn man ihn erinnern will. Auch die Zahl der Molokaner scheint nicht ganz gering zu sein. Wie der Name sagt, sind es Milchesser, von *moloka* Milch. Wir würden sie vielleicht einfach Vegetarianer nennen, denn sie verschmähen das Fleisch der Tiere und nähren sich nur von Gemüse und Milcherzeugnissen. Sie fühlen sich als „Geistige Christen“ und verwerfen Priesteramt und Sakramente und die übrigen Andachtsformen, wie auch die Fasten. Sie kennen deshalb auch keine Kirchen und Kapellen. In manchen ihrer Gemeinden herrscht die Gütergemeinschaft. Die Subbotniki feiern nicht den Sonntag, sondern den Sonnabend; sie sind also den Sabbathern verwandt, die auch unter den Deutschen der Dobrudscha Anhänger besitzen.

Bei den bisher Genannten hatten wir es mit ziemlich harmlosen Sektierern zu tun, deren harte Verfolgung in der Heimat nur durch die unduldsame Herrschsucht der russischen Kirche zu verstehen ist. Die letzte der russischen Sekten in der Dobrudscha ist von entschieden anderem Charakter. Sie gehört zu den Auswüchsen des religiösen Fanatismus und offenbart uns eine Verirrung des menschlichen Geistes, für die dem normal Empfindenden und Denkenden jede Möglichkeit des Verständnisses fehlt. Es sind dies die Skopzen, eine Sekte, für die das Heil der Seele nur durch Kastrierung zu erlangen ist. Alles geschlechtliche Leben ist ihr die Wurzel zur Sünde; was dazu anreizt und ihm dient, muß abgetötet oder entfernt werden. Denn es steht geschrieben im Evangelium Matthäi V, 29 und 30: „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und

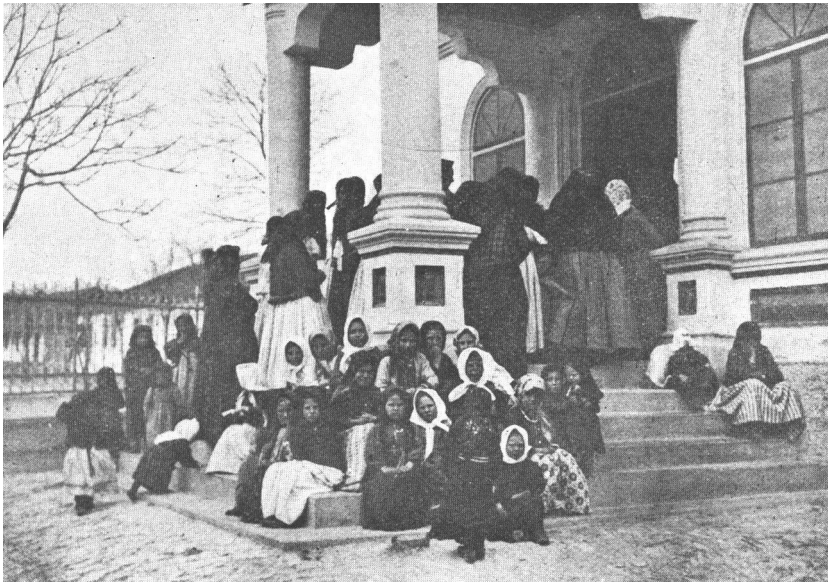
wirf es von dir.“ Und Markus IX, 43—47: „So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab.“ Und im Brief an die Kolosser III, 5: „So tötet nun eure Glieder, die auf Erden sind: Hurerei, Unreinigkeit, schändliche Brunst, böse Lust.“



*Lipovanerkerche in Jurilofka.*

Dem Buchstaben getreu folgen die Skopzen dem, was hier gesagt wird. Durch scheußliche, ungeheuer schmerzhaft und durch die Art ihrer Ausführung vielfach Siechtum und Lebensgefahr mit sich bringende Operationen entfernen sie die „Schlüssel zur Hölle“ und die „Schlüssel

zum Abgrund“, um jede Sinneslust zu ertönen. Denn der Evangelist Matthäus (XIX, 12) hat uns das Wort Christi überliefert: „Es sind etliche verschnitten, sie sind aus Mutterleibe so geboren; es sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen mag, der fasse es.“ Und Jesaias XVI, 3—5 heißt es: „Und der Verschnittene soll nicht sagen: Siehe, ich bin ein dürrer Baum. Denn so spricht der Herr zu den Verschnittenen, welche meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt, und meinen Bund fest fassen: Ich will ihnen in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort geben und einen besseren Namen denn den Söhnen und Töchtern; einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll.“



*Vor der Lipovanerkirche in Jurilofka zur Zeit des Gottesdienstes.*

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, Näheres über die Art der Verstümmelungen anzugeben, die vorgenommen werden<sup>11</sup>. Es werden dabei mehrere Grade unterschieden. Dem „kleinen oder ersten Siegel“, der „ersten Reinheit“ folgt das zweite, das Zarensiegel. Die „Feuertaufe“, das heißt die Operation, wurde früher mit Glüheisen vorgenommen, jetzt bedient man sich meist eines Rasiermessers. Bei den Frauen erstreckt sie

<sup>11</sup> An den Skopzen in der Dobrudscha hat E. Pittard anthropologische Beobachtungen gemacht, aber es ist ihm dabei nicht gelungen, auch nur einen einzigen unbekleidet zu sehen: Pittard, Eugène, Les Skopzy. Modifications anthropométriques apportées par la castration. Bulletin de la Société des Sciences de Bucarest. 1903.

sich auch auf den Busen, in verschiedenen Graden angewandt: Ausschneiden, Ansätzen oder Abbrennen der Brustwarzen, Abtragung der mammae oder vollständige Amputation der beiden Brüste.

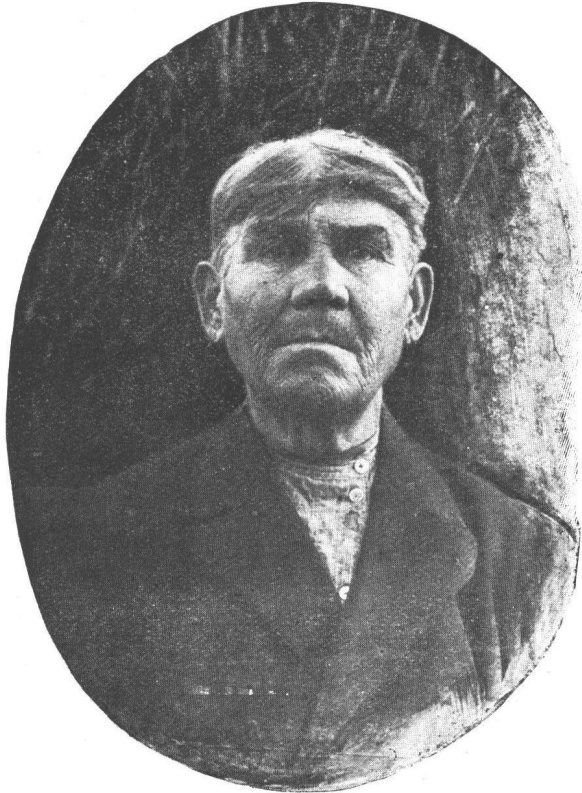


*Skopze.*

Außerdem gebrauchen die Skopzen noch innere Mittel, um die geschlechtliche Unfähigkeit zu bewirken. Sie verwenden dazu gewisse Kräuter und einen tropfenweisen Zusatz von Salpetersäure zu den Speisen. Nicht bloß die Sinnenfreude ist Teufelswerk, auch die Unfruchtbarkeit ist ein Gott wohlgefälliges, zu erstrebendes Ziel. Denn Lukas XIII, 29 steht geschrieben: „Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben.“ Die Kastrierten nennen sich je nach dem Grade, den sie erreicht haben, „weiße Tauben“ und „weiße Lämmer“, sie haben ihre „Mütter Gottes“ und ihre „Propheten“. Zu ihren Andachtsübungen, die während der Nacht in weiten, weißen Hemden vorgenommen werden, gehören außer geistlichen Ansprachen und Gesängen hauptsächlich auch Tänze. Diese bestehen

aus Sprüngen und immer rascher werdenden Drehungen auf einem Fleck, die bis zur vollständigen Ermattung fortgesetzt werden und auf diese Weise ebenfalls dem hohen Gebot dienen, die „böse Lust“ zu schwächen. Auch Rauchen und Alkohol ist den Skopzen verboten.

Trotz des grauenenerregenden Wahnsinns dieser Lehren und der natürlichen Beschränkung der Vermehrung ist es nie gelungen, die Sekte auszurotten. Die grausamsten Verfolgungen, Sibirien, Ausschneiden der Zunge, Verbrennen bei lebendigem Leibe und Folterungen haben es nicht vermocht. Die Frage liegt nahe, wieso die Sekte nicht durch sich selbst, durch den Mangel an Nachwuchs, zugrunde



*Skopze.*

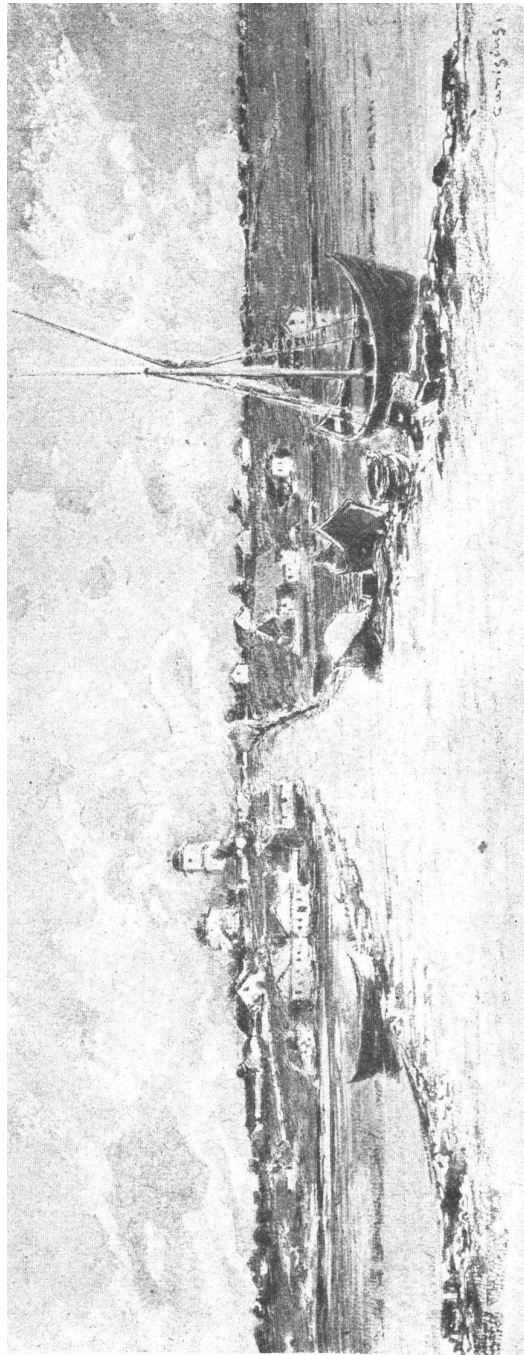
gegangen ist. Es wird zur Erklärung vielfach angenommen, daß die Kastrierungen erst nach Zeugung von drei Kindern stattfänden. Das ist jedenfalls nicht richtig. Die Operationen werden auch an Jugendlichen und vor der Pubertät vollzogen. Natürlich auch bei Erwachsenen, die bereits Kinder besitzen, wenn sie sich erst in späterem Alter der Sekte anschließen. Eine eifrige Propaganda zur Vermehrung der Anhänger ist ein Hauptgebot ihres Glaubens. Denn der Erlöser wird erst dann wieder auf Erden erscheinen, wenn die Skopzen die Zahl von 144 000 erreicht haben. Zur Erlangung neuer Bekenner dient ihnen als Hauptmittel Geld und materielle Vorteile. Die Sekte verfügt über reiche Geldmittel und hat eine feste Organisation mit mancherlei Einrichtungen zur Unterstützung im wirtschaftlichen Leben. Diese und materielle Versprechungen

führen ihr neue Anhänger zu. Das geschieht ferner durch direkten Ankauf von Kindern armer Leute. Der Hauptsitz der Sekte ist zur Zeit Jassy, viele Skopzen halten sich auch in Bukarest auf.

In der Dobrudscha wohnen sie meines Wissens nur in einem einzigen Dorfe geschlossen zusammen. Der Krieg hat jedoch viele von dort vertrieben, so daß gegenwärtig ein großer Teil der Häuser von anderen Leuten in Besitz genommen ist. Nur eine geringe Anzahl von Männern und Frauen ist zurückgeblieben. Diese zeigten in allem das charakteristische Bild von Kastraten: Gedunsenes Aussehen, welke, farblose und stark durchfurchte Haut, der Gesichtsausdruck ziemlich blöde. Einer der Männer war zweifellos schon in jugendlichem Alter verstümmelt worden. Das bewies das vollkommene Ausbleiben aller Gesichtshaare. Dieser ging an Krücken, wie er sagte, seit 8 Jahren infolge eines Beinbruchs. Vermutlich waren aber die vorgenommenen Operationen die Ursache. Ein anderer hatte nur dürrtige Bartspuren auf der Oberlippe. Sie zeigten sich sonst gutmütig und umgänglich und waren sofort bereit, sich photographieren zu lassen. Nur als ich zwischen die Männer auch eine Frau setzen wollte, sprangen sie entrüstet auf und liefen weg. Ihre Andachtsübungen scheinen sie sehr geheimzuhalten, wenigstens hatten andere Leute im Dorf, die ich befragte, nie etwas davon bemerkt.

Die Geschichte der Sekte und ihre eigene Legende davon ist ein merkwürdiges Kapitel von verrücktem Aberglauben und Fanatismus, wie er nur im heiligen Rußland gedeihen konnte. In wunderlicher Weise werden historische Ereignisse und Persönlichkeiten mit den Geschicken und Lehren der Sekte verflochten. Sie ist aus der Flagellantensekte der Chlysti, der Geißler, hervorgegangen. Wie der Name besagt, gehören zu ihrem Kult Auspeitschungen. Der Hauptteil ihrer Andachtsübungen besteht aus wirbelnden Drehungen des Körpers unter Singen und Seufzen, die fortgesetzt werden, bis sie zu Verzückungen, zur „Glutinbrunst“, führen. Zwei Angehörige der Chlysti, Andreas Ivanov und Kondrati Sselivanov, und eine Frau von großer Schönheit fingen um das Jahr 1757 an, unter den Chlysti zu kastrieren. Die Frau gab sich dabei für die Mutter Gottes aus. Sie machten für ihre Lehre unter den Bauern der Gouvernements Orlov, Tula und anderen Propaganda und scheinen rasch Anhänger gefunden zu haben. Auch die Regierung wurde bald aufmerksam auf diese neuen Sektierer und ging scharf gegen sie vor. Ivanov wurde nach Sibirien gebracht, Sselivanov in ein Irrenhaus gesperrt. Hier hatte er eine Unterredung mit Kaiser Alexander I. und wurde wieder befreit. Er ist 1832 gestorben. Die Sekte gewann auch Anhänger in Moskau und Petersburg. Sselivanov gilt als ihr Hauptgründer. Er ist für die Skopzen der Sohn Christi und Heiland. Nach einer Zeit harter Verfolgungen hatte Zar





*Lipovanerdorf Jurilofka.*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Peter III. allen Sektierern vollkommene Amnestie und Glaubensfreiheit geschenkt. Damit hängt vermutlich die Weiterbildung der Legende der Skopzen zusammen. Denn nach ihrer Überzeugung ist ihr Heiland Sselivanov zugleich auch mit Peter III, identisch. Er soll in Holstein von der Kaiserin Elisabeth Petrovna geboren sein, nach unbefleckter Empfängnis durch den Heiligen Geist.



*Skopzenfrauen*

Als Peter III. bestieg er den Zarenthron und heiratete Katharina II. Als diese aber seine Impotenz erkannte, stiftete sie eine Verschwörung gegen sein Leben an. An seiner Stelle wurde jedoch ein Wachsoldat getötet, er selbst entkam. Er wurde nun Apostel der Skopzenlehre, predigte das Evangelium der „Feuertaufe“, kastrierte und wurde nach Sibirien verbannt. Als Zar Paul I. erfuhr, daß sein Vater noch lebte, ließ er ihn zurückrufen und wollte ihm den Zarenthron abtreten. Aber Sselivanov-Peter III. verlangte, daß er sich erst verschneiden lassen müsse, ehe er ihn als Sohn anerkenne. Diese Forderung lehnte Paul I. jedoch entschieden

ab. Aber nach der Überzeugung der Skopzen hat ihre Lehre doch auch im Zarenhause Eroberungen gemacht, denn später ließen sich Alexander I. und seine Gemahlin verschneiden.

Der Erlöser ist heute noch am Leben. Er wird dereinst zurückkommen und den Thron aller Reußen besteigen. Dann wird er das Weltgericht eröffnen. Die Kastrierung wird allgemein sein, das von aller Unreinheit geläuterte Menschengeschlecht wird aus lauter Skopzen bestehen und in Glückseligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit fortleben. Doch ehe dies geschehen kann, muß zuvor der Antichrist bekehrt werden. Das ist niemand anders wie Napoleon I., ein Bastard Katharinas II. mit dem Teufel. Er lebt bis zum heutigen Tage in der Türkei und wird nach Rußland zurückkehren, sobald er sich zur Lehre der Skopzen bekannt und sich hat verschneiden lassen.

Wie oben erwähnt, wird die Rückkehr des Erlösers erst erfolgen, wenn die Zahl der Skopzen auf 144 000 angewachsen ist. Bis dahin scheint es aber noch gute Zeit zu haben. Denn eine behördliche Untersuchung ermittelte im Jahre 1843 in Rußland nur 1901 Skopzen beiderlei Geschlechts. Es ist nicht anzunehmen, daß sich seit dieser Zeit ihre Zahl beträchtlich vermehrt hat.

---

#### IV.

#### **Zur Geschichte und Ethnographie der Dobrudscha.**

Einen Überblick über die geschichtliche und ethnographische Entwicklung der Dobrudscha zu gewinnen, ist keine ganz einfache Aufgabe. Sie hat niemals ein selbständiges Staatswesen gebildet und ebensowenig jemals ihre besondere, national empfindende Bevölkerung gehabt. Immer blieb sie ein Randgebiet größerer Völker und Reiche, dem niemand ein besonderes Interesse schenkte. Auf ihren Steppen ist keine eigene Kultur entstanden, und es hat hier kein Schrifttum gegeben. Ihre wechselnden Bewohner waren — und sind es überwiegend noch heute — zu allen Zeiten des Schreibens unkundig. So muß man, um ein Bild von ihr in der Vergangenheit zu bekommen, gelegentliche, meist ziemlich dürftige Hinweise von den verschiedensten Seiten zusammensuchen, und für lange Perioden fehlen oft selbst diese.

Über die vorgeschichtlichen Verhältnisse ist bisher so gut wie nichts bekannt. Die Funde der Ausgrabungen, die im vergangenen Herbst durch die Untersuchung einer prähistorischen Siedlung an der Donau zutage kamen, beweisen aber, daß zum wenigsten an deren Ufern schon in sehr

früher Zeit ansehnliche Niederlassungen bestanden haben, die eine überraschend hohe Kulturstufe erreicht hatten. Reste einer anderen steinzeitlichen Siedlung fand ich im Frühjahr 1917 auch bei Macin.

Das erste größere geschichtliche Ereignis, durch das wir von der Dobrudscha hören, war im Jahre 513 v. Chr. der Zug des Perserkönigs Darius gegen die Skythen, die damals ihre Sitze noch nicht auf dem südlichen Donauufer hatten. Bevor Darius diese erreichte, stellte sich ihm



*Ruinen von Istros*

ein thrakisches Volk, die Geten, entgegen. Nach Herodots<sup>12</sup> Schilderung war es ein wildes Volk: „Wer träge ist, wird hochgeehrt, wer das Feld bebaut, wird tief verachtet. Das ehrenvollste Leben ist das Kriegs- und Räuberleben“. Bald nach dem Rückzug des Darius überschreiten in großer Menge die Skythen die Donau. Ihre Wanderhorden durchziehen nun mit ihren Herden die Dobrudscha, doch ohne die Geten ganz aus dem Lande zu drängen. Es sind uns Namen zweier getischer Stämme, der Krobyzen und Terizen, überliefert. Nach den letzteren hieß das Kap Kaliakra Tirizis Akra. Die Skythen, die lange für Mongolen galten, sind den iranischen Völkern zuzurechnen und von den Thrakern scharf zu unterscheiden<sup>13</sup>. Sie haben der Dobrudscha für Jahrhunderte den Namen gegeben: *Scythia minor*, oder nach Erhebung zur römischen Provinz

<sup>12</sup> Historien, V. Buch.

<sup>13</sup> Müllenhoff, Karl, Über die Herkunft und Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten. Monatsber. der Berliner Ak. d. Wiss. 1866.

schlechthin *Scithya*.

Schon lange vor Darius waren unternehmende Griechen in die Dobrudscha gekommen und hatten sich an mehreren Plätzen der pontischen Küste niedergelassen. Um 633 v. Chr. gründeten Kolonisten aus Milet die Stadt Istros oder Istropolis. Ein ausgedehntes Ruinenfeld bei dem bulgarischen Dorfe Caranasuf bezeichnet heute die Stelle, wo einst die Griechenstadt lag. Eine Menge von griechischen und römischen Inschriftsteinen und Säulenstücken ist beim Bau der jetzt freigelegten mächtigen, aber aus späterer Zeit stammenden Befestigungsmanern mit benutzt worden.



*Freigelegte Festungsmauern in Istros.*

Weit im Umkreis lassen keramische Reste erkennen, welchen Umfang die Kolonie in ihrer Blütezeit hatte. Auch Bruchstücke größerer Skulpturen, wie unser Bild einige zeigt, lagen im Frühsommer 1917 noch umher. Ebenfalls von milesischen Griechen wurde ungefähr um dieselbe Zeit die Stadt Tomi gegründet, auf deren Ruinen heute Konstanza steht. Hier soll die unselige kolchische Königstochter Medea ihren Bruder Absyrtus ermordet und die abgeschnittenen Glieder am Gestade umhergestreut haben, um den Vater von ihrer Verfolgung abzuhalten. Daher der Name Tomi, von *temno* schneide. Weiter südlich, an der Stelle von Mangalia, ent-

stand zur Zeit des Königs Amyntas, etwa um 512 v. Chr., Kallatis, eine Kolonie der kleinasiatischen Stadt Heraklea Pontica. Andere griechische Pflanzstädte waren Bizone-Kawarna, Dionysopolis-Baltschik und Odesos-Varna. Diese hellenischen Siedlungen haben zeitweise hohe Blüte und sogar imponierende Machtstellung erlangt, doch waren es in erster Linie Handelsniederlassungen, und das griechische Bevölkerungselement hat in ihnen wohl immer nur einen geringen Bruchteil ausgemacht. Wenigstens scheint nach Ovids Zeugnis die griechische Sprache bald von den barbarischen überwuchert worden zu sein:

Nur bei wenigen sind noch Spuren griechischer Sprache,  
Doch durch getischen Klang wurden barbarisch auch die.

Und an anderer Stelle der Klagelieder:

Die auch, von welchen man glaubt, daß der griechischen Stadt  
sie entstammt sind.

Tun statt heimischer Tracht persische Hosen sich um.

Und sie pflegen Verkehr in der hier gebräuchlichen Sprache<sup>14</sup>.

Die Geschichte der Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erzählt uns nur wenig von der Dobrudscha. In der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts hat der König Teres der südthrakischen Odrysen sein Reich bis zur Donau ausgedehnt. Dann sehen wir einen König von Istros im Krieg gegen die Skythen an der Donaumündung. Im Jahr 339 zieht Philipp II.



*Fragmente von Skulpturen in Istros*

von Mazedonien gegen den neunzigjährigen Skythenkönig Ateas und besiegt ihn. Wenige Jahre darauf erfolgt der Zug Alexanders des Großen gegen die Geten, der ihn durch die Dobrudscha geführt zu haben scheint. Um 313 haben die Pontusstädte Kallatis, Istros und Odessos ein Bündnis mit den Skythen gegen König Lysimachus geschlossen, dem aus der Erbschaft Alexanders Thrazien zugefallen war.

<sup>14</sup> Tristien V, 7 und V, 10.

Odessos und Istros müssen sich ergeben, die Skythen werden geschlagen und Kallatis belagert. Der Diadoche Antigonos sucht der Stadt Hilfe zu bringen und landet zwei Heere nördlich und südlich der Stadt. Aber vergeblich. Tausende ihrer Bürger sollen während der Belagerung aus Hunger auf dem Seewege geflohen und von Eumelos, dem Fürsten des Kimmerischen Pontus, in der Krim angesiedelt worden sein. Es folgten weitere Züge des Lysimachus gegen die Geten, die sich nördlich der Donau ausgebreitet haben. Sie verlaufen unglücklich für ihn, und die mazedonische Herrschaft über die Dobrudscha und die Küstenstädte scheint damit ihr Ende gefunden zu haben.



*Barbarenfamilie auf einem Ochsenwagen (Relief vom Monument von Adam Clissi)*



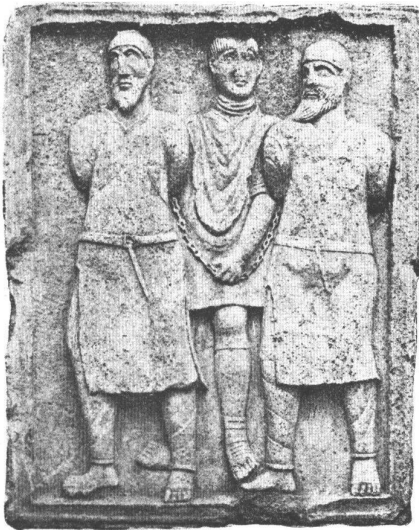
*Römischer Legionar im Kampfe (Relief vom Monument von Adam Clissi)*

Um 280 v. Chr. erscheinen die Kelten in den Balkanländern. Ob ihre Schwärme bis in die Dobrudscha vorgedrungen sind, ist nicht sicher nachzuweisen, aber anzunehmen. Gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts zeigen sich die Bastarner an der Donaumündung, der erste germanische Stamm, der in die Geschichte eintritt. Im ersten Viertel des letzten Jahrhunderts hören wir wieder von einem neuen Volke, das in die Dobrudscha eingebrochen ist und sie andauernd in großen Scharen durchstreift. Es waren dies die Sarmaten, ein Nomadenvolk wie die Skythen. Kurz darauf erscheinen zum ersten Mal die Römer in unserem Gebiet und dringen siegreich bis zur Donau vor. Im Jahre 59 werden sie von den aufständigen, mit den Bastarnern verbündeten Barbaren-

Um 280 v. Chr. erscheinen die Kelten in den Balkanländern. Ob ihre Schwärme bis in die Dobrudscha vorgedrungen sind, ist nicht sicher nachzuweisen, aber anzunehmen. Gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts zeigen sich die Bastarner an der Donaumündung, der erste germanische Stamm, der in die Geschichte eintritt. Im ersten Viertel des letzten Jahrhunderts hören wir wieder von einem neuen Volke, das in die Dobrudscha eingebrochen ist und sie andauernd in großen Scharen durchstreift. Es waren dies die Sarmaten, ein Nomadenvolk wie die Skythen. Kurz darauf erscheinen zum ersten Mal die Römer in unserem Gebiet und dringen siegreich bis zur Donau vor. Im Jahre 59 werden sie von den aufständigen, mit den Bastarnern verbündeten Barbaren-



stämmen in einer Schlacht bei Istros wieder geschlagen. In dieser Zeit hat ein König des thrasischen, den Geten nahverwandten Volkes der Daker, Burebista, auf dem linken Donauufer ein Reich gegründet und dehnt seine Macht auch über die griechischen Kolonien in der Dobrudscha aus. Durch die erfolgreiche Expedition des M. Licinius Crassus im Jahre 29 wird dann die Herrschaft der Römer dauernd begründet, ohne zunächst eine feste militärische Besetzung herbeizuführen. Das Land ist einheimischen Klientelfürsten anvertraut. In den festen Plätzen an der Donau, Aegissus und Troesmis, liegen Besatzungen der thrakischen Odrysen.



*Zwei Barbaren,  
geführt von einem Römer.*

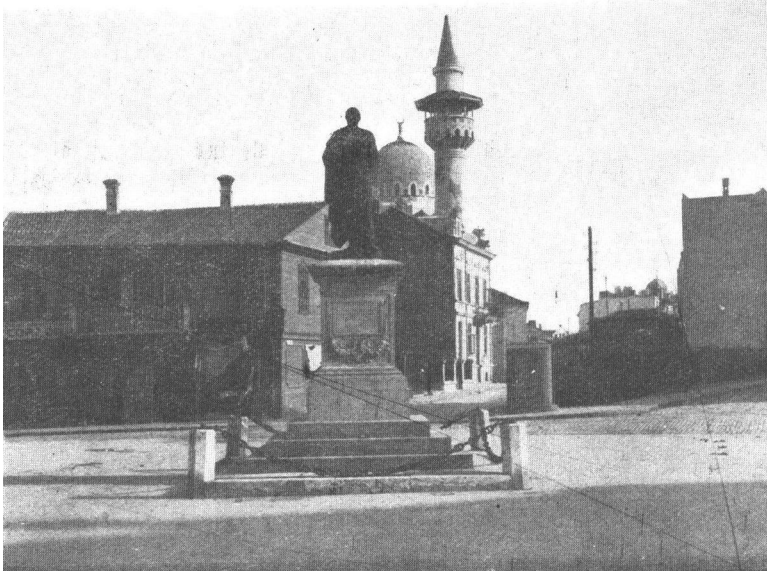


*Barbarenfrauen,*

*(Reliefs vom Monument in Adam Klissi.)*

Wie es um die Wende unserer Zeitrechnung in der Dobrudscha ausgesehen hat, darüber unterrichten uns in mannigfacher und lebendiger Weise die Schriften Ovids, des römischen Dichters, dem man auf dem Marktplatz von Konstanza ein Denkmal errichtet hat. Weshalb der angesehene und populäre Poet aus vornehmerm Geschlecht im Jahre 9 n. Chr. nach dem fernen Tomi, an das äußerste Ende der Welt, wie es ihm schien, verbannt wurde, ist nicht sicher aufgeklärt. Aus seinen eigenen Andeutungen geht hervor, daß er Zeuge eines Vorgangs war, der der Familie des Augustus zur Schande gereichte, ohne daß Ovid selbst an dem Vergehen beteiligt war.

All sein Flehen und Bemühen um Aufhebung der Verbannung war vergeblich. Er mußte bis zu seinem Tod in dem ungastlichen Lande ausharren. Der verwöhnte und verweichlichte Römer litt schwer unter diesem Schicksal, und die trübe Seelenstimmung sowie die Absicht, Mitleid zu erregen, sind sicher nicht ohne Einfluß auf die Schilderungen gewesen, die er uns von dem Lande seines Exils und von seinen Bewohnern hinterlassen hat. An seiner Darstellung der klimatischen Verhältnisse können wir nachprüfen, wie sehr er geneigt war, grau in grau zu



*Oviddenkmal in Konstanz*

malen. „Der Schnee bleibt häufig zwei Jahre lang liegen; ehe der erste schmolz, kommt schon der zweite.“ (Trist. III, 10 Pont. I, 2.) Aber trotz anzunehmender Übertreibungen nach der ungünstigen Seite hin bleiben Ovids Dichtungen eine wichtige Quelle. Es sind vier während der Verbannungszeit in Tomi entstanden: 5 Bücher Klagelieder (*tristia*), 4 Bücher Briefe (*epistulae ex Ponto*), ein Schmähdgedicht Ibis und die Halieutica, ein nur als Bruchstück überliefertes Lehrgedicht über die Fischerei im Schwarzen Meer, das eine interessante beschreibende Aufzählung der an der Dobrudschaküste vorkommenden Fischarten gibt. Als geschichtliche Quelle kommen in erster Linie die Tristien und die Briefe aus dem Pontus in Betracht.

Wie heute war auch damals das Land eine baumlose Steppe:

Du erblickst nicht Baum noch Gebüsch auf kahlem Gefilde.

Tristia III, 10.

Nicht erzeugt das Feld hier Obst, nicht liebliche Kräuter,  
Eichen grünen aus Höhen weder, noch Weiden am Strand.  
Wohin immer man blickt, entbehrt des Bebauers der Acker,  
Und wüst liegt, das hier keiner begehret, das Feld.

Pont. I, 3.

Nur trauriger Wermut starrt auf den leeren Feldern. Wilde Barbaren  
erfüllen mit endlosen Kämpfen das Land:

Grausigen Krieg drohn ringsumher unzählige Völker,  
Welchen für schimpflich es gilt, leben vom Raube sie nicht.  
Sicher ist draußen nichts; und es sieht durch dürftige Mauern  
Und die Lage des Orts kaum sich der Hügel geschützt.  
Wenn man's am wenigsten glaubt, fliegt schnell wie ein Vogel,  
der Feind her,

Und kaum richtig geseh'n, führt er die Beute davon.  
Oft liest tödlich Geschoß, das hinein bei verschlossenen Toren  
Über die Mauern kommt, mitten in Straßen man auf.  
Selten nur wagt drum einer, das Feld zu bebau'n, und der Arme  
Pflügt mit der einen Hand, hält mit der andern die Wehr.

Tristia V, 10.

Doch ist Fried' auch zuweilen; Vertraun ist nimmer zum Frieden.  
Und bald duldet sie, bald fürchtet die Gegend den Krieg.

Tristia V, 2.

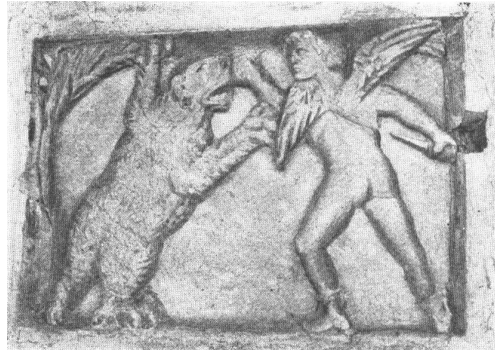
Wenn im Winter die Donau gefroren ist, kommen die feindlichen  
Horden vom anderen Ufer:

Flugs, wenn vom trockenen Nord geebnet worden der Hister,  
Stürmt der barbarische Feind eilenden Rosses heran.  
Und der Feind durch sein Roß und die weithin fliegenden Pfeile  
Mächtig, verwüstet weit alles ihm nahe Gebiet.  
Einige flieh'n, und es wird die unbewachte Habe,  
Während keiner das Feld schützt, von jenem geraubt,  
Dürftiges, ländliches Gut, das Vieh und die knarrenden Wagen  
Und was an Schätzen sonst etwa der Arme noch hat.  
Andere führet man fort, die Händ' auf den Rücken gebunden.  
Während umsonst sie zurück schauen auf Felder und Haus;  
Andere fallen durchbohrt von verderblichen hakigen Pfeilen,  
Denn in Gift ist das schnellfliegende Eisen getaucht.  
Was nicht tragen der Feind und entführen kann, das verderbt er,

Hütten, die nichts ihm getan, werden in Flammen gesetzt.  
 Dann auch, wenn Friede besteht, macht Furcht vor dem Kriege  
 sie zittern,  
 Und es zu furchen drückt keiner den Pflug in das Land.

Tristia III, 10.

Auch die Stadt bietet nur dürftigen Schutz. Eine römische militärische Besatzung ist nicht vorhanden. Zur Verteidigung ist eine Art Bürgerwehr gebildet, der sich auch der arme Dichter, der schon als Jüngling kein Held war, einreihen muß. Und wenn dann der Wächter vom Turm das Alarmzeichen gibt:



*Römisches Relief in einem Haus in Konstanz*

Leg ich mit zitternder Hand eilends die Waffen mir an.  
 Aber mit Bogen bewehrt und in Gift getauchten Geschossen  
 Reitet auf schnaubendem Roß wild um die Mauern der Feind.

Tristia IV, 1.

Furcht vor Gesetzen fehlt, und das Recht des Stärkeren herrscht,  
 Unter dem kriegrischen Schwert liegt bezwungen das Recht.

Tristia V, 7.

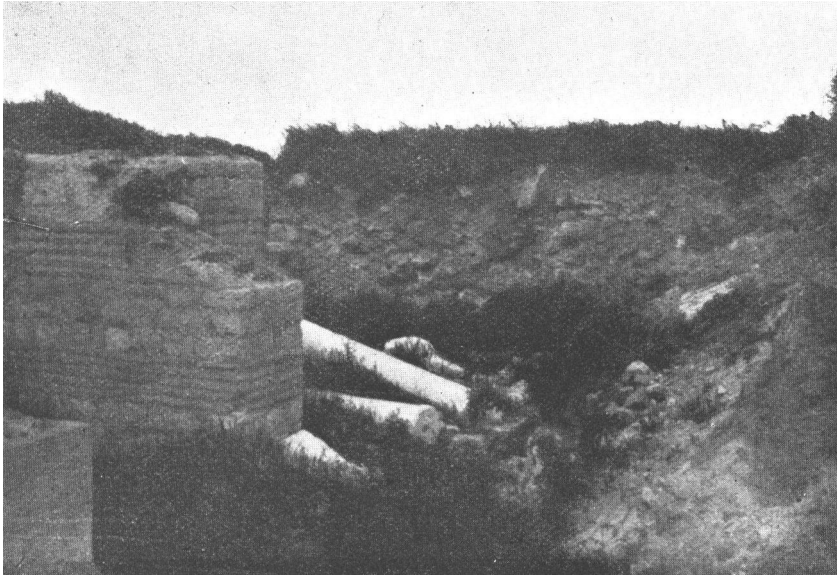


*Römisches Relief in einer Hauswand in Konstanz.*

Unter den Völkern, wie sie uns Ovid nennt, stehen in vorderster Reihe Sarmaten und Geten. „Wildes Sarmatenvolk gibts rings und Bessen und Geten.“ (Tristia III, 107.) Er spricht meist vom sarmatischen Strand und dem sarmatischen Meer. Daneben erwähnt er häufiger die Skythen, und er scheint sich ihrer Verwandtschaft

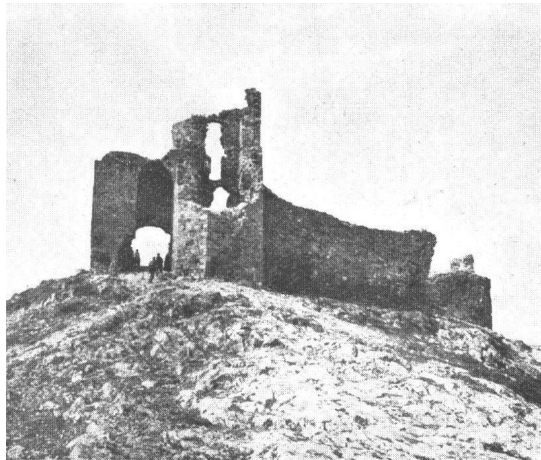
mit den Sarmaten bewußt zu sein. „Skythisches Volk ist da und behosete Scharen der Geten.“ (Tristia IV, 6.) „Meist von thrasischer Red’ und skythischer werd’ ich umtönet.“ (Tristia III, 14.) Von anderen Stämmen nennt er außer den Bessen noch die Odrysen und die blonden Koraller

(Pont. IV, 2 und 8), doch auch die Völker jenseits der Donau und vom nördlichen und östlichen Strand des Pontus, Iazygen, Kolchier und Metereer, scheinen hin und wieder der Dobrudscha einen Besuch abgestattet zu haben.



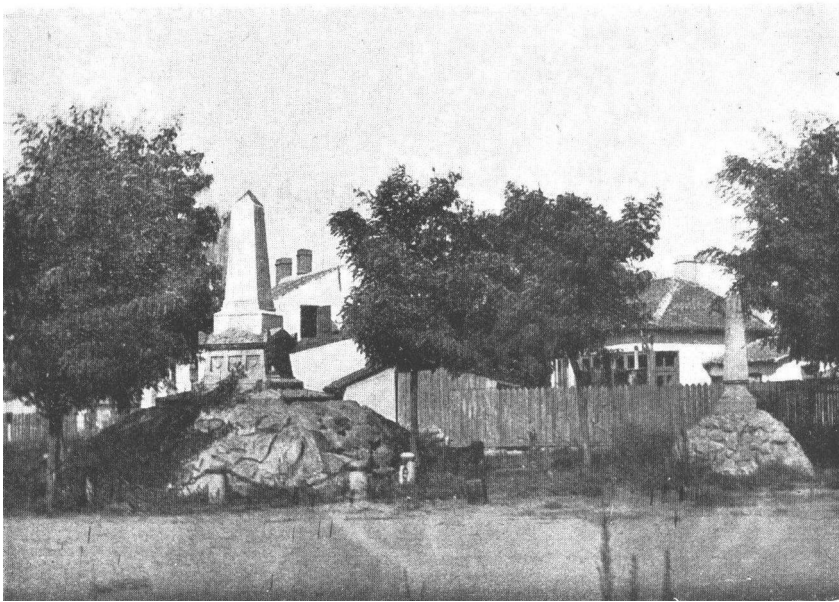
*Römische Reste bei Mangalia*

Auch von dem äußeren Aussehen der Barbaren bekommen wir ein anschauliches, aber nicht gerade anziehendes Bild. Sie schneiden sich weder den Bart noch das Haar, das lang über ihr rauhes Gesicht hängt. Sie stecken in weiten Hosen und Fellen, „und von der ganzen Gestalt ist das Gesicht nur zu sehn.“ (Tristia III, 10.)



*Ruine in Enisala*

Mit knarrenden Wagen ziehen sie im Lande umher. Ihr Vieh trägt nur grobe Wolle, und die Frauen kennen nicht die Kunst des Webens. „Statt Wollwebens zermalmet das Weib die Gaben der Ceres, und mit Wasser beschwert trägt sie den Krug auf dem Haupt“. (Pont. III, 8.)



*Zwei französische Denkmäler in Konstanz.*

*Links zu Ehren der 1854—1855 in der Dobrudscha gestorbenen französischen Soldaten. Rechts zu Ehren des ersten französischen Konsularagenten H. Sénac.*

Auch in Tomi selbst lebt er unter Sarmaten und Geten und wohnt im Hause eines Barbaren. Die alte griechische Kolonie scheint wenig mehr von hellenischer Kultur zu verraten:

Wenn auch die Küste gemischt hier ist aus Griechen und Geten,  
 Nahm sie doch mehr von den nicht friedlichen Geten sich an.  
 Getischen und sarmatischen Volks sieht größere Scharen  
 Hin und her man zu Roß mitten die Straßen durchziehn.  
 Keiner auch ist darunter, der nicht sich mit Köcher und Bogen  
 Und mit von Viperngift gelben Geschossen bewehrt.  
 Wild ist Stimm' und Gesicht, des Mars leibhaftiges Abbild,  
 Nimmer von einer Hand Haare beschnitten und Bart;  
 Nicht ist träge die Hand, mit dem Messer Wunden zu bohren,  
 Welches jeder Barbar sich an die Seite hängt.

Tristia V, 7.

Denn es wohnen mit uns ohn' Unterschied die Barbaren,  
Und auch den größeren Teil nehmen der Häuser sie ein.  
Fürchtete man sie auch nicht, so ekelt man sich, wenn die Brust man  
Von lang Hangendem Haar sieht und mit Fellen bedeckt.

Tristia V, 10.

Nicht ist einer im Volk, der selbst die gewöhnlichsten Worte  
Auf lateinisch vielleicht wiederzugeben vermag.

Tristia V, 7.

Um sich verständigen zu können, war der Dichter gezwungen, die barbarischen Sprachen zu lernen. „Hab' ich sarmatisch doch schon sprechen und getisch gelernt.“ (Pont. III, 2.) Es war also sowohl eine iranische wie eine thrakische Sprache, die sich der lateinische Dichter aneignen mußte. Und er scheint es wenigstens in der letzteren zu großer Vollkommenheit gebracht zu haben, denn er bekennt:

Ach! ich erröt', ich schrieb auch ein Buch in barbarischer Sprache,  
Und ich Hab' in mein Maß getische Worte gebracht.  
Und ich gefiel und begann bei den ungebildeten Geten —  
Wünsche mir Glück dazu — Ruhm's mich als Dichter zu freun.

Pont. IV, 13.

Die Barbaren erweisen sich dafür übrigens dankbar. Er wird von ihnen als Dichter bekränzt und wird als einziger von Steuern und Abgaben befreit:

Ich an eurem Gestad' allein bin frei von den Steuern,  
Und um die Schläfe ward ein geweihter Kranz mir gewunden.  
Den mir des Volkes Gunst ohne mein Wollen verlieh.

Pont. IV, 14.

Des Dichters Verhältnis zu den Bewohnern von Tomi scheint im Laufe der Jahre ein recht freundliches geworden zu sein. Aber ungeschwächt bleibt sein Sehnen, aus dem verhaßten Lande fortzukommen:

Und mein äußerster Wunsch ist,  
Daß ich aus diesem Ort komme, wohin es auch sei.  
Kümmern soll es mich nicht, welch' Land ich mit diesem vertausche,  
Denn willkommen wird jedes als dieses mir sein.  
Gern auch will ich den Styx, gibt's den, mit dem Hister vertauschen.

Pont. IV, 14.

Sein Wunsch blieb unerfüllt. Er hat kein anderes, freundlicheres Land mehr gesehen. Nach achtjähriger Verbannung starb er in Tomi im Jahre 17.

Nicht lange darauf wurde das Gebiet der Dobrudscha in festerer Form dem Reiche angefügt, und römische Besatzungen kamen ins Land. Unter Kaiser Claudius wurde es ein Teil der neu eingerichteten Provinz Thracia. Aber es ist kein ungestörter Besitz, und die Kämpfe mit einbrechenden Barbarenstämmen nehmen kein Ende. In den Jahren 68/69 sind es die sarmatischen Roxolanen, deren Einfälle abzuwehren sind. Verhängnisvoller für die Römer wird es, als im Jahre 86 der Dakerkönig Decebalus, der wieder alle dakisch-getischen Stämme vereinigt hatte, seine Herrschaft auf das Südufer der Donau auszudehnen suchte. Der römische Oberbefehlshaber Cornelius Fuscus erleidet im folgenden Jahre bei Adam Klissi eine schwere Niederlage. Kaiser Domitian muß den



*Bulgarische Bauern*

Frieden durch eine jährliche Tributzahlung erkaufen und den nördlichen Teil der Dobrudscha den Barbaren überlassen. Zum Schutz des südlichen wird ein mächtiger Wall von der Donau bis Tomi aufgeworfen. Erst im Beginn des folgenden Jahrhunderts wird die Niederlage gerächt. Kaiser Trajan unterwirft die Daker in zwei blutigen Kriegen, und an der Stelle der Niederlage des Cornelius Fuscus errichtet er dem rächenden Mars das ragende Denkmal, das heute noch bei Adam Klissi steht. Es war geschmückt mit zahlreichen Steinreliefs, deren Darstellungen uns ein Bild von dem Aussehen jener Barbarenvölker geben. Über das Denkmal selbst wie über die Wälle ist an anderer Stelle des Buches eingehender berichtet.



Das ganze Dakerreich, die Walachei, das östliche Ungarn, die Moldau und Siebenbürgen umfassend, wird römische Provinz, und Trajan sucht das eroberte Gebiet durch eine großzügige Kolonisation auch wirklich zu einem lateinischen Lande zu machen. Aus der ganzen römischen Welt werden unendliche Scharen von Ansiedlern hingebraht — *ex toto orbe Romano infinitas copias hominum*, wie Eutropius berichtet — Veteranen der römischen Heere und Kolonisten aus den verschiedensten Gegenden des europäischen und asiatischen Reichsgebiets, griechisch-römisch-kleinasiatische Mischlinge, die mehr oder minder römische Kultur angenommen hatten und den einheimischen Barbaren die lateinische Sprache brachten.

Auch die Dobrudscha ist von dem gewaltigen Kolonisationswerk Trajans nicht unberührt geblieben. Es trat jetzt eine Zeit größerer Ruhe und Sicherheit ein, und zahlreiche römische Ansiedlungen entstanden an der Donau wie im Inneren, meist wohl als Lagerstädte in Verbindung mit befestigten Plätzen. Es seien nur einige der wichtigeren genannt, die sich durch heute bestehende Ortschaften leicht bestimmen lassen<sup>15</sup>: Axiopolis, südlich von Cernavoda, Capidava-Ruinele Calachioi, südlich von Topalu, Carsium-Harsova, Cius-Eschi Sarai, Berö-Ostrov, Trösmis-Iglitza<sup>16</sup>, Arubium-Macin, Dinogetia-Garvan, Noviodunum-Iasaccea, Ägissus-Tulcea, Vicus Ulmetum-Ceatal-Orman, Tropaeum Trajani-Adam Klissi. Nach Weiß sind durch aufgefundene Denkmäler 32 Siedlungen belegt, die sich über die ganze Dobrudscha verteilen. Durch zahlreiche keramische Funde und Münzen konnte ich feststellen, daß auch an der Stelle des deutschen Dorfes Atmatgea eine bedeutendere römische Ortschaft bestanden hat, die bis in die byzantinische Zeit bewohnt war.



*Bulgarischer Priester*

<sup>15</sup> Eine ausführliche Zusammenstellung der römischen Siedlungen gibt Jakob Weiß in seiner Schrift: *Die Dobrudscha im Altertum*. Sarajevo 1911. (Heft 12 der Veröffentl. zur Kunde der Balkanhalbinsel.)

<sup>16</sup> Hier haben die Franzosen Ausgrabungen vorgenommen: Vergl. Boissière, Gust. M. Rapport sur une mission archéolog. et épigrph. en Moldavie et en Valachie (Archives des missions scient. et litt. T. IV. Paris 1867, p. 181 ff.).

Auch in dem schmalen, von Kalksteinfelsen gebildeten Tale von Ester finden sich viele keramische Reste aus römischer Zeit. Dicht besät damit sind auch mehrere Äcker nördlich von Canara. Die große Zahl dieser Plätze weist darauf hin, daß nach den Dakerkriegen und im Laufe des 2. Jahrhunderts römische Kolonisten, entlassene Soldaten und Zivilisten verschiedener Herkunft, in nicht unbeträchtlicher Menge in die Dobrudscha gekommen sind. Eine ungestörte Entwicklung von längerer Dauer und ein nachhaltiger Einfluß auf die Bevölkerungsbildung des Landes ist jedoch auch diesen Ansiedlungen nicht beschieden gewesen.



*Bulgarenmädchen in Camena*

Neue Völker fluteten aus dem Osten und Norden an die Donau und brachen in die Dobrudscha ein. Unter Kaiser Mark Aurel (161—180) durchzogen die Kostoboken plündernd und verheerend das Land. Während des 3. Jahrhunderts war es fast ohne Unterbrechung von Kämpfen erfüllt. Als besonders hartnäckige, immer wiederkehrende Feinde erwiesen sich die Karpen. Ihre Einfälle, allein oder im Gefolge der Goten unternommen, wiederholen sich, bis sie, von Galerius entscheidend geschlagen, gegen Ende des 3. Jahrhunderts auf das rechte Donauufer gebracht und da angesiedelt wurden<sup>17</sup>. Schon vorher hatte Kaiser Aurelianus sich gezwungen gesehen, die Provinz Dacia aufzugeben, und der größte Teil der hier von Trajan ange-

siedelten Kolonistenbevölkerung wurde über die Donau zurückgeführt. Unter Kaiser Probus werden auch Bastarner auf ihr Südufer verpflanzt. Schwer trafen die Dobrudscha die Einfälle der Goten.

<sup>17</sup> Zeuß, K. Die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837, S. 699.



*Enisala.*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Gegen Ende des Jahrhunderts wird von ihnen die zum Munizipium entwickelte Stadt Tropaeum bei Adam Klissi zerstört. Im Jahr 334 erfolgte durch Kaiser Konstantin den Großen wiederum eine große Ansiedlung von Barbaren in den Landesteilen am rechten Donauufer. Angeblich sollen es 300 000 Sarmaten gewesen sein, und die Dobrudscha (Scythia) wird ausdrücklich unter den Siedlungsgebieten genannt.

Im Frühling 376 überschritten, wahrscheinlich bei Silistria, etwa 35—40 000 Westgoten die Donau nach Abschluß eines förmlichen Vertrags, demzufolge sie als Föderaten gegen die Verpflichtung der Waffenhilfe Land erhalten sollten<sup>18</sup>. Die Dobrudscha wurde neben Niedermösien ihr fester Sitz, in dem sie sich auch hielten, als 379 die Balkanländer durch Theodosius von ihren Horden gesäubert wurden. Erst Ende des Jahrhunderts erfolgte ihr Abzug nach Italien unter Alarich. Nach den Westgoten kamen die Hunnen. Ein Teil von ihnen setzt sich nach Attilas Tod in der Dobrudscha fest<sup>19</sup>. Mit den Hunnen zusammen hatten auch die germanischen Skiren die zugefrorene untere Donau überschritten.



*Bulgarisches Mädchen.*

Jetzt treten uns zuerst die Namen der Völkerschaften entgegen, die für die ethnische Gestaltung der südlichen Donauländer bis auf unsere Zeit ausschlaggebend geworden sind: Slawen und Bulgaren. Die großen Völkerströmungen hatten auch die Slawen in Bewegung gebracht. Aus ihren alten Sitzen in den Wald- und Sumpfgebieten des oberen und unteren Dnjepr hatten sie sich in großen Massen nach Altdakien und weiter nach Süden in die großen Ebenen des linken Donauufers vorgeschoben. Sie zeigen bei ihrem Eintritt in die Geschichte nirgends eine feste staatliche Organisation. In losen Verbänden streifen sie umher, fast immer in einem Abhängigkeitsverhältnis zu irgend einem kräftigen Volkstum. Es werden zwei Stammesnamen genannt: Slowenen, hauptsächlich im Gebiete der heutigen Walachei und Anten östlich von ihnen. Um welche Zeit sich Slawen zuerst südlich der Donau niedergelassen haben, darüber

<sup>18</sup> Schmidt, L. *Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung*. Berlin 1905, I. S. 221.

<sup>19</sup> Zeuß, K. *Die Deutschen und die Nachbarstämme*. München 1837, S. 709.

gehen die Meinungen der Forscher weit auseinander. Ein so gründlicher wie Robert Roesler<sup>20</sup> kam zu dem Ergebnis, daß wir nicht ermächtigt sind, Slawenansiedlungen im romanischen Reiche südlich der Donau vor 602 anzunehmen. Miklosich<sup>21</sup> setzt dagegen die Eroberung der östlichen Haemusländer durch die Slowenen schon zu Ende des 5. Jahrhunderts an. Und Jiricek<sup>22</sup> geht noch weiter zurück und nimmt an, daß sie als Colonen schon seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts auf der Halbinsel verbreitet sind, daß bereits unter den Hunderttausenden transdanubischer Kolonisten, die Kaiser Konstantin auf dem rechten Ufer ansiedelte, eine nicht unbedeutende Zahl Slawen gewesen sei.



*Getreidedreschen in einem bulgarischen Dorf.*

Er stützt sich unter anderen darauf, daß slawische Eigennamen unter den höchsten Würdenträgern des Reichs schon vom Anfang des 5. Jahrhunderts an vorkommen. Sogar die Kaiser Justinos I. und Justinianos sollen slawischer Abkunft gewesen sein. Es ist hier nicht der Raum, auf die Streitfrage näher einzugehen. Von selbständigen slawischen Einfällen in die Halbinsel hören wir erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts, vornehm-

<sup>20</sup> *Über den Zeitpunkt der slawischen Ansiedlung an der unteren Donau.* Sitzungsbericht der Kais. Akad. der Wiss. 73. Bd. Wien 1873.

<sup>21</sup> Miklosich, Franz. *Die slawischen Elemente im Rumänischen.* Denkschr. der Kais. Akad. der Wiss. XII. S. 4.

<sup>22</sup> Jiricek, Const. *Geschichte der Bulgaren.* Prag 1867. S. 72 ff.

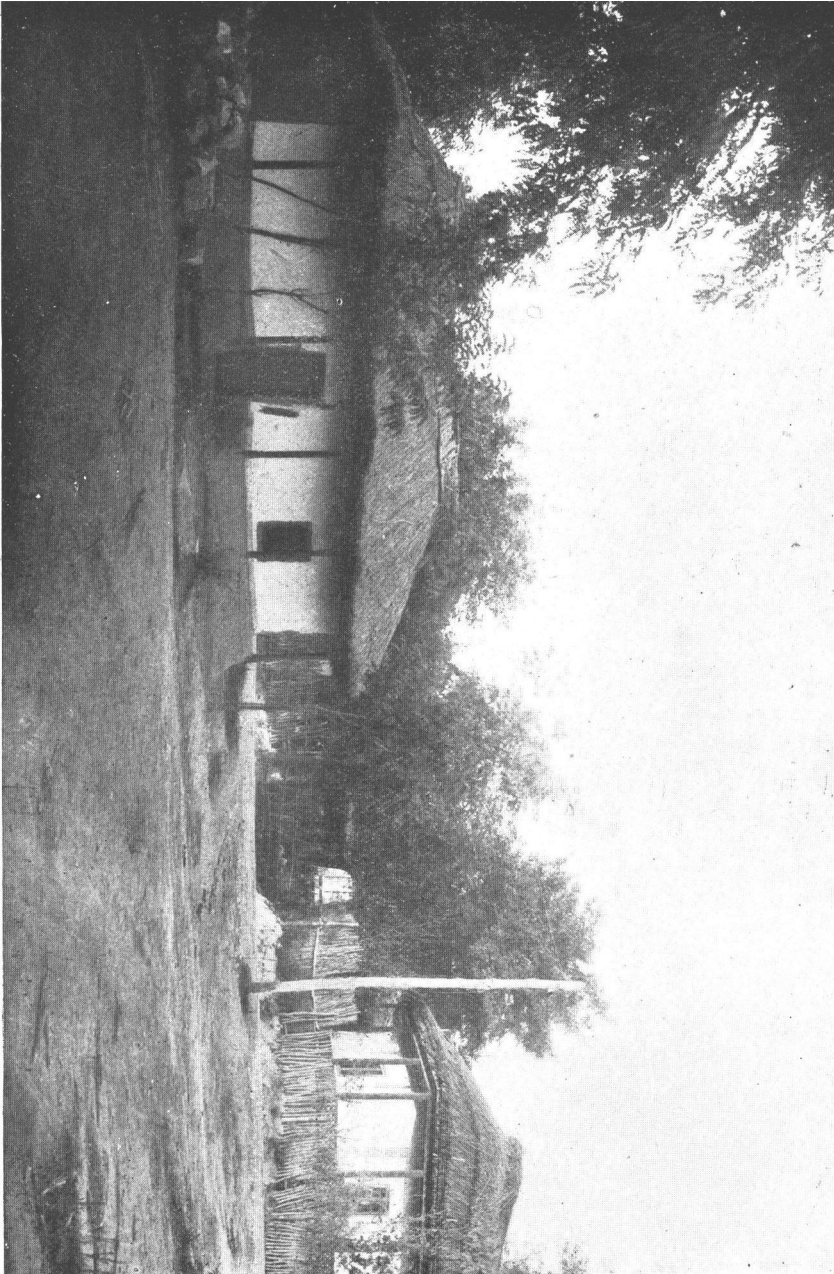
lich nach dem Abzug der Ostgoten nach Italien. Von dieser Zeit an nahmen ihre Raubzüge kein Ende. „Plündernd, mordend und brennend durchzieht das fluchwürdige Volk der Slawen“, wie ein zeitgenössischer Autor sich ausdrückt, das ganze 6. Jahrhundert hindurch wieder und wieder die Landschaften Thraziens, Moesiens und Mazedoniens. Sie dringen bis Durazzo, Saloniki und Konstantinopel vor, und 578 sollen angeblich 100 000 Slawen auch Hellas einen Besuch abgestattet haben. Aber es waren das immer nur Beutezüge, oft im Verein mit Hunnen unternommen, nach denen sie wieder über die Donau zurückgingen.

Gleichzeitig mit dem Beginn der slawischen Züge erschienen zum ersten Mal auch die Bulgaren an der Donau, ein finnisch-uralisches Volk, von den Slawen in Sprache und Eigenart durchaus verschieden. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts saßen sie als östliche Grenznachbarn der Slawen an der nordwestlichen Küste des Schwarzen Meeres. Als unbesiegbar geltend, wurden sie vom Kaiser Zenon 482 gegen die Goten zu Hilfe gerufen. Der große Gotenkönig Theoderich besiegte sie in zwei Schlachten. Aber sie überschritten nun häufiger die Donau, ebenfalls wie die Slawen, um zu plündern und Beute zu machen. Aus dem „Winkel“ (agl) wie altslawisch *onglis*, wie von den Griechen ihr Wohnsitz zwischen Dnjestr, Donau und Pontus genannt wurde, führte sie ihr Weg damals zum ersten Mal in die Dobrudscha.

Noch ein weiteres, den Bulgaren verwandtes Volk, die Awaren, erscheint im 6. Jahrhundert an der Donau. Sie hatten sich in Pannonien festgesetzt. Kaiser Liberius (565—573) gewinnt sie zu einem Zug gegen die Slawen der Walachei. Sie marschieren am rechten Donauufer

bis in die Dobrudscha und überschreiten sie von hier aus. Auch sie bedrohen in der Folgezeit ständig das schwache oströmische Reich. Slawen und Bulgaren leisten ihnen dabei Gefolgschaft. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts rafft sich wieder einmal ein Kaiser zu energischem Widerstand auf: Kaiser Maurikios (582 — 602). Sofort nach seinem Regierungsan-





*Typische rumänische Häuser in Cochirleni.*

tritt war der Avarenchan Bajan, dem der Kaiser eine Erhöhung des ihm zu zahlenden Tributs verweigert hatte, verwüstend in die Donauprovin-



zen eingefallen. Kurz darauf folgen ihm die Slawen, die eine Niederlage erleiden, nachdem sie schon bis zu den Mauern von Byzanz vorgedrungen waren. Im Jahre 587 erfolgt ein neuer Einbruch der Awaren, der besonders auch die Dobrudscha schwer getroffen hat. Der Khan erobert außer den Plätzen an ihrer Grenze, Dorostylon (Durostorum-Silistria) und Marcianopolis (Dewnja, westlich von Varna), ans ihrem eigenen Gebiete Zaldapa (östlich von Dobritsch) und Tropaeon. Nach wiederholten Einfällen der Slawen und Awaren entschloß sich der Kaiser, sie in ihren eigenen Wohnsitzen anzugreifen. Von 593—597, und nochmals 602 folgen sich Feldzüge, die über die Donau in die Walachei führten. In einem Friedensschluß mit dem Awarenschan im Jahr 600 wird die Donau wieder als Reichsgrenze bestätigt, aber der Kaiser behält sich ausdrücklich das Recht vor, sie zur Bekämpfung der jenseitigen Slawen überschreiten zu dürfen.



*Rumänisches Haus im Bau.*

Für die Geschichte der Dobrudscha geben diese Feldzüge einen interessanten Hinweis. Bei keinem von ihnen ist der Marsch zur Donau, wie es nahe gelegen hätte, auf dem Wege durch die nördliche Dobrudscha erfolgt. Der Übergang in die Walachei findet immer an südlicheren Punkten statt. Wohl mit Recht läßt sich daraus schließen, und auch Rös-

ler scheint diese Einschränkung seiner obenerwähnten Annahme gelten zu lassen, daß wenigstens der nördlichste Teil des Landes schon damals von den Slawen fest besiedelt und von den Römern aufgegeben war, so daß damals der Wall von der Donau nach Tomi die Grenze gegen die slawische Bevölkerung bildete.



*Rumänische Bauern in Cochirleni.*

In der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts vollzieht sich dann die endgültige, bis auf unsere Zeit entscheidende Bevölkerungsbildung in den südlichen Donanländern. Die Nachfolger des Kaisers Maurikios waren durch die Perserkämpfe vollauf im Osten des Reichs beschäftigt. Die europäischen Provinzen standen wehrlos dem Eindringen der slawischen Massen offen. Sie überschwemmten Mösien, Thrazien, Mazedonien und selbst Hellas und erfüllten ihre Fluren mit neuen Menschen, die die Reste der alten, durch die vorhergehenden ununterbrochenen Raubzüge und Kriege sehr zusammengesmolzenen lateinischen und thrazisch-illyrischen Bevölkerung verdrängten oder sich assimilierten. Es fehlt dabei auch nicht an weiteren kriegesischen Unternehmungen. 618 und 626 steht der Ava-

renchan wieder vor Konstantinopel, und in seinen Heeren werden auch Bulgaren und Slawen aufgeführt. Unter Kaiser Konstantinos III. im Jahr 657, hören wir noch einmal von einem Feldzug gegen Sklavinia. Aber dieses Sklavinia lag nicht mehr jenseits der Donau in der Walachei, sondern es war das neuerstandene in den mösischen Gebieten südlich des Stroms. Die Slawen werden besiegt und tributpflichtig gemacht, aber sie bleiben im Besitz des Landes. Es war eine Eroberung durch Kolonisten. Eine neue politische Organisation, ein slawisches Reich, ist dadurch nicht entstanden. Wir hören von „sieben Geschlechtern“, die offenbar unter eigenen Häuptlingen in losem Zusammenhang standen. Noch immer fehlt es den zahlreichen slawischen Scharen an staatsbildender Kraft und an heldenhaften Führern. Diese mußten ihnen erst von anderer Seite kommen.



*Alter rumänischer Bauer aus Doluchioi.*

Das geschah, als im Jahre 679 die im Norden der unteren Donau, im heutigen Beßarabien hausende Bulgarenhorde unter ihrem Fürsten Isperich, nach griechischer Benennung Asparuch, die Donau überschritten nicht bloß zu einem beutesuchenden Streifzug, sondern um das Land zu erobern und zu bleiben. Von den Slawen, auf die sie zunächst in der Do-



*Junge Rumänen aus Doluchioi.*

brudscha stießen, ist der Stammesname Severci oder Severane überliefert. Diese werden unterworfen und an den Balkanpaß von Beregava übersiedelt. Auch die „sieben Geschlechter“ in Mösien fügen sich ihrer Herrschaft, und die Bulgaren sind klug genug, die vorhandene slawische Bevölkerung nicht zu vernichten oder zu vertreiben, in Erkenntnis ihrer Notwendigkeit als Arbeitskräfte zur Ausnützung des Landes.

Der großen Slawenmasse gegenüber war die Zahl der bulgarischen Eroberer nur eine geringe. Aber dieser kleinen, kriegerischen Zahl von finisch-uralischem Stamm gelingt es unter dem kraftvollen, zielbewußten Fürsten, nicht bloß ihre Herrschaft über jene dauernd aufrecht zu erhalten, sondern sie auch zu einem mächtigen Reiche zusammenzufassen. Die Herrschaft des oströmischen Reiches hat damit in Mösien und Skythien ihr Ende erreicht, und die Bulgaren, oder der weiteren Entwicklung entsprechend, richtiger die Slawen, die ihre bulgarischen Herren in sich verschmolzen und deren Namen angenommen haben, bleiben, von Unterbrechungen abgesehen, Herren der südlichen Donauländer, bis sie nach 7 Jahrhunderten dem Ansturm der Osmanen unterliegen.

Die Dobrudscha war der Ausgangspunkt dieses Reiches. Hier und im Flußgebiet der Kamcija lag zunächst bis ins 10. Jahrhundert sein Schwergewicht. Groß-Preslav<sup>3</sup> war die Residenz, Varna und Drstr (Sili-stria) Hauptpunkte. „Alle Expeditionen der Byzantiner gegen die Bulgaren waren im 8. und 9. Jahrhundert gegen die Donaumündungen von

<sup>3</sup> Велики Преслав (Weliki Preslaw) ist eine Stadt in Ostbulgarien unweit von Schumen.



*Rumänische Frauen aus Toxof.*



*Rumänische Kinder aus Doluchioi.*

Varna gerichtet“. So unterliegt es keinem Zweifel, daß von all den zahlreichen Völkerschaften, die heute in größeren oder kleineren Splittern in der Dobrudscha vertreten sind, die Bulgaren das älteste historische Anrecht auf diesen Boden haben. Diese nicht zu bestreitende und auch von



*Junge Rumänin.*

niemand bestrittene Tatsache bedarf durchaus nicht der Begründung, daß diese Autochthonen im Lande seien. Eine solche Behauptung würde auch den geschichtlichen Tatsachen nicht entsprechen.

Nach dem, was uns bisher der geschichtliche Überblick gezeigt hat, ist auf dem Boden der Dobrudscha ein Bestehen und Fortleben eines Volkes durch längere Zeit hindurch überhaupt undenkbar. Soweit die Geschichte zurückreicht, herrschte hier, von einer kurzen Zeitspanne vielleicht abgesehen, ohne Unterbrechung Kampf und Bewegung. Nur der Wechsel von einbrechenden und sich wieder verdrängenden Völkerschaften heterogenster Art war ständig. Die Dobrudscha war das Einfallstor aller, die von Norden und Osten nach dem Süden strebten, und ein buntes Gemisch hauste in ihren Steppen neben- und nacheinander. Dazwischen lagen zeitweise nach ausrottenden Kriegen Perioden fast vollkommener Entvölkerung.

Politisch war diese nach dem weiten, die Völkerstraße bildenden Tiefland im Osten vorgeschobene Ecke niemals Kernland eines starken, Schutz gewährenden Staates, sondern immer nur Anhängsel, meist ein ziemlich vernachlässigtes, sei es nach Osten oder Norden sich anlehnend wie zur Zeit der Skythen und Geten, oder nach Süden und Westen wie unter der Römerherrschaft.

Und wie die Lage wirkte auch die natürliche Beschaffenheit des Landes dahin, daß die Dobrudscha zu allen Zeiten mehr Durchgangsland als Siedlungsland blieb, mehr Straße als Scholle. Sie ist zum größten Teil wasserarme und baumlose Steppe, ein Boden für herumziehende Horden, die Viehzucht treiben. Ackerbau in größerem Umfange, so daß er zur Bildung einer bodenständigen Bevölkerung hätte führen können, hat es im Altertum hier nicht gegeben, wie auch heute, oder wenigstens bis vor kurzer Zeit, noch nicht. Auch das hemmte das Entstehen von größeren Niederlassungen und Städtebildungen. Solche gab es nur



*Rumänenmädchen am Brunnen.*



an den Grenzen als Endpunkte von außen kommender Straßen, in geringerem Umfang an der Donau, in größerem an der Pontusküste. Im Inneren sind Städte und bedeutende Ansiedlungen von Dauer nicht entstanden.



*Rumänin mit Kindern.*

Immerhin könnte man annehmen, daß von den zahlreichen Völkern, die dereinst kürzere oder längere Zeit in der Dobrudscha hausten, einzelne zurückgebliebene Teile in ihr eine kontinuierliche Fortexistenz gefunden und so eine ethnische Verbindung bis zu einem späteren Volke geschaffen hätten. Auch dieser Annahme widerspricht die natürliche Beschaffenheit des Landes. Der Völkerwechsel war hier kein friedlicher, sondern ein feindlicher. Eine längere Erhaltung abgesprengter oder freiwillig zurückbleibender Bruchteile wäre nur denkbar gewesen in schützenden Schlupfwinkeln. Solche bietet aber die Dobrudscha nicht. Was möglich war für ladinische oder germanische Rückstände in den Alpen, für die Basken in den Pyrenäen, für die illyrischen Albanesen in ihrem Berglande, oder auch im übrigen Bulgarien, im Hämusgebirge<sup>4</sup> und in der Rhodope, dafür fehlten in der Dobrudscha die Vorbedingun-

Die römischen während des verhältnismäßig ruhigen 2. Jahrhunderts verdankten, wie wir sahen, ihr Dasein im wesentlichen den militärischen Stützpunkten. So ist die Dobrudscha von Natur kein Land, daß fesselt, und sie ist einst wie jetzt immer nur dünn bevölkert gewesen. Dadurch war es auch möglich, daß sie im Altertum und ebenso, wie noch gezeigt werden soll, im Mittelalter und noch im vorigen Jahrhundert, so häufig zu Zwangskolonisationen benutzt werden konnte, wie es in diesem Maße nirgends sonst in Europa geschehen ist.

<sup>4</sup> In der Antike wurde das Balkangebirge Hemus (bulg. Xemye) genannt. Bulgarisch und serbisch *Stara Planina*.



gen. Sie ist ein ebenes Land, und in der hier in Betracht kommenden Hinsicht kann selbst der kleine, gebirgige Teil im Norden, der mäßige bewaldete Höhen aufweist, nicht als Bergland gelten. Auch er ist nicht geeignet, kleineren Volksteilen eine Zufluchtsstätte zu bieten, wo sie in abgelegenen, unzulänglichen Nestern innerhalb einer Flut von Völkern ein verstecktes Dasein hätten fortführen können. In der Dobrudscha hat es keinen Platz gegeben, der in alter Zeit hinsichtlich seiner Bewohner nicht dem Wechsel unterworfen gewesen wäre. Dem widerspricht auch nicht, wenn uns überliefert ist, daß bei Tomi noch im 9. Jahrhundert die Messe in gotischer Sprache gelesen wurde. Hier mag die von den Römern am stärksten befestigte Stadt einer kleinen Gotenschar längere Zeit hindurch noch Schutz gewährt haben. Wie rasch in früherer Epoche auch hier die Bevölkerungsveränderung vor sich gegangen ist, läßt sich daraus ermessen, daß schon im Tomi Ovids das Griechentum der milesischen Gründer fast vollständig verschwunden war. Von allen den Völkerschaften, die wir in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung antreffen, von iranischen Skythen und Sarmaten, griechischen Kolonisten, thrasischen Geten und germanischen Bastarnern sowie von den römischen Soldatensiedlern verschiedener Abstammung, die sich im Laufe des 2. Jahrhunderts einfanden und anfangen, feste Siedlungen zu bilden, dürfte bei der Einwanderung der Slawen kaum noch etwas übrig gewesen sein, und kein Band führt von ihnen zu den Bulgaren. Diese können somit als Ureinwohner der Dobrudscha nicht angesehen werden. Dagegen war die Dobrudscha von Asparuch an stets ein Bestandteil der verschiedenen bulgarischen Reiche, und sie wurde auch immer zu Donau-Bulgarien gerechnet, als dieses unter der türkischen Herrschaft längst kein politischer, sondern nur mehr ein ethnischer und geographischer Begriff war.



*Rumäne.*



*Kriegsgefangene Rumänen.*

Es ist hier nicht die Stelle, die Geschichte des von Asparuch gegründeten Bulgarenreiches im einzelnen zu verfolgen. Es entwickelte sich bald zu großer Macht und zeitweise zu glanzvoller Blüte. Seine Grenzen erstreckten sich bis nahe an Byzanz, nach Thessalien hinein und bis zur Adria. Eine ununterbrochene Folge greuelvoller Kriege und auch blutiger innerer Wirren füllt die Jahrhunderte von seinem Aufstieg bis zu seinem Untergang. Im Jahre 971 fand das östliche Bulgarenreich sein Ende.

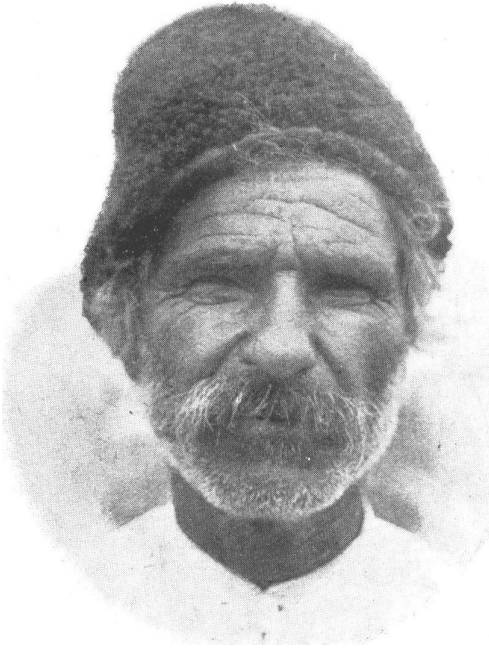
1018 erlitt auch das westliche, das sich 963 unter der Dynastie der Schischmaniden losgerissen hatte, das gleiche Schicksal durch Johannes Tzimiskes, einem Armenier auf dem Throne von Byzanz, dem die abschließende Niederwerfung des alten Reichsfeindes den Beinamen Bulgaroktonos (Bulgarentöter) einbrachte.

In diesem ersten Bulgarenreich treten uns besonders zwei große kraftvolle Herrschergestalten, Zar Krum (802-815), der auch einen großen Teil Ostungarns eroberte, und Zar Symeon (893 bis 927) entgegen. 1186 entsteht ein neues Bulgarenreich, gegründet von den Brüdern Peter und Asen. Unter dem Zaren Io-  
van Asen II, dem Großen, erreicht es seine höchste Blüte. Residenz



*Junge Rumänin.*

des Reiches ist jetzt Tirnovo. Eine letzte Dynastie begründete 1223 Michael Schischman. Kurz ehe im Jahre 1394 die Osmanen der bulgarischen Selbständigkeit für fast 500 Jahre ein Ende bereiteten, war das Reich in drei Teile aufgelöst. Der westliche hatte Widdin als Hauptstadt. Im Osten hatte auf dem Gebiete der Dobrudscha der Boljar Dobrotic sich unabhängig gemacht und einen eigenen Staat mit Varna als Residenz geschaffen. Unter den verschiedenen Erklärungen des Namens Dobrudscha dürfte die am wahrscheinlichsten zutreffen, die ihn auf diesen Fürsten zurückführt. Um diese Zeit des Unterganges führte ein abenteuerliches Schicksal einen braven Münchner durch Bulgarien. Er nennt in seinem Reisebuch nicht Varna, sondern Kaliakra als Hauptstadt des östlichen Bulgariens.



*Rumänischer Bauer.*

Er schreibt: „*Das tritt Pulgrey ligt, do die Thonau in das mer fleußt und die Hauptstadt heißt Kallakrea*“<sup>23</sup>. Aus der stürmischen Geschichte dieser Bulgarenreiche seien nur wenige Daten herausgehoben, die für die Geschichte der Dobrudscha oder zum Verständnis der ethnographischen Verhältnisse wichtiger sind. Die erste interessante Frage ist: Wie entwickeln sich die Beziehungen der an Zahl viel geringeren bulgarischen Eroberer, die mit Asparuch ins Land kamen, zu der Masse ihrer slawischen Untertanen?



*Rumänische Jugend.*

<sup>23</sup> Hans Schiltbergers Reisebuch. Her. v. Dr. Val. Langmantel. Stuttgart 1885. [Original](#)



*Alter Glockenturm in Babadag.*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Im ersten und wohl bis weit ins zweite folgende Jahrhundert hinein scheint die Trennung zwischen beiden streng aufrechterhalten zu sein. Die Byzantiner unterschieden im 8. Jahrhundert scharf zwischen Slawen und Bulgaren. Im Jahr 866 schickte gar Boris, der kurz vorher zum Christentum übergetreten war, Abgesandte an den Papst Nikolaus I. mit 106 Fragen, die in verschiedenster Hinsicht Auskunft verlangten, wie sich die Bulgaren künftig als Christen verhalten sollten.



*Junge Rumänin.*

Diese Fragen<sup>24</sup> gewähren einen

mannigfachen Einblick in die häuslichen Sitten, staatlichen Einrichtungen, Rechtsprechung und Anschauungen der Bulgaren. Sie lassen auch



*Türkisches Haus in Konstanza.*

erkennen, daß diese noch durchaus eine Sonderstellung einnehmen. Eine Frage lautet, ob man zwei Weiber haben dürfe, andere beziehen sich auf die Strafen für entlaufene oder den Herrn verleumdende Sklaven. Es herrschte also Vielweiberei und Sklaverei. Die bulgarischen Männer und Frauen trugen weite Hosen. Auch danach fragen sie, ob das in Zukunft noch gestattet sei. Die Aufnahme des Christentums dürfte für die nun folgende rasche Verschmelzung der herrschenden Schicht mit der unterworfenen entscheidend gewesen sein. Die

beiden Apostel, die bei den Bulgaren erschienen, Cyrill und Methodios,

<sup>24</sup> Mit den erteilten Antworten in den *Acta conciliorum V* veröffentlicht.

waren in Saloniki geboren, aber slawischer Abkunft. Sie predigten in slawischer Sprache und brachten den Bulgaren die slawische Schriftsprache. Slawische Liturgie und slawische Kirchenbücher wurden eingeführt. Der Verschmelzungsprozeß vollzieht sich nunmehr mit überraschender Schnelligkeit und Vollständigkeit. Etwa 2½ Jahrhunderte nach der Einwanderung dürfte er bereits abgeschlossen gewesen sein. Es gibt dann nur noch ein Volk, das von der Masse die Sprache, von den Eroberern den Namen behalten hat. Wir sehen hier den gleichen Vorgang, der sich auch in Rußland ereignete. Dort waren es die Waräger, eine germanische Kriegerschar aus dem skandinavischen Norden, die als Herren zu den slawischen Horden Rußlands kamen, ihnen eine staatliche Ordnung gaben und dann darin aufgingen.



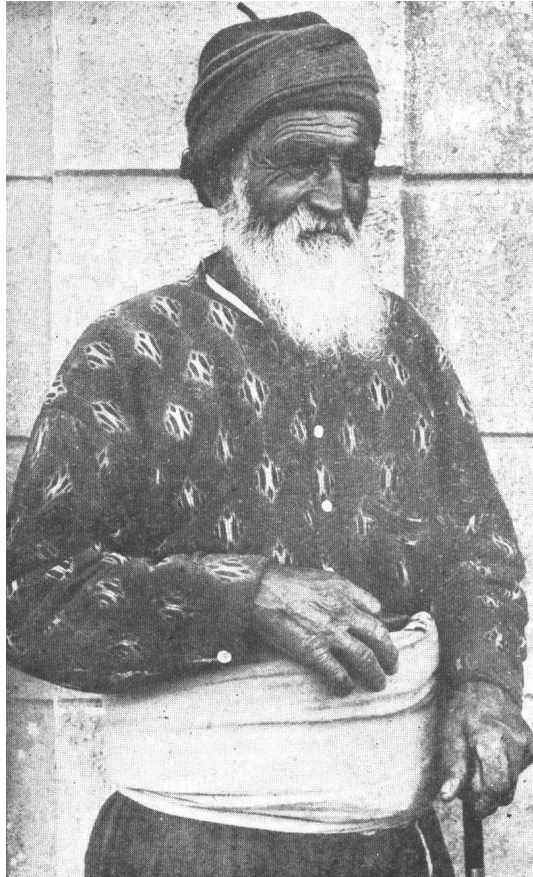
*Alte türkische Moschee mit Friedhof in Mangalia.*

Der rasche Verlauf der Verschmelzung nach längerer, strenger Absonderung erklärt es auch, daß die altbulgarische Sprache im bulgarischen Slawisch so wenig Spuren hinterlassen hat. Denn was dieses in Wortschatz und Grammatik von den übrigen slawischen Sprachen Abweichendes besitzt, hat es zum Teil gemein mit dem Albanesischen und Rumänischen. Es entstand durch den Einfluß der älteren thrazisch-illyrischen Bevölkerung, die in den Balkanländern in den bulgarischen Slawen aufgegangen ist. Größere Sprachdenkmäler sind vom Altbulgarischen nicht erhalten. Überlieferungen, die von den Wolga-Bulgaren stammen, weisen darauf hin, daß die Sprache der Tschuwaschen eine Neubildung der bulgarischen ist. Alte Autoren stellten die Bulgaren in eine Reihe mit Avaren, Chasaren und Magyaren. Gleiche Züge im



Volksglauben sollen nach Strauß<sup>25</sup> auch die heutigen Bulgaren noch mit den Magyaren gemeinsam haben.

Wie weit körperliche und geistige Anlagen von den bulgarischen Eroberern auf das Volk übergegangen sind, das heute ihren Namen trägt, darüber läßt sich mit Sicherheit kaum etwas sagen. Zweifellos unterscheiden sich die Bulgaren sowohl in ihrem physischen Habitus wie in Charakteranlage und geistiger Erscheinung wesentlich von allen übrigen slawischen Stämmen. In körperlicher Beziehung kann von einer Einheitlichkeit nicht die Rede sein. Da gibt es Formen von größter Verschiedenartigkeit. In erster Linie hat man auch hier wie bei der Sprache wieder an die nicht unbeträchtlichen



*Türke in Cernavoda.*

thrazisch-illyrischen Volksteile zu denken, die sich in den Gebirgen des Balkans erhalten konnten. Aber sie sind, von Hunnen und Goten ganz abgesehen, ja nicht die einzigen nichtslawischen Ahnen neben den Altbulgaren, und selbst bei ganz heterogenen Eigentümlichkeiten, die man in Bulgarien häufig findet, wie platte, kleine Nasen, stark hervortretende Backenknochen, sehr kleine, tiefliegende und selbst geschlitzte Augen, ist man nicht bloß auf die finnisch-uralischen Eroberer angewiesen. Wie wir noch sehen werden, kamen nach ihnen noch Petschenegen, Tataren, Rumänen und andere ins Land, zum Teil, wie die Kumanen, in großen Scharen und in enger Verbindung mit dem bulgarischen Volke. Vor allem aber waren die bulgarischen Slawen ein halbes Jahrtausend hin-

<sup>25</sup> Strauß, Adolf, *Die Bulgaren*, Leipzig 1898.



*Türkische Bauern.*



*Kurden als türkische Soldaten.*

durch Rajah unter den Türken. An die Kreuzung mit dem finno-uralischen Blut wurde Kanitz<sup>26</sup> besonders bei den Bewohnern der Umgebung von Novoselo auf der Nordseite der Balkankette erinnert.

<sup>26</sup> Donau-Bulgarien, II. 220.



*Türkische Frauen und Mädchen in Babadag.*



*Türkische Frauen in Babadag.*



*Junge Türkin.*

Eine größere Einheitlichkeit hat sich im Charakter der Bulgaren entwickelt. Nach ihm zu urteilen, muß das slawische Blut in höchstem Maße verdünnt und mit anderem verschnitten sein. Der Bulgare hat nichts von der „breiten Natur“ des Russen, die leben will und leben läßt, nichts von der weichen, nachdenklichen Art des Kleinrussen, von dem poetischen Schwung und der leichten, genuß- und lebensfrohen Anlage aller Slawen. Er hat nichts Feminines. Die Grundlage seines Wesens ist ernst, verstandesmäßig, nüchtern. So ist er zäh in seinen Plänen, beharrlich in seiner Arbeit. Genügsam und sehr sparsam, berechnet er

immer genau seinen Vorteil und ist leicht zu Mißtrauen geneigt. Zur Erklärung dieses Gegensatzes zu den übrigen Slawen reicht auch die verschiedene geschichtliche Entwicklung nicht weit. Denn auch vom Serben, der eine ähnliche hatte, unterscheidet er sich wesentlich. Der durch Kämpfe und Leiden erzeugten reichen epischen Heldendichtung des Serben hat der Bulgare nichts Gleiches zur Seite zu stellen. Unrecht geschieht ihm, wenn man ihm, wie einige versucht haben, den gastfreundlichen Sinn der Slawen absprechen will. Diese große slawische Tugend hat auch der Bulgare bewahrt, wenn er sie auch bei seiner verschlossenen Natur vielleicht weniger laut in Worten zum Ausdruck bringt. Der ernste Grundzug des bulgarischen Wesens offenbart sich auch in der großen Sittenreinheit des Volkes.

Die Dobrudscha blieb auch nach dem Entstehen des bulgarischen Reiches weiter die Hauptpfote für fremde Eindringlinge. 859 brachen unter dem Zaren Simeon, und später noch wiederholt unter seinem Nachfolger Peter, die Magyaren aus Beßarabien ein und durchzogen alles verwüstend das Land. Als Verbündeter des Kaisers Nikephoras Phokas erschien 967 der Waräger Svjatoslav, Großfürst von Kiew, mit

10 000 Russen und eroberte Silistria. Zwei Jahre später erneuert er seinen Zug. Er residiert in Preslav und ist eine Zeitlang Herr in der Dobrudscha. Als wichtig für die Blutmischung im bulgarischen Volke sind besonders zwei türkische Völker, die Petschenegen und Kumanen,



*Türkisches Mädchen.*

*Türkenjunge.*

zu erachten. Die Petschenegen wohnten im 10. Jahrhundert in den Ländern auf der linken Seite der unteren Donau. Als hier die Kumanen auf sie drückten, suchten sie auf dem rechten Ufer Fuß zu fassen. Ihre Einfälle und ihre Kämpfe mit den Byzantinern ziehen sich durch ein halbes Jahrhundert hin. Einer ihrer Häuptlinge ließ sich kurz vor 1048 mit 20 000 Petschenegen taufen und erhielt Wohnsitze an der Donau, wahrscheinlich in der Dobrudscha<sup>27</sup>.

<sup>27</sup> Jiricek, *Über die Überreste der Petschenegen und Kumanen*. Sitzungsber. der Böhmisches Ges. der Wissenschaften. Prag 1890.



*Türkische Wasserträgerin.*

Hier war auch eins ihrer späteren Lager bei einem Aufstand. Nach ihrer endgültigen Niederwerfung (1091) wurden sie hauptsächlich in Mazedonien, aber auch in anderen Gegenden angesiedelt. In der Dobrudscha erinnert an eine Petschenegenniederlassung noch heute der Name des an der Donau zwischen Ostrow und Macin gelegenen Dorfes Pecineaga.



*Türkischer Stellmacher in Cail Dere.*

Von noch tiefergehender Bedeutung wurde das Eindringen der Kumanen, eines Volkes, das sich bald nach seinem Erscheinen im ganzen Abendlande den Ruf des unreinsten und zugleich des wildesten und ruchlosesten aller Völker erworben hatte<sup>28</sup>, dem Blut zu vergießen, Ge-

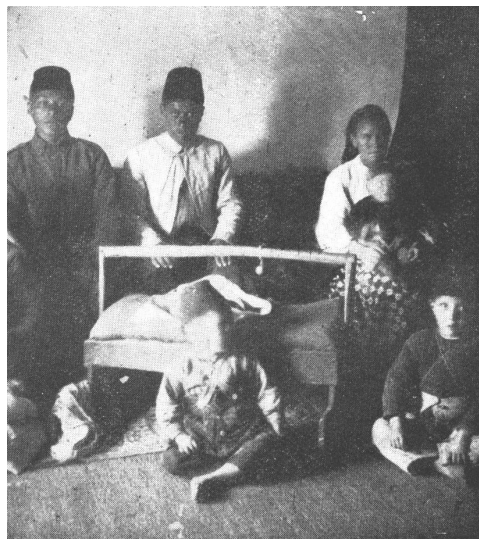
<sup>28</sup> Arnold v. Lübeck: *illud perditissimum hominum genus*; Heinrich der Lette: *gens immundissima*.



*Rauchende alte Türkin am Kamin.*

setz der Väter war, und das Aas und alles Unreine, Hamster und Ziesel-  
mäuse aß und Blut trank.

Nach arabischen Schriftstellern waren die Rumänen ein türkisches Nomadenvolk, das zuerst meist mit dem Namen Uzen, Usen oder Güssen bezeichnet wird<sup>29</sup>. Nach Anna Comnena hatten sie die gleiche Sprache wie die Petschenegen. Sie hatten sich deren Sitze in den Landschaften nördlich der Donau, in der südrussischen Steppe bis zur Krim bemächtigt, bis sie selbst wieder durch die von Osten drängende Mongolenflut vertrieben wurden und zum Teil über die Donau in die



*Türkische Wiege.*

bulgarischen und byzantinischen Länder zogen. Durch 3 Jahrhunderte hindurch haben sie hier, zuerst durch ihre Einfälle, dann als ständige,

<sup>29</sup> Zeuß, S. 743.





*Tatarisches Gehöft.*



*Tatarengehöft mit Maiskorb in Ciucurova.*

kriegstüchtige Bundesgenossen der Bulgaren und zuletzt als Ansiedler eine wichtige Rolle gespielt. Es haben sich vom Ausgange des 12. Jahrhunderts an zwischen ihnen und den Bulgaren so enge gegenseitige Beziehungen entwickelt, wie sie in ähnlicher Weise trotz der slawischen





*Tatarenfamilie in Cogea Lac*

Sprachgemeinschaft und des gemeinsamen byzantinischen Feindes niemals zwischen Bulgaren und Serben entstanden sind. Nach wiederholten

Einfällen und Raubzügen in die südlichen Donauländer kämpften sie 1186 mit den Brüdern Peter und Asen gegen die Byzantiner, und ihre Hilfe trug nicht wenig zur Wiederherstellung des Bulgarenreiches bei.



Nogai-Tatar.



Tatar.

Sie sind 1205 Bundesgenossen des Zaren Kalojan bei Adrianopel und Saloniki. Kalojan selbst hatte eine Rumänin zur Frau. Schließlich sehen wir sogar einen Kumanen, Georg Terterij (1280—1292) den Thron besteigen. Seine Dynastie hält sich bis 1323. Heiraten zwischen vornehmen bulgarischen und kumanischen Familien scheinen nicht selten zu sein. Auch Zar Michael war halbkumanischer Herkunft. Nach einem Einfall von 60 000 Kumanen im Jahre 1064 wurden die Gefangenen in Mazedonien angesiedelt, ebenso gegen 10 000 Rumänen unter Kaiser Johannes III. Dukas Valatzes (1222—1254) in Thrazien. Eine stärkere Einwanderung erfolgte nach ihrer Unterjochung durch die Mongolen im Jahre 1233. Damals wandte sich ein Teil von ihnen nach Ungarn, ein anderer ging über die Donau und ließ sich hauptsächlich in den Küstenlandschaften und in der Gegend der Donaumündungen nieder, die ihren alten Wohnsitzen in der Moldau, in Beßarabien und in der pontischen

Steppe am nächsten gelegen war<sup>30</sup>.

Diese Kumaneneinwanderung hat sich also in erster Linie auf die Dobrudscha erstreckt. Hier scheinen sie auch die herrschende Rasse bis zur türkischen Eroberung geblieben zu sein. 1346 ist ein Kumanenfürst Balikas Herr von Baltschik. Ein Bruder von ihm ist der oben erwähnte Dobrotic, der am Schwarzen Meer ein selbständiges ostbulgarisches Reich gegründet und wahrscheinlich der Dobrudscha den Namen gegeben hat. Dieser Fürst scheint von einem nicht gewöhnlichen Tattendrang erfüllt gewesen zu sein. Er ließ sich in einen Streit mit den Genuesen ein, die damals hauptsächlich den Handel im Schwarzen Meere beherrschten, und setzte alle auf seinem Gebiet befindlichen Genuesen gefangen. Erst mit seinem Sohne Ivanko schlossen die Genuesen 1387 wieder Frieden und einen Handelsvertrag<sup>31</sup>.



*Alter Tatar.*

Die Kumanen haben überall, wo sie sich nach ihrer Unterwerfung und Teilung niedergelassen haben, eine außergewöhnliche Rassenzähigkeit bewiesen. In Ungarn ist ihre Sprache erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgestorben. Man kann daher bei den Übereinstimmungen in Sitte und Volksglauben, die sich, wie oben erwähnt, bei Bulgaren und Magyaren finden, wohl auch an den gemeinsamen kumanischen Einschlag denken. Für die Dobrudscha kann man vielleicht behaupten, daß Nachkommen der Kumanen die einzigen unter ihren heutigen Bewohnern sind, die sich seit dem Mittelalter durch die bewegten türkischen Jahrhunderte hindurch hier erhalten haben und sich so einer ununterbrochenen Bodenständigkeit rühmen können. Wir werden darauf bei Besprechung der gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse zurückkommen.

<sup>30</sup> Jiricek, Überreste. S. 41.

<sup>31</sup> Heyd, Wilh. *Gesch. des Levantehandels im Mittelalter*, Stuttgart. 1879. S. 582.

Daß man zur Erklärung der großen Menge von Grabhügeln in der Dobrudscha auch an die Kumanen zu denken hat, darauf habe ich an anderer Stelle schon hingewiesen.



*Der Bürgermeister von Cara Omer (Tatare).*

Unter den Mitkämpfern der Brüder Peter und Asen zur Abschüttelung des byzantinischen Joches werden auch Walachen aufgeführt. Manche Forscher behaupten sogar, daß die beiden Brüder selbst Walachen gewesen seien. Solche werden auch später noch wiederholt als Verbündete der Bulgaren genannt. Aber auch aus der unerschöpflichen Völkerquelle im fernen Osten hatte sich ein neuer Strom ergossen, der über die Donau herüberflutete, das mongolische Nomadenvolk der Tataren. Ihre wilden, alles vernichtenden Einfälle unter Khan Nogai im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts waren die schrecklichsten Heimsuchungen, die die bulgarischen Landschaften jemals erlitten haben.



*Tataren*



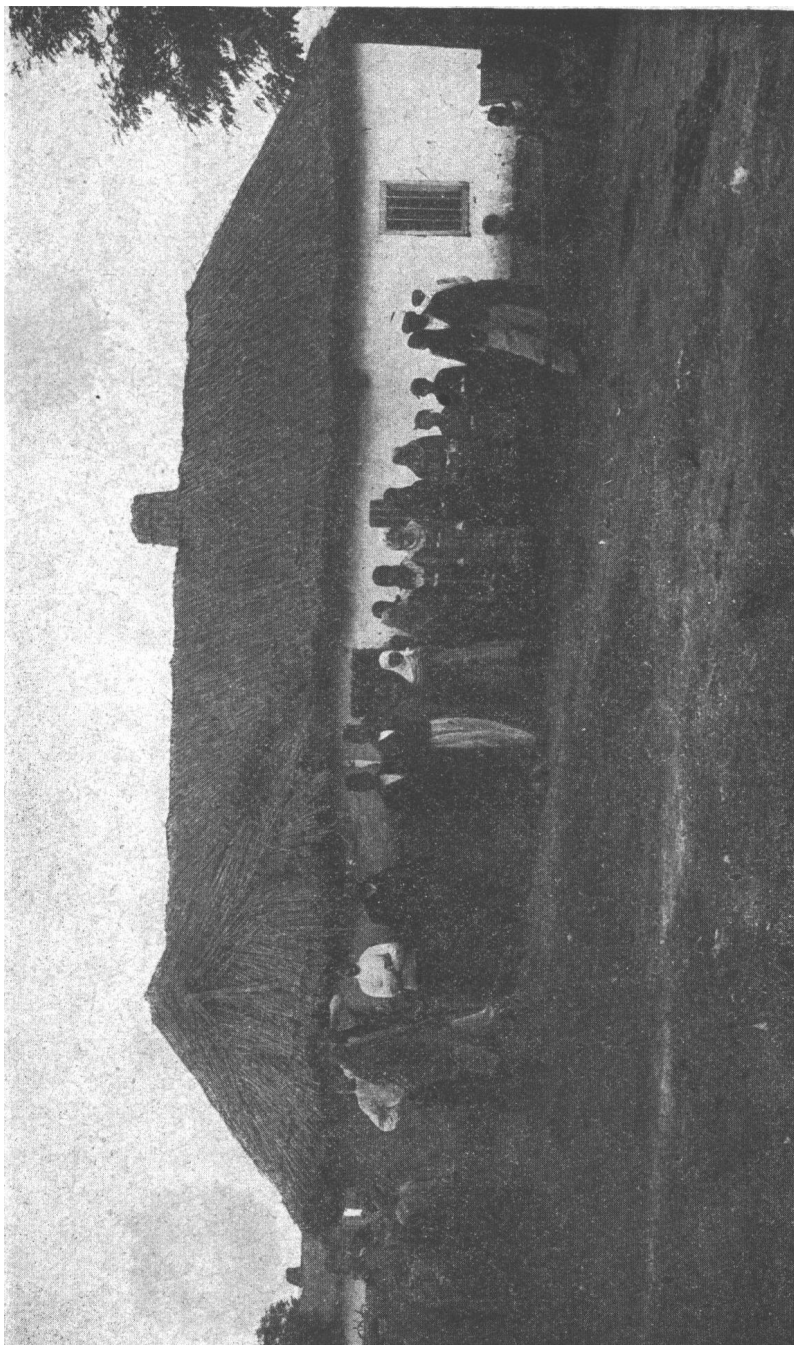
*Tatarenfrauen in Cara Omer.*



*Tatarenjungen in Cara Omer.*



*Tatarenmädchen an einem Festtag.*



*Tatarengehöft in Cogea.*

---



Die Dobrudscha hat in diesem Jahrhundert noch besondere Gäste neuer Art erhalten. Im Jahr 1263 siedelte sich unter Saltukdede eine Kolonie von 10—12 000 Turkmanen auf der westlichen Küste des Schwarzen Meeres an, die, wie Hammer schreibt, noch heute die dobruzische Tatarey heißt<sup>32</sup>. Die Ansiedlung hat allerdings nicht lange Bestand gehabt. Bald darauf setzte Berkechan, der Beherrscher des Tatarenreichs von Kiptschak, über die gefrorene Donau, durchstriefte das Land und führte die ganze dobruzische Kolonie mit nach der Krim.

Dieser Einwanderung kommt jedoch eine gewisse historische Bedeutung zu: Die seldschukischen Turkmanen waren die ersten Türken, die nach Europa übergetreten sind. Und es ist auch nicht uninteressant, daß sich die Erinnerung daran in der osmanischen Welt sehr lange erhalten hat, wie eine Begebenheit bezeugt, die aus viel späterer Zeit berichtet wird, und die zugleich zeigt, daß der Anführer der Kolonie in der Dobrudscha gestorben und



*Tatarenmädchen*

beerdigt ist. Als im Jahr 1538 Sultan Suleiman der Große auf seinem Zug gegen die Moldau die Dobrudscha durchquerte, besuchte er in Babadag die Grabstätte Saltukdedes, des alten Turkmanen, der noch zur Zeit der seldschukischen Sultane sich mit einer türkischen Kolonie in der dobruzischen Tatarey angesiedelt hatte<sup>33</sup>.

<sup>32</sup> Hammer-Purgstall, Jos. v. *Geschichte des Osmanischen Reiches*. Z. A. Pesth 1840. Bd. I, S. 117.

<sup>33</sup> Rumili und Bosna, geograph. beschrieben von Mustafa Ben Abdalla Hadschi Chalfa, Wien 1812. S. 27 ff. — Hammer, II. 120.



*Tatarische Mädchen bei einer Festlichkeit.*



*Tatarenfrauen*

Kurz vor der Vernichtung der bulgarischen Staaten hat die Dobrudscha noch mongolische Ansiedler erhalten. Nach der Niederwerfung des Tatarenreiches in der Krim durch den großen Khan Timur (Tamerlan) fand im Jahr 1391 eine Auswanderung der Tataren von Kiptschak nach Beßarabien und in die Dobrudscha statt<sup>34</sup>. In dem obenerwähnten Vertrag des Fürsten Ivanko mit den Genuesen werden unter seinen Untertanen in der Dobrudscha auch Graeci genannt.

1354 besetzten die Osmanen Gallipoli: der Anfang ihrer europäischen Herrschaft. 1393 erstürmten sie Tirnovo: das Ende der bulgarischen Selbständigkeit.

Wie schon gesagt, hatte sich damals der östliche Teil des Reiches unter Dobrotic losgelöst. Ein heftiger Streit ist nun zwischen den rumänischen

<sup>34</sup> Hammer nach Hadschi Chalfas' chronologischen Tafeln.

und bulgarischen Historikern darüber entbrannt, ob des Dobrotic Sohn Ivanko der letzte Herr der Dobrudscha war oder der Fürst der Walachei, der Woiwode Mircea. Mit anderen Worten, ob die Osmanen sie als bulgarisches oder rumänisches Land übernommen haben. Die Rumänen behaupten, daß die Dobrudscha schon 1372 oder 1386 von den Walachenfürsten erobert worden sei. Das scheint in der Tat ziemlich aus der Luft gegriffen zu sein. Denn der Vertrag des Ivanko mit den Genuesen ist eine authentische Urkunde und datiert aus dem Jahr 1387. Nicht unmöglich könnte jedoch eine andere Darstellung sein, derzufolge Mircea den Bulgaren, während sie in schwerem Kampfe mit den Türken lagen, in den Rücken fiel, Silistria und die Dobrudscha einnahm und so tatsächlich eine kurze Zeit Herr des Landes wurde. In der Hauptsache scheint jedoch die Behauptung der Rumänen sich nur darauf zu stützen, daß Mircea unter seinen Titeln sich auch *terrarum Dobrodicii despotus et Tristri dominus* genannt hat, was kaum viel besagen und beweisen will. Die Sache erscheint uns an sich ziemlich gleichgültig, aber der Streit wird von beiden Seiten mit Leidenschaft und Injurien geführt, gerade als ob auch davon heilige, entscheidende Rechte und Besitztitel abhingen.

1396 machte der Ungarkönig Sigismund an der Spitze eines Heeres, in dem die Ritterschaft des ganzen Abendlandes vertreten war, nochmals eine große Anstrengung, um den Osmanensturm zurückzudrängen. Die Schlacht bei Nikopolis an der Donau entschied gegen ihn, und die Dobrudscha wie ganz Bulgarien war endgültig der türkischen Herrschaft verfallen.

Über die Geschichte und die Bewohner der Dobrudscha während der folgenden vier Jahrhunderte ist wenig zu ermitteln. Von kriegerischen Ereignissen blieb sie auch in dieser Zeit nicht verschont. Der unglückliche Zug des Ungarkönigs Wlatislav IV. und Johann Hunyadys im Jahr 1444, der mit der vernichtenden Niederlage bei Varna endete, führte durch ihren Süden. Baltchik wurde im Sturm genommen, wobei 5000 Türken umkamen. Ebenso berührten die türkischen Feldzüge gegen die Moldau meist auch die Dobrudscha. 1484 überschritt Sultan Bajesid bei Jsaccea die Donau. Der Durchzug Suleimans des Großen wurde schon erwähnt. Die Bege-



Tatar.

benheiten im einzelnen zu verfolgen, hat geringeres Interesse als die wenigen Nachrichten, die etwas von der Bevölkerung jener Zeit sagen. Es ist sicher, daß die neuen Herren schon bald nach der Eroberung einer Besiedelung der Dobrudscha ihre Aufmerksamkeit widmeten. Der Sieger, Sultan Bajesid I., brachte Tataren in die Umgebung von Babadag und erließ ihnen zu ihrem leichteren Fortkommen die Steuern<sup>35</sup>. Auch Türken kamen bald ins Land. Bajesids Nachfolger, Sultan Mohamed I., kolonisierte mit Tataren und Turkomanen aus Kleinasien. Im Jahr 1595 hat ein Ragusaner, Paul Giorgi, Bulgarien und die Dobrudscha beschrieben. Er gibt an, daß an der Küste Christen wohnten, im Innern aber Türken. Ein Bericht des Bischofs Philipp Stanilavov aus dem Jahr 1659 zählt in Babadag 1700 türkische Häuser neben nur 300 bulgarischen, griechischen und rumänischen<sup>36</sup>, 1689 erfahren wir durch eine Reise des Patriarchen von Antiochia, Makarius, daß es in Macin 420 christliche Bulgarenhäuser gab.



*Alte Tatarin in Mangalia.*

Babadag, Macin finden, weisen auf dichte osmanische Bewohnerschaft hin. Dazu sind tatarische Einwanderer aus der Krim gekommen, und ei-

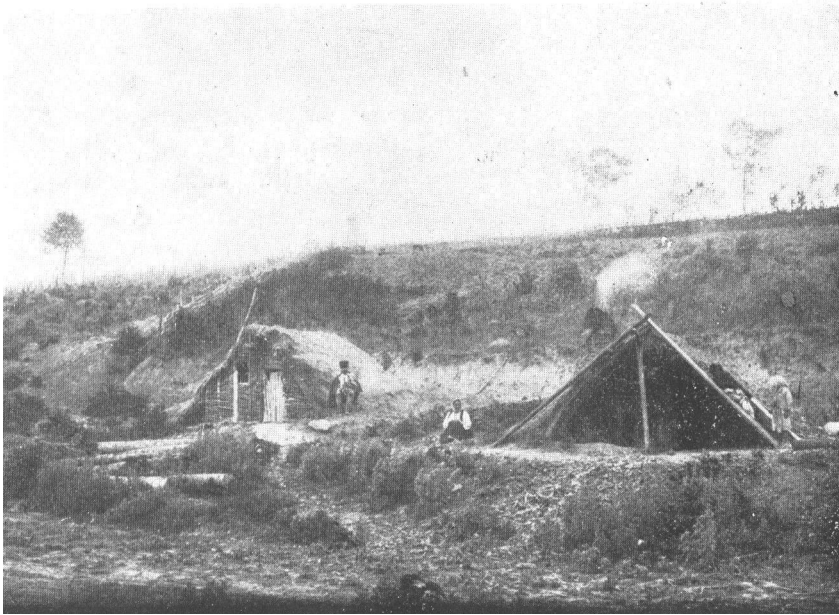
Bis ins 18. Jahrhundert liegt ein dichter Schleier über der Dobrudscha. Europa kümmernte sich wenig um die Länder südlich der Donau und ihre christlichen Bewohner, die ihr gedrücktes Dasein als Rajah mit stiller Ergebung trugen. Aus vereinzelt Angaben können wir entnehmen, daß die türkische Besiedlung der Dobrudscha weitere Fortschritte gemacht hat. Ein polnischer Reisender, der Ende des 18. Jahrhunderts den Norden durchquerte, scheint in Isaccea und Tulcea nur Türken beobachtet zu haben<sup>37</sup>. Auch die schönen alten Moscheen, die wir in den größeren Ortschaften, wie in Mangalia,

<sup>35</sup> Hadschi Chalfa, *Rumili und Bosna*, S. 28

<sup>36</sup> *Acta Bulgariae ecclesiastica*, Monum. der südslav. Akad. Bd. XVII, p. 264.— Jiricek. S. *Über die Überreste*,

<sup>37</sup> Mikoscha, Jos. *Reise eines Polen durch die Moldau nach der Türkei*. A. d. Polnischen. Leipzig 1793.

nen neuen Zug in das Bevölkerungsbild brachten die Flüchtlinge, die in diesem wenig beachteten Winkel eine Zuflucht suchten: rumänische Bauern, die sich dem Druck ihrer Bojaren, russische Sektierer, die sich den Verfolgungen der orthodoxen Kirche entziehen wollten.



*Zigeunerhütten bei Atmagea.*

Die russisch-türkischen Kriege machten die Dobrudscha wieder zum Schauplatz von Blut und Schrecken. Das Land wird verwüstet, die Ortschaften eingeäschert und die armen Bewohner vertrieben oder weggeschleppt. Im ersten Krieg von 1768—1774 war Babadag zunächst das Hauptquartier der türkischen Armee. Nach der Eroberung von Isaccea und Tulcea und einer siegreichen Schlacht bei Macin dringen die Russen über Babadag und Karassu bis Silistria vor und vertreiben die ganze Bevölkerung bis gegen Basarcik. „Die 40 Stunden lange Strecke Landes zwischen Babadag und Basarcik war allen Greueln des Krieges und der Verödung Preis gegeben.“<sup>38</sup> Der nächste russisch-türkische Krieg (1784—1792) endete mit einer großen Schlacht bei Macin, in der der russische General mit 40 000 Mann die 100 000 Mann starke Armee des Großwesirs schlug. Noch schrecklicher litt das Land unter dem dritten Krieg von 1806—1812. Er tobte von der Donau, an der die Russen fast

<sup>38</sup> Hammer-Purgstall. IV. S. 144

alle Festungen eroberten, bis zum Meer. Ungezügelter Kosakenheere durchzogen raubend und sengend das Land, und die christliche Bevölkerung wurde ebensowenig geschont wie die türkische. Was nicht flüchtete, wurde gefangen und nach Beßarabien geschleppt. Darunter werden insbesondere Tausende von Bulgaren und auch Lipovaner aufgeführt.



*Zigeunerwohnungen bei Mangalia.*

Der vierte Krieg dauert kürzere Zeit (1828—29), aber seine Schrecken sind nicht geringer. Die Russen schließen Tulcea, Harsova und Konstanza ein. Dann geht General Rüdinger über Mangalia vor, während der Oberbefehlshaber Graf Diebitsch von Cernavoda über Cuzgun nach Silistria marschiert. Die Befestigungen an der Donau und von Konstanza werden geschleift. Mitte Mai 1829 wird das Kriegselend noch durch einen neuen Jammer erhöht: In Cernavoda, Babadag, Konstanza, Mangalia und Basardschik bricht die Pest aus. Unser Moltke hat diesen Krieg bekanntlich in einem besonderen Werke ausführlich beschrieben<sup>39</sup>, und in welcher Verfassung er nach ihm, noch im Jahre 1837, die Dobrudscha fand, wissen wir aus seinen, an anderer Stelle wiedergegebenen Briefen aus der Türkei: Das ganze Land ist eine trostlose Einöde geworden. Der Mensch hat den Menschen aus dieser Region verscheucht. Gewiß ein Drittel der Dörfer existiert nicht mehr. Die Städte sind buchstäblich

<sup>39</sup> Als Arzt in der russischen Armee hat auch ein Deutscher den Zug durch die Dobrudscha (Baltschik, Mangalia, Konstanza, Beidaut, Babadag) mitgemacht: Maximilian Heine, der Bruder Heinrich Heines, und hat darüber ein Buch veröffentlicht: *Bilder aus der Türkei*. St. Petersburg 1833.

Steinhaufen. Konstanza enthält noch 40 Einwohner, Harsova, das vor dem Krieg etwa 4 000 Einwohner hatte, besteht aus 30 Häusern. Moltke glaubt nicht, daß das ganze Land noch 20 000 Einwohner zählt.

Zu dieser Entvölkerung hatte auch noch beigetragen, daß im Friedensvertrag von Adrianopel den noch übriggebliebenen Bewohnern der von den Russen wieder geräumten Gebiete ausdrücklich die Erlaubnis gesichert worden war, während eines Zeitraums von 18 Monaten ungehindert auswandern zu dürfen. General Roth wurde mit der Leitung der Auswanderung beauftragt, und besonders von der bulgarischen Bevölkerung machten viele von der Erlaubnis Gebrauch und wandten sich nach Beßarabien.



*Zigeunerhütte.*

Nach den Kriegen zogen jedesmal Tausende bulgarischer Familien, bestochen durch russische Versprechungen oder auch Schutz erfliegend, weil bedroht durch türkische Rache, nach Beßarabien und in die Krim. Denn die großherrliche Verzeihung auf dem Papier (nach 1829) vermochte das allgemeine Auswanderungsfieber, von dem die Bulgaren mit ansteckender Gewalt ergriffen wurden, nicht zu beschwichtigen<sup>40</sup>. Es

<sup>40</sup> Kanitz, *Donau-Bulgarien*, I, S. 291 ff. — Vgl. auch: Legean, C., *Ethnographie der europäischen Türkei*. Petermanns Mitt. Erg. Heft 4. Gotha 1861. S. 29.



*Junge Zigeunerin aus Cernavoda von rein indischem Typus.*

war nach Moltke nur eine kleine und gemischte Bevölkerung aus Tataren, Walachen, Moldowanern, Bulgaren und wenigen Türken übriggeblieben.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese verheerenden Kriege für die ethnographische Entwicklung der Dobrudscha von entscheidendem Einfluß gewesen sind. Sie war so gut wie leer von Menschen und hat sich erst allmählich wieder mit neuen gefüllt. Doch ehe wir näher darauf eingehen, seien zunächst noch kurz die weiteren Kriege gestreift, die aufs neue das verarmte Land belasteten.



Im Krieg an der Donau, der den Krimkrieg einleitete, hatten Franzosen und Engländer 50 000 Mann bei Varna versammelt. Mit 10 000 Mann waren die Russen bei Tulcea und Macin in die Dobrudscha eingedrungen. Auf dem Rückzuge vor ihnen zerstörten die türkischen Baschi-bozucs alle christlichen Häuser. Kosaken gelangten bis Konstanza und äscherten es ein. Der französische General Epinasse erhielt den Auftrag, sie zu vertreiben. Er marschiert mit 10 000 Franzosen von Varna über Kawarna bis Mangalia und von da am 26. Juli 1854 weiter bis Konstanza. Die Stadt ist nur noch ein „Haufen von Ruinen, von frischen Ruinen und rauchenden Trümmern, die die Kosaken hinter sich gelassen haben.

Alles liegt drunter und drüber, in Verwirrung, verwüstet und vernichtet“<sup>41</sup>. Die Kosaken ziehen sich ohne ernsten Kampf zurück. Aber trotzdem findet der französische Vormarsch bald ein schreckliches Ende. Kurz nach dem Verlassen von Konstanza bricht unter den französischen Truppen die Cholera aus und verbreitet sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Angeblich hatten die Kosaken alle Brunnen durch hineingeworfene Leichname verdorben. Tote und Sterbende liegen in Haufen unter den Zelten. General Epinasse selbst erkrankt und sieht sich zur Umkehr gezwungen. Als



*Zigeuner aus Cusgum (R. Canisius).*

er am 10. August wieder in Konstanza eintraf, hatte er mehr als die Hälfte seiner Leute verloren. Frankreich hat diesen so elend ums Leben Gekommenen in Konstanza ein Denkmal errichtet, dessen Obelisk die Inschrift trägt: *La France à ses soldats morts pour la patrie 1854—1855.*

<sup>41</sup> Bazancourt, Baron de, *L'expédition de Crimée*, Paris 1856. I, Bd. p. 130 ff..

Auch im Krieg 1877/78 führte der Marsch der Russen, die bei Harsova und Galatz die Donau überschritten hatten, unter General Zimmermann durch die Dobrudscha, und Konstanza wurde wieder einmal beschossen. Aber bedeutungsvoller als die Kriegsergebnisse selbst wurde für das Land der Friedensschluß. Er lieferte bekanntlich die Dobrudscha als Tauschobjekt für Beßarabien den Rumänen aus.

Die Schilderung Moltkes zeigt uns im 4. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Dobrudscha nahezu von Menschen entblößt. Der von den früheren Bewohnern übriggebliebene Rest war so gering, daß er nicht als Basis der heutigen Bevölkerung gelten kann. Wir haben vielmehr von dieser Zeit an im wesentlichen eine Neubesiedelung anzunehmen. Wie hat sich diese nun vollzogen? Und vor allem: Hat sich dabei im Gegensatz zu früheren Zeiten ein bestimmter nationaler Charakter der Bevölkerung oder wenigstens ein entschiedenes Übergewicht irgendeiner Nation ergeben?



*Zigeunerfamilie in Cail Dere.*

Man könnte wohl annehmen, daß sich nach Friedensschluß nach und nach ein großer Teil der geflüchteten Einwohner wieder eingefunden habe. Das kann jedoch nur in sehr geringem Umfange der Fall gewesen sein. Die lange Periode sich folgender Kriege mochte ihnen das Vertrauen in die Wiederkehr dauernder Ruhe und stetiger Verhältnisse

gründlich erschüttert haben. Besonders die verängstigte christliche Bevölkerung, die am meisten gelitten hatte, scheint eine Rückkehr lange gescheut zu haben. Als Moltke seine Beobachtungen machte, waren seit dem letzten Kriege bereits 8 Jahre vergangen. Und auch in der folgenden Zeit hat sich das Bild noch wenig geändert. Im Sommer 1843 durchquert ein deutscher Reisender, Professor Karl Koch, die Dobrudscha von der Donau zum Meere.



*Zigeunermutter.*

„Nur einige armselige menschliche Wohnungen“, berichtet er, „sahen wir in der großen, breiten Steppe, aber zahlreiche Viehherden. Die wenigen Bewohner der Dobrudscha tatarischen Ursprungs ziehen vor, im *dolce far niente* ihr Leben bei den Herden zuzubringen, als sich die geringe Mühe zu geben, den fruchtbaren Boden zu bebauen. Nur hier und



*Zigeunerkinder.*

da findet man kleine Felder“<sup>42</sup>. Was zurückgeblieben ist oder sich wieder eingefunden hat, scheinen hauptsächlich Türken und Tataren gewesen zu sein und die nicht sesshafte Schar der alljährlich wiederkehrenden walachischen Mokanen, die seit langer Zeit ihre Herden aus den siebenbürgischen Bergen zum Überwintern in die Dobrudscha trieben<sup>43</sup>. Ein Walache, Ionescu, der Ende des 5. Jahrzehnts die Dobrudscha im Auftrage der türkischen Regierung bereiste, schätzt die Zahl der Tataren, für die damalige Zeit wohl entschieden zu hoch, auf 33 000<sup>44</sup>. Auch die russischen Sekten, denen die Heimat verschlossen war, sind geblieben oder wiedergekommen. Ebenso sind die Kosaken noch im Land, die aus politischen Gründen schon im 18. Jahrhundert aus Rußland nach der Dobrudscha geflüchtet waren und in nicht unbeträchtlicher Zahl hauptsächlich an der Donau nördlich von Harsova wohnten. Als die Russen 1854 bei Harsova die Donau überschritten, leisteten sie kräftigen

<sup>42</sup> Koch, Prof. Dr. Karl, *Wanderungen im Orient während der Jahre 1843 und 1844*. Weimar 1846.

<sup>43</sup> Für die Weideberechtigung hatten sie für jedes Stück Vieh eine Abgabe von 4 Para zu zahlen und außerdem jedes 50. an den Pascha von Tulcea abzuliefern. Mitte der sechziger Jahre erneuerten die türkischen Behörden dieses Abkommen nicht wieder, und seitdem verschwanden die Mokanen mit ihren Herden, die noch 1862 auf 50 000 Stück berechnet wurden.

<sup>44</sup> Ionescu u. Jorano, *Voyage agricole dans la Dobroudja*. Constantinople 1850.

Widerstand<sup>45</sup>. Gegen eine Ansiedlung donischer Kosaken auf den sogenannten 5 Hügeln bei Tulcea hatte schon 1771 der russische General Weißmann zu kämpfen<sup>46</sup>. Um 1842 wanderten die ersten deutschen Bauern aus Südrußland ein, um in der menschenarmen Dobrudscha Land zu suchen. Das erste Dorf, in dem sie sich niederließen, war von Türken bewohnt.

Eine stärkere Wiederbelebung des Landes ist auch in den nächsten Jahren noch nicht zu beobachten. Im Jahre 1856 bereist wieder ein deutscher Gelehrter, der Bonner Professor E. W. Wutzer, die Dobrudscha. Was er schildert, deutet kaum einen Fortschritt an: „Die menschenleere Ebene läßt nur in weiten Entfernungen voneinander elende strohbedeckte Dörfer gewahr werden. Die wenigen offenen Flecken, welche man Städte nennt, verdienen den Namen nicht. Sie tragen die niederschlagenden Merkmale oft wiederholter Zerstörungen über-



*Türkische Zigeunerin in Cernavoda.*

wiegend an sich<sup>47</sup>. Erst in den Jahren nach dem Krimkrieg tritt ein entschiedener Umschwung und eine raschere Entwicklung der Volksvermehrung ein. Sie war in erster Linie dem Eingreifen der türkischen Regierung zu danken, die aus politischen Gründen eine großzügige Siedlungspolitik in den Donauländern einleitete. Das trübe Los der christlichen Rajah hatte bei Kriegsausbruch und Friedensschluß eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Im Pariser Frieden hatte sich die Türkei zur Einführung von Reformen zur Verbesserung ihrer Lage verpflichten müssen. Die europäischen Mächte standen den inneren Verhältnissen in diesen Provinzen nicht mehr gleichgültig gegenüber, und bei jeder neuen Beschwerde waren Reklamationen

<sup>45</sup> Lejean, S, 30.

<sup>46</sup> Hammer-Purgstall IV. 621.

<sup>47</sup> Wutzer, C. W., *Reise in den Orient Europas und einen Teil Westasiens*. 2 Bde. Elberfeld 1860/61. Bd. I, 263.

*Rumänische Wohnhütte.**Gezeichnet von R. Canisius.*

und Einmischungen zu erwarten. Dazu kam, daß die Rajahvölker selbst aus ihrer langen Lethargie erwacht waren und bei feindlichen Zusammenstößen mit den christlichen Reichen gefährlich werden konnten. Die Pforte erkannte die Notwendigkeit, vor allem ihre Stellung im eigenen Lande überall dort stärken zu müssen, wo die mohammedanische Bevölkerung in der Minderheit war. Eine schonungslos durchgeführte Umsiedlung schien das einfachste und wirksamste Mittel, und sie wurde mit überraschender Tatkraft ins Werk gesetzt. Die südlichen, von den Bulgaren bewohnten Donaulandschaften kamen dabei an erster Stelle in Betracht.

Ein geeignetes, zahlreiches Kolonistenmaterial hatte sich beinahe von selbst geboten. Schon unmittelbar nach Abschluß des Krimkrieges, in den Jahren 1854 und 55, waren Tataren aus den Gegenden von Kertsch und Eupatoria, die gegen die Russen Partei ergriffen und bei der Eroberung von Kertsch geplündert hatten, aus Furcht vor russischer Ra-

che in die Dobrudscha geflüchtet. Sie wurden vom Gouverneur Said Pascha bereitwillig ausgenommen und mit ihnen die Stadt Medgidie gegründet. Professor Wutzer, der kurz nach ihrer Ankunft in der Dobrudscha war, gibt ihre Zahl auf 18—20 000 an. Es lag nicht fern, bei den neuen Kolonisationsplänen in erster Linie wieder an die Volksgenossen dieser Einwanderer zu denken. Die Bemühungen und Versprechungen der türkischen Regierung hatten bei den Krimtataren guten Erfolg.

Es wurde ihnen versprochen, daß sie bei ihrer Ankunft Wohnhaus und Ställe kostenlos erhalten würden. Außerdem wurde ihnen Steuerfreiheit für 15 Jahre, ein Paar Zugochsen und eine Milchkuh zugesagt. Nach übereinstimmenden Angaben sind von 1856—61 nicht weniger als 60 000 Tataren in Donau-Bulgarien eingewandert. Allerdings soll sich die Zahl im Laufe von 6 Jahren auf die Hälfte verringert haben. Ein großer



*Zigeunerweib von Cail Dere.*

Teil davon ist in der Dobrudscha geblieben. Es entstanden hier mehrere reintatarische Niederlassungen, wie Bei-Bugeac und das vorher von Russen bewohnte Dunavez. In der Regel wurden jedoch diese mongolischen Mohammedaner in und zwischen die bulgarischen Dörfer geschoben, deren Bewohner gezwungen wurden, ihnen die besten Äcker und Weiden zu überlassen und ihnen überdies noch die versprochenen Häuser und Ställe zu bauen. Die dadurch erzeugte Erbitterung veranlaßt nun wiederum viele Bulgaren zur Auswanderung, und ihnen gegenüber übernahm die russische Regierung das Geschäft lockender Versprechungen. So machten sich allein im Jahre 1861 10 000 Bulgaren auf den Weg nach



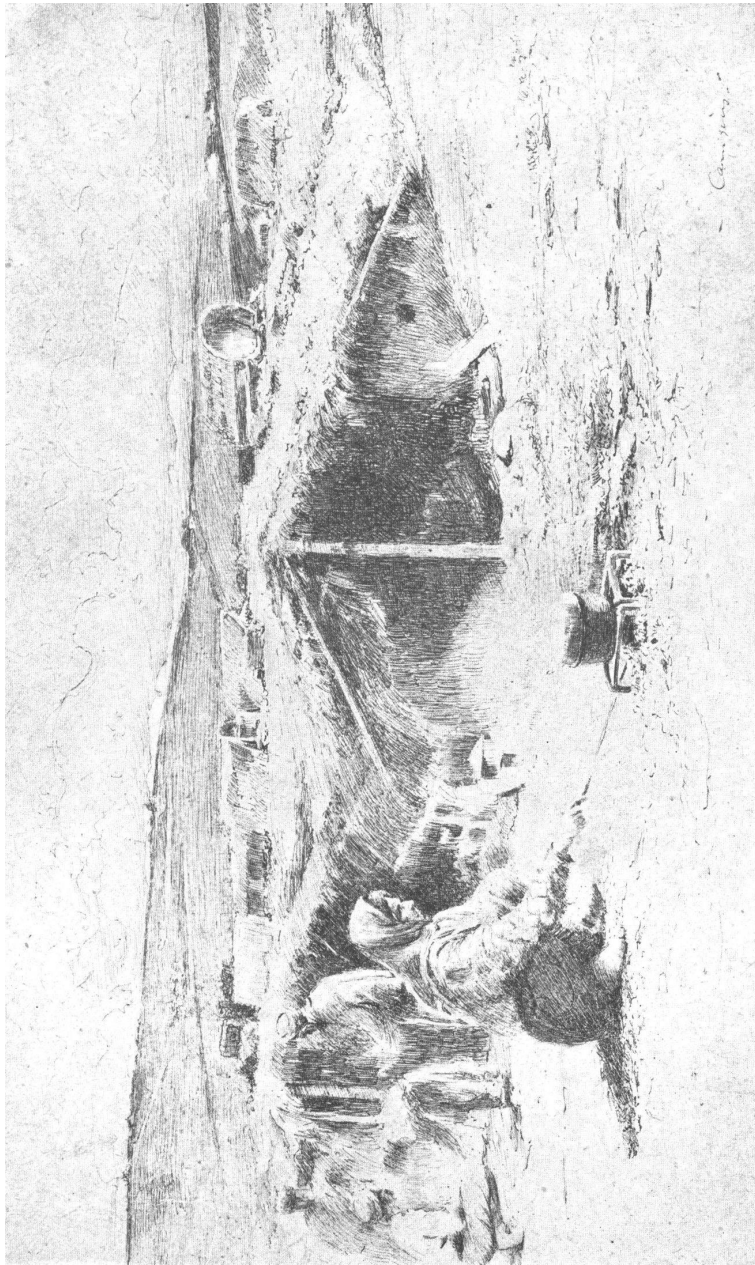
*Rumänisches Bauernhaus.*

*Nach einer Zeichnung von R. Canisius.*

der Krim, und es bot sich in diesem Jahre, wie Kanitz berichtet, ein höchst merkwürdiges Schauspiel an den Ufern der Donau und an den Gestaden der Krim. Teile größerer Völkerschaften sah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre Wohnsitze miteinander tauschen<sup>48</sup>. Wenige Jahre später folgte den tatarischen Einwanderern in großen Massen ein neuer Volksstamm, der bisher in der Dobrudscha und an der Donau noch nicht vertreten war: die Tscherkessen. Nach einem mehr als zwanzigjährigen todesmutigen und hartnäckigen Kampf hatte sich im Frühjahr 1864 ihr Schicksal unabänderlich entschieden, und ihre Freiheit war verloren. Der russische Sieger suchte, mit einem Schlage das ganze Volk los zu werden und eröffnete ihm, daß er alle als Kriegsgefangene behandeln würde, die nach Monatsfrist noch nicht ausgewandert seien. Noch im Laufe des Jahres haben daraufhin über 400 000 Tscherkessen ihr Bergland verlassen. Die Türkei bot ihnen Zuflucht, aber diesem Andränge gegenüber waren die Vorbereitungen zur Aufnahme durchaus ungenügend, und eine ungeheure Menge ging durch Krankheit und Hunger elend zugrunde. In der europäischen Türkei, wo die Tscherkessen natürlich dieselbe Aufgabe erfüllen sollten wie vorher die Tataren, trafen nach der offiziellen türkischen Staatszeitung allein im Monat Juli 20 000 Familien ein, von denen die Hälfte nach Sistov, Rustschuk und in die Dobrudscha gebracht wurde.

<sup>48</sup> I. Donau-Bulgarien,





*Im Zigeunerdorf bei Cuzgun.*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Bis zum Monat August des Jahres wurden in den Donauhäfen 150—200 000 Tscherkessen gelandet<sup>49</sup>. In der Dobrudscha wurden im ganzen 20 000 angesiedelt, meist im gebirgigen nördlichen Teil. Diese wilden, arbeitsfeindlichen Ankömmlinge wurden überall ihren Nachbarn zu einer gefährlichen Plage. Es hatten unter ihnen besonders auch die deutschen Kolonisten von Atmatgea und Ciucurova zu leiden.

Ein Dorf westlich von Babadag trägt von der einstigen Tscherkessenansiedlung her noch heute den Namen Slava Cercheza.

Ein paar Jahre nach dem Krimkrieg hat sich als Mitglied einer Mission, die die Route von Rassova nach Konstanza festlegen sollte, der Franzose E. Allard längere Zeit in der Dobrudscha aufgehalten und seine Beobachtungen veröffentlicht<sup>50</sup>. Er hat die Steppengegenden hauptsächlich von tatarischen Hirten und Walachen bewohnt gefunden, wenig zahlreich war hier die bulgarische Bevölkerung. In weiten Teilen des Nordens sind Kosaken verbreitet. Im Distrikt von Konstanza gab es 1856 33 bewohnte Ortschaften, davon waren 19 türkisch, 9 tatarisch und 5 walachisch. In der Umgebung von Tulcea wohnen etwa 100 deutsche Familien. In einem großen Teil der Ortschaften des Massivs von Babadag haben sich Ruthenen (Kleinrussen, Ukrainer) niedergelassen. Noch immer ist seit der Invasion von 1829 ein großer Teil des Landes nahezu Wüste. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden Bulgaren, Walachen, Russen verschiedener Art, Tataren und Türken. In kleinerer Zahl gibt es Griechen, Armenier, Zigeuner und



*Türkische Zigeunerin.*

<sup>49</sup> Kanitz, F. *Die Tscherkessenemigration nach der Donau*. Österreichische Revue, Jahrg. 1865, S. 227 ff.

<sup>50</sup> *Souvenirs d'Orient*. La Bulgarie orientale. Suivie d'une notice sur le Danube par M. Michel. Paris 1864.



*An eine Lößwand angebaute Wohnhäuser.*

Deutsche. Im Inneren Hausen hauptsächlich Tataren.

Über die Verhältnisse im Anfange der sechziger Jahre stehen uns zum erstenmal genauere und zuverlässige Angaben zur Verfügung. Ein deutscher Gelehrter, Karl F. Peters, hat im Jahre 1864 zu geologischen Studien die Dobrudscha bereist. Seine „Grundlinien zur Geographie und Geologie der Dobrudscha“<sup>51</sup> sind das erste und noch bis heute so ziemlich das einzige wissenschaftliche Werk, das die Dobrudscha als in sich geschlossenes Gebiet behandelt. Wie der Titel sagt, ist es in erster Linie eine Darstellung ihrer geographischen und geologischen Beschaffenheit, aber Peters hat nach verschiedenen Seiten die Augen offen gehabt und gibt auch über die ethnographischen Verhältnisse wichtige Aufschlüsse. Ein Jahr vor ihm hat auch ein österreichischer Vizekonsul in Tulcea, L. Viscovich, statistische Aufnahmen über die Bevölkerung gesammelt, so daß wir aus dieser Zeit von zwei Seiten darüber unterrichtet werden<sup>52</sup>. Beider Angaben stimmen nicht in allem überein, aber sie zeigen, daß nach dem Krimkrieg eine rasche und starke Volksvermehrung stattgefunden hat. Viscovich kommt auf eine Gesamtzahl von 169 500 Seelen, während Peters 140 000 als höchste annehmbare Zahl bezeichnet, wobei

<sup>51</sup> Wien, 1867, 4<sup>o</sup>. — Derselbe: *R eisebriefe eines deutschen Naturforschers aus der Dobrudscha*. Österreichische Revue 1865 und 1866.

<sup>52</sup> *Zur Statistik der Dobrudscha*. Auszug aus einem Bericht nsw. Austria, Wien, 1863. Der Originalbericht war mir leider nicht zugänglich, und ich konnte nur die von Peters angezogenen Zahlen benutzen.

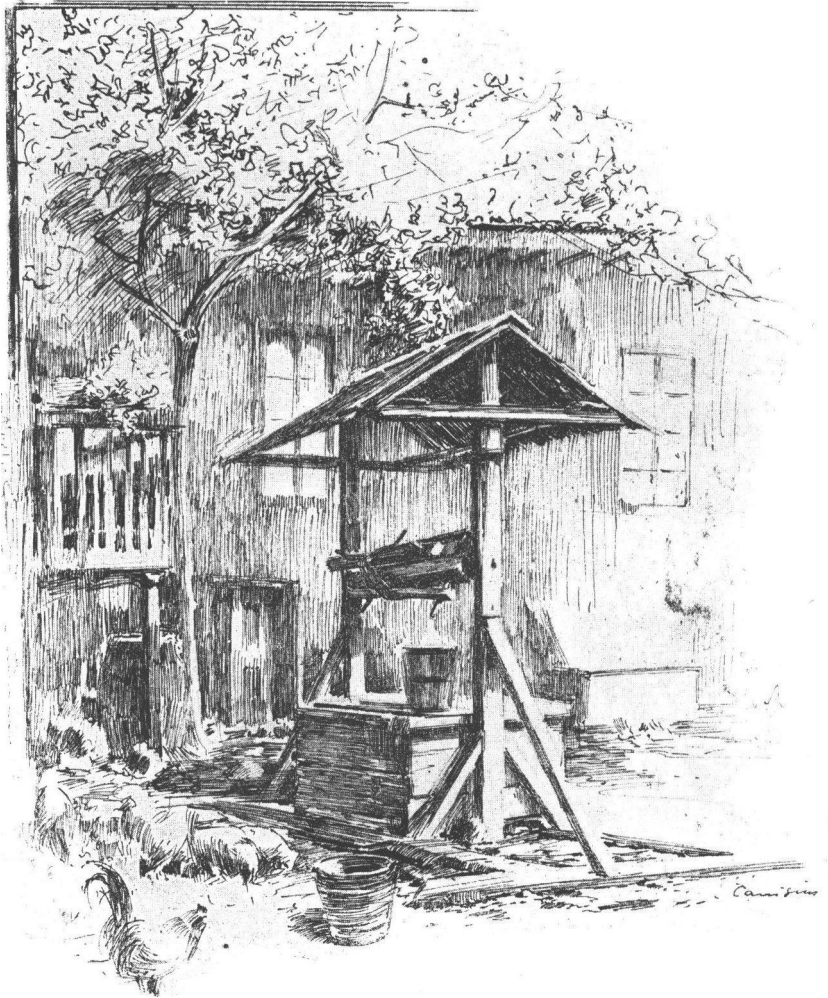
allerdings 20 000 Tscherkessen nicht mitgerechnet sind. Von den 60 000 neu eingewanderten Tataren sind nur 30 000 als noch lebend angenommen, zu denen nach Viscovich 12 000 Alttataren zuzuzählen sind. Die Bulgaren werden auf 25 000 beziffert. Ihre Kopfzahl ist nicht stärker als die der Rumänen. Die Russen werden auf 20 000 beziffert, die Griechen auf 4 000, die Osmanen, einschließlich des Militärs, auffallenderweise nur auf 7 000. Dazu kommen Mokanen, Zigeuner, Deutsche, Armenier, Juden und Polen.

Ein Hauptteil der starken Zunahme scheint auf die durch den neu entwickelten Donauschiffsverkehr rasch aufblühende Stadt Tulcea zu kommen, für die 2 800 bis 3 000 Häuser und eine Seelenzahl von 30 000 angenommen werden, Babadag hat 5 000 Einwohner. Der rumänische und alttatarische Stamm bilden die festsitzenden, weite Flächen beherrschenden Elemente der nördlichen und mittleren Dobrudscha. Südlich von der Karasulinie gewinnt das türkische Element das Übergewicht. Im Norden ist es auf die Städte Babadag, Jsaccea und



*Zigeunerfamilie in Cail Dere.*

Harsova und auf eine nicht große Anzahl von Dörfern beschränkt. Die Alttataren, gemischt mit neu eingewanderten, haben in der mittleren und südlichen Dobrudscha einen Flächenraum von ungefähr 40 Quadratmeilen inne. Aber die Zusammenlagerung der Stammeselemente ist mosaikartig und von geringer Stetigkeit. „Ein wirklicher Grundbesitz konnte sich in einem von Kriegseignissen, von Ein- und Auswanderung ganzer Stämme wiederholt und tief bewegten Lande wie die Dobrudscha ebensowenig entwickeln wie eine gewerbliche Tätigkeit.“



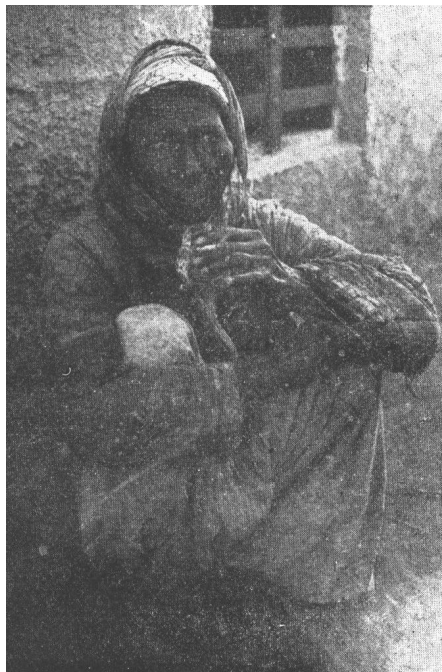
*Türkischer Hausbrunnen in Babdag. Nach einer Zeichnung von R. Canisius.*

Nach dem Jahre 1873 ist aus Rußland ein neuer Zuzug von Tataren und Deutschen gekommen. Aus gleichem Anlaß: Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatte beide eines alten Vorrechts beraubt, und viele hatten sich deshalb zur Auswanderung entschlossen. Wohl schon etwas früher hat das bulgarische Element Verstärkung erhalten durch Wanderhirten aus dem Balkan von Kotel, die in der ganzen Dobrudscha bis nach Tulcea ihre Wanderweide hatten und sich allmählich hier ankauften und niederließen<sup>53</sup>.

<sup>53</sup> Jiricek, L. *Überreste*, S. 19.

Aus den angeführten Daten ergibt sich ungefähr das ethnographische Bild der Dobrudscha zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges 1877/78. Mit größeren Anteilen sind daran vier, unter sich sehr verschiedene Völker beteiligt, mit geringeren Prozentsätzen eine ganze Anzahl anderer Elemente. Einen bestimmten nationalen Charakter hat die Wiederbelebung nach der starken Verödung dem Lande nicht gebracht. Wenn auf dem Berliner Kongreß nach der neuen Lehre vom Selbstbestimmungsrecht der Völker entschieden worden wäre, dann hätte man wohl die Dobrudscha zu einer tatarischen Republik machen müssen.

Nach dem Krieg tritt nochmals eine Verschiebung der Verhältnisse ein. Viele Türken verlassen das Land. Auch die Tscherkessen sind verschwunden und zum großen Teil auch die Kosaken. Auf der anderen Seite hat die Einführung der neuen Verwaltung naturgemäß einen stärkeren rumänischen Zuzug mit sich gebracht. Und die rumänische Regierung zeigt sich alsbald bestrebt, diesen durch eine methodische Ansiedlung noch zu verstärken. Sie gewährt ihren Kriegsveteranen Wohnsitze in dem neuerworbenen Gebiet. Auch manche schwankenden Gestalten, die sich früher anders nannten, entdeckten unter dem neuen



*Altes Zigeunerweib.*

Herrn, daß sie Rumänen seien. Allzugroß sind die Erfolge der Rumänisierungsbestrebungen allerdings nicht gewesen. In den Jahren 1890/91 findet nochmals eine größere Einwanderung deutscher Bauern aus Beßarabien statt.

Damit ist die ethnographische Entwicklung der Dobrudscha, soweit sie von außen durch Zufluß oder Abströmen bestimmt wurde, zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die Bevölkerung, die wir in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts im Lande sehen, bildet die Basis derjenigen, die wir heute vorfinden. Es ist im großen ganzen eine neue Bevölkerung, eine, die sich nicht kontinuierlich aus alter Zeit entwickelt hat. Durch Vermehrung aus sich selbst heraus dürfte in der Fol-

gezeit am meisten das bulgarische Element gewachsen sein.

Für eine genauere Statistik, die uns ein klares und zuverlässiges Bild auch über die völkische Zugehörigkeit der Bewohner geben würde, hat auch die rumänische Regierung nicht gesorgt. Es seien deshalb noch ein paar Angaben von anderer Seite angezogen, die auf mehr oder minder sorgfältigen Berechnungen und Schätzungen beruhen.



*Zigeunerkind.*

Ihre großen Abweichungen untereinander belegen, daß ihnen sichere Grundlagen für die Beurteilung durchaus gefehlt haben. Nazarettean<sup>54</sup> gibt für das Jahr 1882 als Gesamtzahl der Einwohner 166 812 an. M. Jackson<sup>55</sup> berechnet sie 1884 auf 134 735. Nach dem Franzosen Leon de Rosny<sup>56</sup> sind 1885 die Rumänen am zahlreichsten, dann folgen die Tataren, an dritter Stelle die Bulgaren. A. E. Lux<sup>57</sup> beziffert die Gesamtzahl im Jahr 1886 auf 185 634. Davon sind 68 268 Osmanen und Tataren, 46 140 Rumänen, 38 420 Bulgaren, 17 045 andere Slawen (Russen), 4 768 Griechen, 3 547 Juden, 3 024 Deutsche, 2 178 Zigeuner, 1 020 Armenier, 1 224 Verschiedene. Ein deutscher Reisender, I.F.Pompecky<sup>58</sup>, nimmt 1897 Rumänen, Bulgaren und Russen, Türken und Tataren an. Der französische Schweizer Eugène Pittard<sup>59</sup> erhielt 1901 eine Aufstellung von dem damaligen Direktor des Gymnasiums in

Konstanza, M. Banesco, der vorher Revisor der Schulen war und seit der Besitzergreifung durch die Rumänen in der Dobrudscha lebte. Danach gab es im genannten Jahre: Rumänen 118 816, Bulgaren 42 021, Tataren 29 437, Russen 26 798, Türken 11 533, Griechen 9 647, Deutsche 8 779, Juden 4 462, Armenier 2 583, Italiener 1 485, verschiedenen Nationen zugehörig (Zigeuner, Kurden usw.) 3 778. Das ergibt als Gesamtzahl

<sup>54</sup> Notite istorice și geografice asupra provinciei Dobrogea, p. 27.

<sup>55</sup> Lectures upon Roumanian History, p. 13.

<sup>56</sup> Les Romains d'Orient. Paris 1885, p. 109.

<sup>57</sup> Die Balkanhalbinsel. Physikal. u. ethnograph. Schilderungen. Freiburg i. Br. 1887. S. 52.

<sup>58</sup> Reisen in den rumänischen Karpathen und durch die Dobrogea. Aus allen Weltteilen. Berlin 1897. S. 518 ff.

<sup>59</sup> Dans la Dobrodja. Notes de voyage. Genève 1902, p. 47.



259 339 und bedeutet, wenn wir die oben angeführten Angaben als annähernd richtig gelten lassen, in einem Zeitraum von etwa 15 Jahren eine Vermehrung um rund 100 000 Seelen. Sie erstreckt sich zum weit-aus überwiegenden Teil auf die rumänische Bevölkerung. Deren Anwachsen hat der rumänischen Statistik zufolge auch in den nächsten Jahren noch sprunghafte Fortschritte gemacht. Sie soll im Jahre 1908 die Zahl von 168 145 erreicht haben. Auch wenn man bei ihrem Zustandekommen ein gut Teil auf Rechnung der nachhelfenden nationalen Wünsche setzt, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die energisch betriebene Rumänisierung des Landes, die alsbald nach der Übernahme einsetzte, von großem Erfolg gewesen ist.

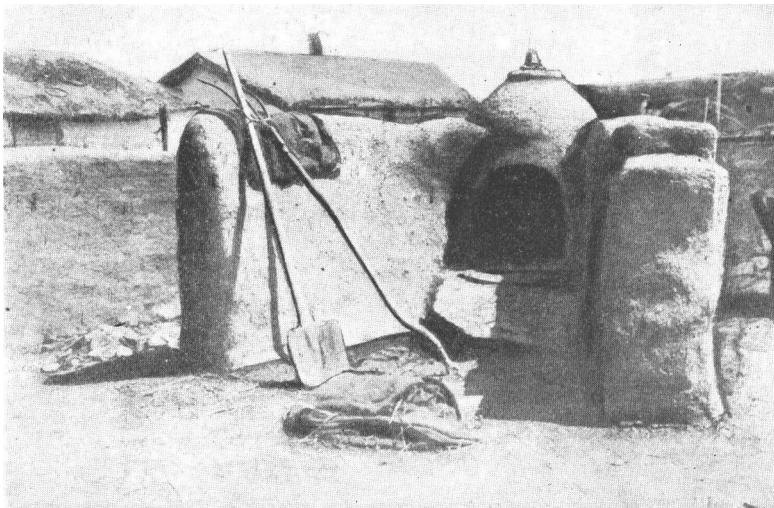
Die Rumänen selbst geben an, daß sie 32 800 Volksgenossen bereits vorgefunden hätten, eine Zahl, die sehr übertrieben sein dürfte. Einen Teil des Zuwachses hatte natürlich schon die Einführung der rumänischen Verwaltung mit sich gebracht. In der Hauptsache aber ist er auf zahlreiche Einwanderung aus der Walachei und Moldau zurückzuführen. In den ersten Jahren ist diese in beträchtlichem Umfang spontan erfolgt. In den neu-erworbenen Landschaften gab es noch keinen Lati-fundienbesitz, der es dem Bauern unmöglich machte, ein Stück eigenen Landes zu erwerben, und die Häu-



*Zigeunerin*

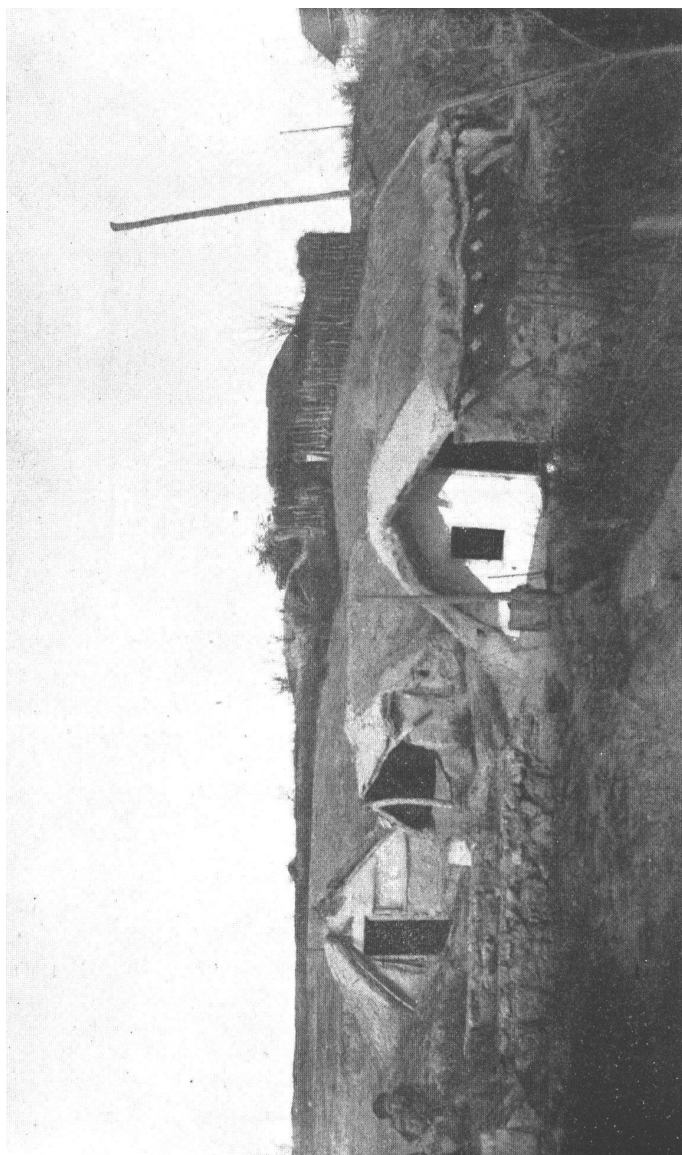
ser und Dörfer der abwandernden Türken und Tataren standen den rumänischen Ankömmlingen offen. Sehr bald hat dann auch die Regierung aus politischen Gründen die Niederlassung von Rumänen nach Kräften gefördert und betrieben. Sie brachte die Kriegsveteranen in die Dobrudscha und begünstigte sie nach Möglichkeit zum Schaden der anderen Nationalitäten. Auch die deutschen Bauern aus Südrußland, die anfangs der neunziger Jahre, zuerst von der Regierung selbst ermuntert, in größerer Zahl ins Land gekommen waren, hatten dann unter der Veteranen-

kolonisation zu leiden. Man suchte diese in die deutschen Ansiedlungen einzuschieben und gab ihnen das vorher den Deutschen versprochene Land. Die ursprünglich reindeutschen, hernach von den enttäuschten Kolonisten wieder verlassenen Dörfer Valala, Osmanfaca, Caracicula sind auf diese Weise ausschließlich oder weit überwiegend von Rumänen bewohnte Ortschaften geworden. Auch den deutschen Siedlungen in Caramurat, Cogevalac, Cogevali und anderen wurden Veteranen aufgedrängt. Nicht anders, eher vielleicht noch schlimmer, verfuhr man natürlich auch gegenüber den bulgarischen, türkischen und tatarischen Niederlassungen. So kommt es, daß heute keine andere der verschiedenen Völkerschaften in der Dobrudscha auch nur annähernd so viele nationalgeschlossene Ortschaften besitzt wie die rumänische. Soweit mir zuverlässige Angaben zur Verfügung stehen, kommen auf 64 reinrumänische nur etwa 20 reinbulgarische, 18 reintatarische und 3 reintürkische Dörfer. Nach 30 Jahren hatte die Rumänisierung solche Fortschritte gemacht, daß ein rumänischer Autor konstatieren kann, im Kreise Konstanza sei  $\frac{3}{4}$  der Bevölkerung romanisiert<sup>60</sup>. Die Zahl der Bulgaren wird von rumänischer Seite für das Jahr 1905 auf 51 978, für 1908 auf 47 884 beziffert.



*Ein Backofen.*

<sup>60</sup> Kogalniteano, Dobrogea. 1879—1909 drepturi politui fard libertati.



*Erdhütten (Bordee) bei Cernavoda.*

Eine genauere und zuverlässige, nach jeder Seite hin objektive Bevölkerungsaufnahme ist erst für die unmittelbare Gegenwart bewirkt worden. Sie wurde von der Deutschen Etappenverwaltung auf Grund eines Fragebogens vorgenommen, der auch die kleinen nationalen Minori-

täten berücksichtigte. Leider konnte sie sich nicht auf die ganze Dobrudscha erstrecken, sondern nur auf den Teil, der zur Zeit der deutschen Verwaltung untersteht. Es fehlt dabei der Streifen im Norden, der als Operationsgebiet der bulgarischen Armee bestimmt war. Die Grenze bildet eine Linie, die vom Razelmsee direkt südlich von Babadag nach Westen läuft und auf die Donau nördlich von Ostrov stößt. Die Aufnahme umfaßt also noch Slava Rusa, Raspunar, Topolog, Urumbei, Aigar-Amet und Ostrov. Die davon nördlich gelegenen Plätze fehlen ihr, insbesondere auch die Städte Babadag, Macin, Isaccea, Tulcea und Mahmudia. Im Süden reicht die Aufnahme bis zur Grenze, wie sie zwischen Bulgarien und Rumänien vor dem Bukarester Frieden bestand. Bei dem zahlenmäßigen Ergebnis dieser Statistik ist natürlich zu berücksichtigen, daß sie während des Krieges vorgenommen wurde. Auf der einen Seite sind nach Kriegsausbruch nicht wenige Einwohner, die ihrem Volkstume nach zu den Mittelmächten gehörten, also Bulgaren, Türken, Deutsche, geflüchtet oder von den Rumänen weggeschleppt worden. Auf der anderen Seite hat der Einmarsch der Sieger nicht bloß die rumänischen Behörden, sondern auch viele Bewohner vertrieben. Dadurch haben sich gewiß auf beiden Seiten die Zahlen gegenüber der letzten Friedenszeit nicht unwesentlich verringert, das ethnographische Bild im ganzen ist jedoch davon kaum berührt worden.

Im Bereich der Deutschen Verwaltung wurden Ende Oktober 1917 festgestellt: Rumänen 95 764, Bulgaren 29 323, Tataren 27 398, Türken 13 372, Russen 7 769, Zigeuner 6 396, Deutsche 6 084, Griechen 3 931, Juden 789, Armenier 261, Magyaren 216, Italiener 182, Gagauzen 162, Österreicher 150, Albaner 135. Ferner in geringerer Zahl als 100: Lasen, Montenegriner, Perser, Kurden, Serben, Polen, Schweizer, Holländer und Engländer. Insgesamt 192 362.

Es sei versucht, dieses Ergebnis, teils auf Grund anderer vorliegender Angaben, teils schätzungsweise, auch für das fehlende nördliche Stück des Landes zu ergänzen. Für die Berechnung der hier noch in Betracht kommenden Gesamtziffer bieten die letzten rumänischen Aufstellungen eine gewisse Grundlage. Danach hatten die Städte Babadag, Macin, Isaccea, Tulcea, Mahmudia und 25 größere Landbezirke<sup>61</sup> zusammen rund 90 000 Einwohner. Unter Berücksichtigung dabei nicht berechneter kleinerer Gemeinden

<sup>61</sup> Tulcea 21 768, Macin 5 776, Babadag 4 650, Luncavitz 3 257, Balabancea 3 164, Cerna 3 066, Greci 3 017, Carcaliu 3 000, Vacareni 2 930, Sarighiol 2 580, Turconia 2 550, Ciucurova 2 445, Camber 2 593, Bestepe 2 130, Alibei-Chioi 2 150, Pecineaga 2 019, Mahmudia 2 014, Cataloi 1 998, Nalbant 1 950, Meidan-Chioi 1 471, Pyila 1 770, Somova 1 683, Carjelari 1 580, Moru-Ghiol 1 661, Frecatei 1 461, Enisala 1 236, Ortachioi 1 232, Telitza 1 038, Parches 905.

auf der einen und der gegenwärtigen Verhältnisse auf der anderen Seite kann man wohl im ganzen etwa 115—118 000 annehmen. Schwieriger ist die Verteilung auf die einzelnen Nationalitäten. Auf die Rumänen dürften kaum mehr als 40 000 kommen. Die Bulgaren haben in diesem Streifen ein Zentrum ihrer Siedelungen. Sie besitzen zwischen Babadag und Cerna und der Donau eine beträchtliche Anzahl großer und schöner Dörfer. Die Annahme von 35 000 dürfte ungefähr das richtige treffen. Auch die Russen sind in der Gegend von Macin und an der Donau noch in größerer Menge sesshaft, man kann sie wohl auf 12 000 schätzen. Für die Türken kommt hauptsächlich Isaccea und auch Babadag in Rechnung, ich nehme 7 000 an. Die Tataren sind im Norden weniger zahlreich, 4 000 ist vielleicht schon etwas hoch gegriffen.



*Höhlenwohnungen bei Cernavoda.*

Die Deutschen haben hier noch vier geschlossene Niederlassungen: Malcoci, Cataloi, Ciucurova und Atmatgea; ein paar hundert leben in Tulcea und Ortachioi, sie zählen nicht ganz 2 500. Auch die Italiener kommen in diesem Gebiet als Kolonisten in Betracht (Cataloi, Iakobdeal), etwa 1 500. Die aufblühenden Donauplätze haben die mit Vorliebe handeltreibenden Russen in größerer Menge angezogen. Besonders Tulcea hat sich zu einer internationalen Stadt entwickelt, in der nicht weniger als neun verschiedene Bekenntnisse eigene Kirchen besitzen. Auf Griechen, Juden und

Armenier sind noch etwa 6 000, 3 500 und 3 000 zu rechnen. Zigeuner treiben sich meinen Beobachtungen nach im Norden weniger herum, ein paar tausend mögen aber wohl noch herauskommen. Eine Anzahl Lasen ist im Tabakbau bei Isaccea beschäftigt, Gagauzen leben in Cerna und einigen anderen Ortschaften.

Durch Zusammenfassung der im deutschen Verwaltungsbereich gewonnenen Resultate mit diesen Schätzungen ergibt sich mit abgerundeten Zahlen ungefähr folgendes Bild: Rumänen 135 000, Bulgaren 65000, Tataren 31000, Türken 20000, Russen 20000, Griechen 10000, Deutsche 8500, Zigeuner 8000, Juden 4500, Armenier 3500, Italiener 2000. Daran reißen sich noch: Gagauzen, Magyaren, Albaner, Lasen, Montenegriener, Mazedonier, Perser, Serben, Polen, Kurden.

Selbst wenn die eine oder andere dieser Zahlen durch genaue Feststellungen auch im nördlichen Streifen sich etwas verschieben sollte, es würde nichts an der Tatsache ändern, daß keine Nation die unbedingte Majorität besitzt. Man muß annehmen, daß bei der rumänischen Statistik, die schon 1908 52,52 Prozent Rumänen gegenüber nur 47,48 Prozent Nichtrumänen herausrechnete, nicht überall eine objektive Einstellung der Bewohner stattgefunden hat, auch wenn man für die Rumänen, die infolge des Krieges das Land verlassen haben, eine sehr hohe Zahl einsetzen will. Was aber noch wichtiger ist: Es gibt nicht bloß kein ziffernmäßiges Übergewicht, auch in politischer oder kultureller Beziehung ist es in der Gegenwart bisher keiner der Nationen gelungen, eine anerkannte führende Stellung zu erringen und dem Lande in irgendeiner Weise ihren Stempel aufzudrücken. Nicht einmal in dem Sinne, wie es wenigstens in der Wirkung nach außen hin in früheren Zeiten schon der Fall war, als man in Europa die Dobrudscha auch „das schwarze Bulgarien“ oder „die dobruzische Tatarei“ nannte. Die Rumänisierung, so erfolgreich sie in Bezug auf die Einwohnerzahl gewesen ist, hatte noch nicht die Zeit und wohl auch nicht die innere Kraft, anziehend und erobernd auch auf die fremden Elemente zu wirken. Das kräftigste nationale Bewußtsein, verbunden mit bestimmter politischer Orientierung, herrscht zweifellos unter den Bulgaren. Durch opferwillige Pflege ihres Schulwesens, Schaffung völkischer Organisationen und gemeinsamer Einrichtungen haben sie es schon in der letzten Zeit der türkischen Herrschaft betätigt, und die rumänische Periode hat es eher gestärkt als abgeschwächt. Aber sie sind alleinstehend geblieben. Sie haben keine Gefolgschaft, keinen näheren Anschluß oder die mitlaufende Sympathie irgendeiner der übrigen Gruppen gewonnen. Der nächstgrößere Teil, die Tataren, haben Zusammengehörigkeitsgefühl nur in ethnischer und religiöser Beziehung, für ein politisches Bewußtsein fehlt ihnen Rückhalt und Ziel.

So setzt sich die Bevölkerung der Dobrudscha aus fünf größeren und noch etwa, wenn man von Montenegrinern, Mazedoniern, Persern usw. ganz absieht, doppelt soviel kleineren Gruppen zusammen, die durch Rasse, Sprache, Glauben und Kultur gesondert sind und sich getrennt fühlen. Es werden von ihnen mehr als ein Dutzend verschiedener Sprachen gesprochen. Und das farbenreiche Mosaik wird noch bunter, wenn man in Betracht zieht, daß ein Teil der Gruppen unter sich wieder durch Abweichung in Bezug auf Herkunft, körperliche Erscheinung und Tracht verschieden ist.



*Herstellung von Backsteinen aus Lehm.*

Die Scheidung der Rumänen in Moldauer, Walachen und Mokenen ist nicht bloß eine geographische nach ihrer Heimat, sondern prägt sich auch in ihrem physischen Habitus aus. Die Tataren zerfallen in die Altataren, die einst in der Dobrudscha unter ihrem eigenen erblichen Khan standen und den mongolischen Typus reiner bewahrt haben, und in die Nogaier, eine Blutmischung von Mongolen, Petschenegen, Chasaren und Kumanen. Deren Frauen trugen noch zur Zeit von Peters' Reise mitunter große silberne Nasenringe<sup>62</sup>. Die Russen sind überwiegend Sektierer und bilden schon dadurch streng gesonderte Teile. Ein solcher sind außerdem die Ruthenen, die nach Allard einen großen Teil der Dörfer im Gebirge von Babadag bewohnen<sup>63</sup>. Die deutschen Ansiedlungen halten

<sup>62</sup> *Reisebriefe eines deutschen Naturforschers*. Österr. Rev. 1866, S. 237

<sup>63</sup> *Souvenirs d'Orient*, p. 173.

die Trennung von Katholiken und Evangelischen aufrecht; es gibt kein Dorf, in dem beide Konfessionen zusammenwohnen. Von den Zigeunern heben sich augenfällig die rumänischen von den türkischen ab. Diese haben die türkische Tracht angenommen, ihre Frauen tragen Pumphosen, den Schleier lassen sie allerdings beiseite. Auch haben die türkischen nach meinen Beobachtungen zum größten Teil ihre eigene Sprache vergessen, während die rumänischen unter sich noch ihr altes indisches Idiom sprechen. Unter den Juden sind die Ostjuden von den spanisch sprechenden Spaniolen zu unterscheiden, die nach ihrer Vertreibung aus Spanien unter Ferdinand dem Katholischen (1492) sich in Saloniki und Konstantinopel niederließen und von da auch nach der Dobrudscha gekommen sind.

Die verschiedenen Steinchen des Mosaiks bilden in ihrer Zusammensetzung auch keine größeren einheitlichen Felder, sondern sind überall mehr oder minder bunt durcheinander geschoben. Nur im großen läßt sich sagen, daß die Rumänen ihre Niederlassungen hauptsächlich am Donauufer und in deren Hinterland haben, die Tataren an und südlich der Linie Cernavoda—Konstanza, die Bulgaren im äußersten Süden und im Norden in einem Gebiet, das sich vom Meere, etwa beim Tasaulsee beginnend, über Babadag quer bis Isaccea und zur Donau erstreckt. Im einzelnen sind auch diese Abschnitte überall von anderen Nationalitäten durchsetzt. Ich habe schon erwähnt, wie gering die Zahl der national-geschlossenen Ortschaften ist. Auch die Fälle, in denen nur zwei Nationen sich in ein Dorf teilen, sind noch weit weniger häufig als die, wo 3 und 4 und 5 und 6 eine Gemeinde bilden. Und trotzdem die merkwürdige Erscheinung, daß überall und nach jeder Richtung die Scheidewände zwischen ihnen fest und undurchlöchert stehen! Jeder Teil bleibt streng für sich, lebt sein eigenes Leben und hält treu an seiner Eigenart fest. Gegenseitige Eheschließungen sind seltene Ausnahmen, und von einem Verschmelzungsprozeß, oder auch nur von einem Aufsaugen dieser oder jener kleineren Gruppe durch eine größere, ist noch nirgends ein Anfang zu sehen. Diese auffallende Tatsache erklärt sich zum Teil dadurch, daß es sehr heterogene Volkselemente sind, die sich hier auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengefunden haben. Sodann hat uns aber der geschichtliche Verlauf der Besiedelung der Dobrudscha gezeigt, daß die gegenwärtige Bevölkerung bis auf einen geringen Bruchteil noch jung auf ihrem Boden ist. Seit dem Beginn der Neubesiedelung sind kaum mehr als zwei Generationen vergangen. So hat auch die Zeit bisher noch nicht die Kraft gehabt, eine Vermischung oder stärkere Annäherung der verschiedenen Elemente herbeizuführen.



Das starre Festhalten an der Eigenart fällt überall beim Betreten einer Ortschaft ins Auge und läßt sofort ihre nationale Zugehörigkeit erkennen. Auch wo in einem Dorfe verschiedene Nationalitäten zusammenleben, wohnen die stammverwandten Teile in der Regel beieinander, etwas abgesondert von den anderen, und haben ihre Wohnstätten auf die eigene Weise angelegt. Der Bulgare baut sein Haus und sein Dorf anders wie der Rumäne und beide wieder anders wie der Tatare, Türke, Russe oder Deutsche. Für das rumänische Haus ist das weit vorragende, auf einer Reihe von Säulen ruhende Dach charakteristisch. Der Bulgare umschließt sein Gehöft mit einem hohen, aus Ruten geflochtenen Zaun. Darin fehlen niemals die ein Stück über dem Boden auf Pfählen errichteten, gleichfalls geflochtenen Vorratsspeicher (koliba) von runder oder länglicher Gestalt, manchmal paarweis verbunden. In manchen bulgarischen Höfen sieht man auf langen Pfählen Schädel von Pferden aufgespießt, die böse Geister fernhalten sollen. Die kunstvollen Bewässer-



*Eingang einer von Zigeunern bewohnten Erdhütte.*

ungsanlagen auf den Feldern der Bulgaren beweisen, daß er ein tüchtiger Landwirt und Gärtner ist. Am wenigsten Sorgfalt scheint der Tatare auf sein Haus zu verwenden. Es ist meist niedrig, und die Rohrdächer und Lehmmauern sind in schlechtem Zustand. In sehr alte Zeit gehen zwei seltsame Formen menschlicher Wohnungen in der Dobrudscha zurück. Die eine sind vollständige Höhlenwohnungen, die man hier und da, so in der Nähe von Cernavoda, antrifft. Im ansteigenden Gelände führt

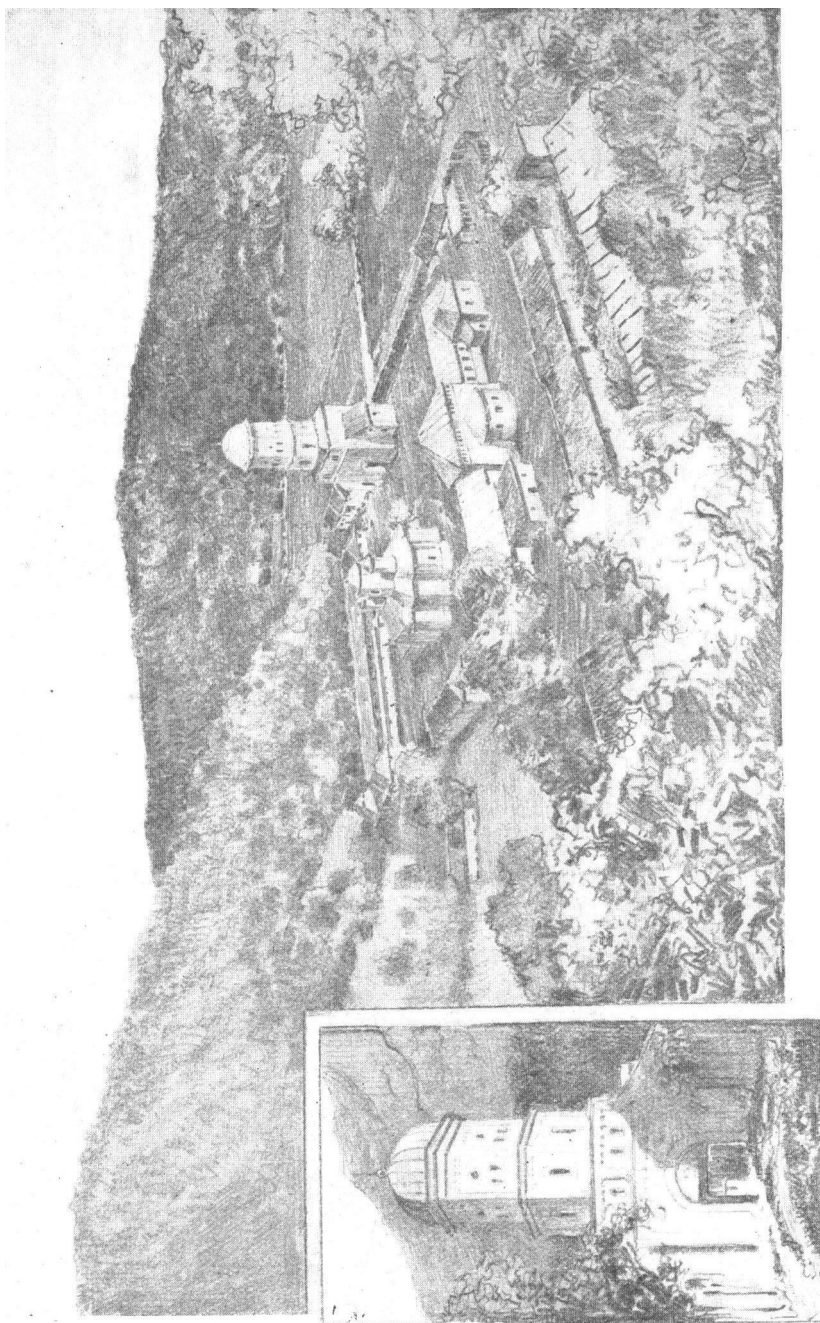
ein schmaler Zugang direkt in die Erde in einen größeren, gewöhnlich rechteckigen Raum. Schon den alten Autoren, Strabo und Ptolemäus, waren in der Dobrudscha diese unterirdischen Behausungen bekannt. Ihre Benutzer wurden Troglodyten, Höhlenbewohner, genannt. Viel häufiger finden sich Wohnstätten, die nur halb in der Erde stecken, während ein niedriges Dach, aus Rohr oder Ästen errichtet und mit Erde beworfen, über dem Boden steht. Auch diese Hüttenart ist zweifellos sehr alt; sie war bis vor nicht langer Zeit die verbreitetste Wohnform der walachischen Bauern, und noch heute gibt es in Rumänien über 50 000 solcher „Bordee“, wie sie auch in der Dobrudscha genannt werden<sup>64</sup>. Hier sind es hauptsächlich die Zigeuner, die in diesen primitiven Wohnungen hausen.

Augenfällige Unterschiede prägen sich auch in dem Lebenstempo der verschiedenen Niederlassungen aus. Zu der trägen Stille einer türkischen oder tatarischen Siedlung steht in scharfem Gegensatz die betriebsame Lebhaftigkeit der bulgarischen. Diese erhalten noch einen besonderen, eigentümlich farbigen Reiz durch die reichgestickten, bunten Trachten der Mädchen und Frauen. Von ihren schönen Stickereien und Decken findet man im Paradezimmer des Wohnhauses manchmal unglaubliche Mengen aufgeschichtet. Daß die einzelnen Völkerschaften auch an ihren besonderen Trachten festhalten, braucht nach allem kaum gesagt zu werden. Auch die beiden Bekenner von Mohammeds Lehre, die Türken und Tataren, unterscheiden sich hierin. Wie ihre Stammesgenossinnen in der Krim tragen die Tatarinnen ihr Haar in zahlreiche dünne Zöpfe geflochten. Bei festlichen Gelegenheiten kleben die Mädchen zwischen die Augenbrauen große bunte Schönheitspflaster. Zu einer eingehenden ethnographischen Beschreibung der Dobrudschabewohner ist hier nicht der Raum. Besser als diese flüchtigen Andeutungen werden die Bilder des Buches vieles von der Verschiedenartigkeit im Typus und in den äußeren Einrichtungen erkennen lassen.

Über die ethnologische Stellung von drei der in der Dobrudscha vertretenen Volksgruppen scheinen mir noch ein paar Worte geboten, da von diesen entweder überhaupt wenig bekannt ist oder falsche Vorstellungen verbreitet sind. Das letztere gilt von den Rumänen. In ihren Häusern in der Dobrudscha sieht man öfter bunte Bilder an den Wänden hängen, auf denen in langer Reihe die Herrscher Rumäniens dargestellt sind.

---

<sup>64</sup> Vergl. Fischer, E.s *Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien*. Hermannstadt 1911. S. 37.

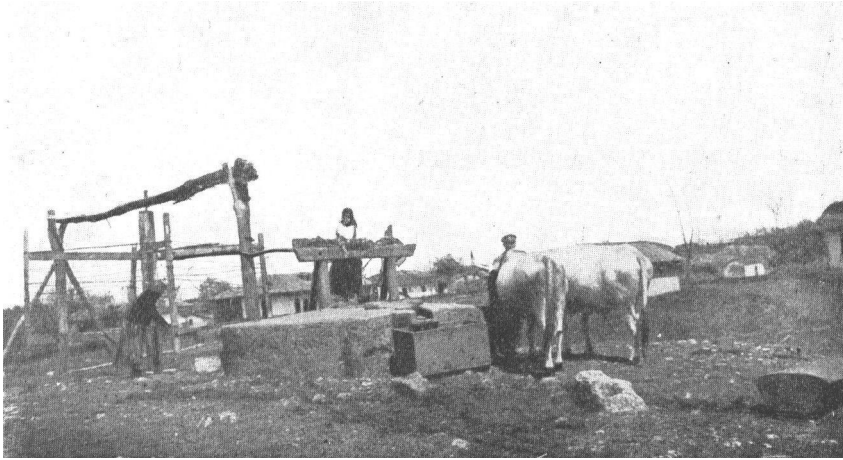


*Kloster Kokosch.*

*Zeichnung von R. Canisius*

---

Als erster der mit Ferdinand endigenden Folge steht da der römische Kaiser Trajan. Was das besagen will ist in der Tat eine hitzig verteidigte Legende der Rumänen: ihre direkte Abstammung von den römischen Kolonisten, die Trajan in Dazien ansiedelte, und die sich dort mit der einheimischen Bevölkerung vermischten und sie latinisierten. Als Nachkommen dieser Dako-Romanen wollen die Rumänen in ununterbrochener Fortdauer in ihren heutigen Sitzen gelebt haben. Auch sonst wird das



*Paternosterbrunnen.*

gemeinhin vielfach angenommen. In Wirklichkeit liegt die Sache nicht so klar und einfach. Wir haben gesehen, wie viele Jahrhunderte hindurch immer wechselnde Völkerstürme über das Gebiet Daziens hinwegbrausten. In all dieser Zeit wird uns von dort nichts von dem Vorhandensein einer lateinisch sprechenden Bevölkerung berichtet. Daß sich eine solche in die Berge geflüchtet und dort dauernd in vollkommener Verborgenheit verschont geblieben sein könnte, ist mehr als unwahrscheinlich. Aber noch andere gewichtige Bedenken stehen der Annahme einer Entstehung des rumänischen Volkes in seinem jetzigen Gebiete entgegen. Auch im Süden der Donau, in weiter Entfernung, hauptsächlich im Pindusgebirge, lebt noch heute eine Völkerschaft, die Rumunen oder Kutzovlachen, die den Rumänen sprach- und stammverwandt ist. Ihre Sprache hat ebenso wie das Rumänische im Wortschatz und im organischen Bau Eigentümlichkeiten, die nur durch ein langes Zusammenleben erklärt werden können, und die zugleich auch im Albanesischen vorhanden sind. Das verwickelte und vielumstrittene Problem kann hier nur angedeutet werden. Die ersten gründlichen Forscher, die sich damit beschäftigten, allen

voran die Deutschen Sulzer, Engel und Rösler<sup>65</sup> — und die meisten objektiven, von mißverstandenen Patriotismus und nationaler Eigenliebe freien Gelehrten haben sich ihnen angeschlossen —, sind zu dem Ergebnis gekommen, daß das rumänische Volk nicht in Rumänien, sondern auf der Balkanhalbinsel entstanden und erst viel später, etwa im 13. Jahrhundert, in sein jetziges Gebiet gekommen ist, als ein Mischvolk hauptsächlich aus romanisierten thrazisch-illyrischen und aus slawischen Teilen. Es würden danach dieselben Slowenen, die, wie wir sahen, ihre bulgarischen Besieger in sich aufzogen und seit dem 6. Jahrhundert die ganze Halbinsel überflutet hatten, auch einen Hauptbestandteil zur Bildung der rumänischen Nation abgegeben haben. In der Tat ist slawischer Gesichtstypus unter den Rumänen stark verbreitet und ebenso slawische Elemente in den Volksüberlieferungen und Gebräuchen. Den überraschendsten Beleg bietet aber die Sprache. Nach Alfred de Cihac, einem Rumänen, dem Verfasser des *Dictionnaire d'étymologie daco-romaine*<sup>66</sup> macht in der rumänischen Sprache die Zahl der lateinischen Wörter nur aus, dagegen die der slawischen, die der türkischen fast. Nach einer anderen Zusammenstellung gibt es: slawische Wörter 3800, vulgär-lateinische 2600, türkische 700, griechische 650, magyarische 500, albanesische 50<sup>67</sup>.

Am wenigsten werden unsere Truppen in der Dobrudscha mit den Namen Lasen und Gagauzen anzufangen gewußt haben. Bei den Lasen ist die Erklärung leicht: Es ist ein kaukasischer Volksstamm, der zur Gruppe der Karthwelier gehört. Seine nächsten Verwandten sind die Georgier und Mingrelier. Ein Teil seiner Heimat an der Südküste des Schwarzen Meeres kam durch den Frieden von San Stefano an Rußland. Möglich, daß das eine größere Auswanderung veranlaßt hat. Die Lasen erfreuen sich des Rufs, von allen Kaukasusstämmen der rohste und räuberischste zu sein.

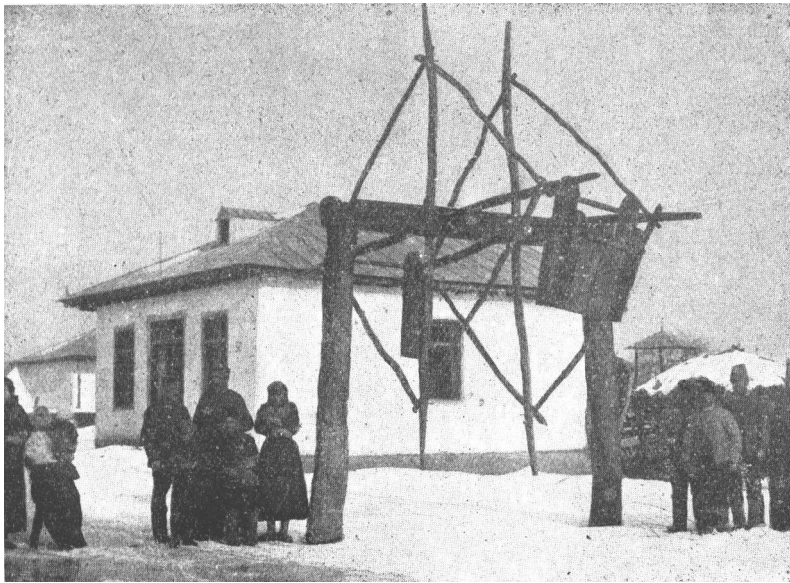
Die Gagauzen waren für die älteren Reisenden ein Rätsel, dessen Lösung sie auf verschiedene Weise suchten. Man hatte, zum größten Teil in eigenen gesonderten Dörfern, Leute vor sich, die türkisch sprachen und dabei fanatische Christen waren. Man vermutete in ihnen Griechen oder == Bulgaren oder auch eine Mischung aus beiden, die die türkische Sprache angenommen hätten, aber dabei Christen geblieben seien. Auf

<sup>65</sup> Sulzer, F. J., *Geschichte des transalpinischen Daziens*, Wien 1781. Engel, J. CH., *Commentatio de expeditionibus Trajani ad Danubium et origine Valachorum*, Wien 1794. Rösler, Rob., „*Rumänische Studien*“ Leipzig 1871. Abweichender Ansicht ist: Jung, Jul., *Römer und Romanen in den Donauländern*. Histor.-ethnogr. Studien. Innsbruck 1877. — Wer sich ohne Studium der ganzen umfangreichen Literatur über die Frage gut und übersichtlich orientieren will, dem sei das Buch Emil Fischers: *Die Herkunft der Rumänen*, Bamberg 1904, empfohlen.

<sup>66</sup> Frankfurt a. M. 1870—79, 2 Bde.

<sup>67</sup> Vergl. Fischer, *Herkunft* S. 132/3

den eigentlich nicht sehr fernliegenden Gedanken, daß es sich umgekehrt verhalten könnte, ist lange Zeit niemand gekommen. Erst der bulgarische Schriftsteller und Minister Petko R. Slavejko wies zu ihrer Erklärung auf die alttürkischen Stämme der Petschenegen und Kumanen hin, und Jiricek hat diesen Gedanken mit Beschränkung auf die Kumanen ausgenommen und mit voll überzeugender Weise begründet<sup>68</sup>. Über die Einwanderung der Kumanen nach Donaubulgarien und in die Dobrudscha und über ihre engen freundschaftlichen Beziehungen zu den Bulgaren haben wir oben ausführlich gesprochen. Von diesen hatten sie das Christentum angenommen, lange bevor die Osmanen in Europa erschienen. Auch der Name Gagauzi, der nach einer in der Dobrudscha



*Viehwege in Cail Dere.*

umlaufenden, mit Hilfe des Griechischen entstandenen Erklärung die „Übelriechenden“ bedeuten soll, weist deutlich auf die Kumanen hin, deren ursprünglicher Volksname, wie oben erwähnt, Uzi oder Usi war. Daß gerade diese Nachkommen der Kumanen in den wechselvollen Geschichten des Landes sich und ihre Eigenart erhalten konnten, dazu mag eben beigetragen haben, daß ihnen bald ihre türkische Sprache, bald ihr Christentum Schutz gewährte. So sind sie in der Tat beinahe der einzige Volksstamm in der Dobrudscha, der hier seit dem Mittelalter in seinen

<sup>68</sup> Einige Bemerkungen über die Überreste der Petschenegen und Kumanen sowie über die Völkerschaften der sogenannten Gagauzi und Surguci im heutigen Bulgarien. Sitzungsberichte der Böhmisches Ges. d. Wiss. Prag 1890

Sitzen kontinuierlich fortgelebt hat und als seit Jahrhunderten bodenständig bezeichnet werden kann. Auch Jiricek ist zu dieser Ansicht gekommen: „Altansässige Einwohner sind an der ganzen Küste von den Donaumündungen bis zur Mündung der Kamcija fast nur die türkisch sprechenden Christen, welche im Lande allgemein unter dem Namen Gagauzi bekannt sind“.

Im Bereich der Deutschen Verwaltung scheint es nur ein Gagauzendorf, Jlanlac<sup>5</sup>, südlich von Mangalia, zu geben. Doch ist es möglich, daß sie bei der Nationalitätenaufnahme nicht überall richtig erfaßt worden sind, da sie sich selbst heute in der Regel als Griechen oder Bulgaren bezeichnen. Einzelne sind in Medgidia, Gheringec und an anderen Plätzen festgestellt. Zahlreich sind sie an den Donaumündungen und im Süden bei Balcik, Dobrik, bis nach Varna hin und an der Donau in Silistria und Umgebung. Kawarna ist ein gagauzisches Städtchen. Kanitz fand Dörfer in der Gegend um das Kap Emineh<sup>69</sup>. Trotz ihres christlichen Glaubens haben die Gagauzen türkische Sitten beibehalten. Ihre Frauen tragen wie die Türkinnen eine weite Hose. Ihre körperliche Erscheinung unterscheidet sie deutlich von Griechen und Bulgaren. Sie sind im allgemeinen klein und von dunkler Hautfarbe. Ihrem Charakter wird große Leidenschaftlichkeit nachgesagt.

Die Dobrudscha steht heute politisch vor einer neuen Wendung, die ihr Schicksal voraussichtlich für dauernde Zeiten bestimmen wird. Vielleicht werden es diese dann auch mit sich bringen, daß ihr buntes Bevölkerungsbild allmählich einen einheitlicheren Charakter erhält.

---

---

<sup>5</sup> heute (2018) Vama Veche; die einzige Gemeinde der rum. Dobrudscha mit Gagausen

<sup>69</sup> Donau-Bulgarien I. 293.

Das Kap Emine liegt 79 km südlich von Varna.



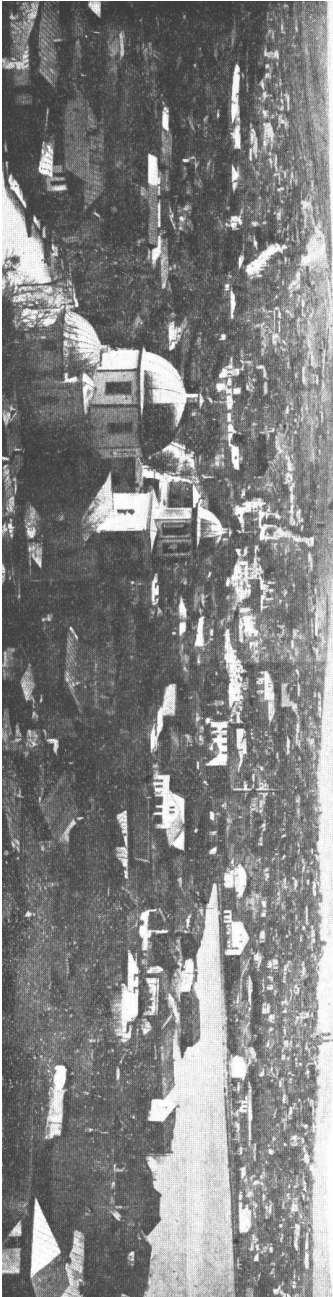


## Ein Weihnachtsfest in der Dobrudscha vor 32 Jahren.

*Von Dr. Carl Schuchardt*

Wenn im Winter die Donau zufriert, ist die neue rumänische Provinz, die Dobrudscha, zu einer förmlichen Welteinsamkeit verurteilt. Seitdem sie der türkischen Herrschaft entzogen und dem größten und aufstrebendsten unter den jungen Balkanstaaten zugeteilt wurde (1878), ist zwar eine Eisenbahnverbindung mit Bukarest längst geplant, aber wegen der Schwierigkeit einer bei Cernavoda zu erbauenden großen Donaubrücke immer noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Land hat somit von seiner alten geographischen Sonderstellung, dem Urquell all seiner politischen Schicksale, nichts verloren. An drei Stellen ist es von Wasser umgeben, und die Donau, die in ihrem Laufe nach Osten dem Meere schon auf 10 Meilen nahe gekommen, plötzlich durch ein hartköpfiges Hügelland gezwungen wird, nach Norden abzubiegen und diese Richtung 180 Kilometer lang beizubehalten, bis sie erst bei Galatz den direkten Weg zum Pontus wieder einschlagen kann, bildet so die West- und Nordgrenze der Dobrudscha. Die Ostseite wird vom Schwarzen Meere bespült, und nur im Süden, also nach Bulgarien hin, besteht ein Zusammenhang mit dem Lande.

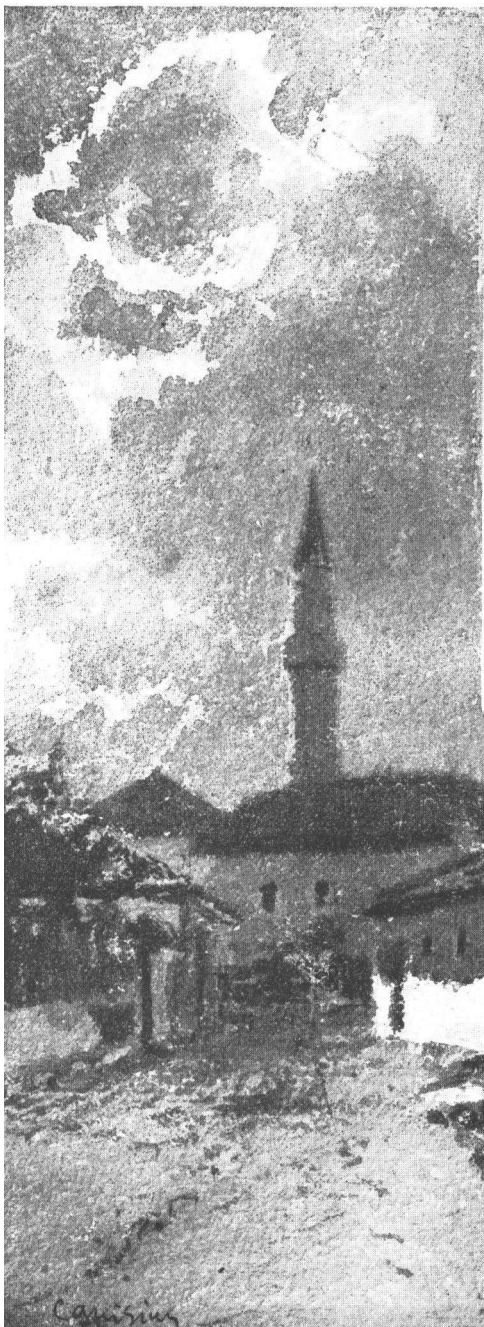
So gelegen hat das kleine Ländchen nicht bloß dem gewaltigsten Strome Europas, sondern noch manchen anderen Gewaltigen dieser Erde als Stein des Anstoßes gedient. Es war wegen seiner Isoliertheit immer schwer gegen feindliche Überfälle und Raubzüge, auch solche, bei denen die fremden Eindringlinge das Fortgehen vergaßen, zu schützen; daher findet man hier noch heute die bunteste Völkermischung: Rumänen, Türken, Tataren, Bulgaren, Griechen, Deutsche (aus Südrußland herübergekommen). Alles sitzt durcheinander.



*Tulcea.*

Interessant ist die Art, wie die Römer sich dem äußersten Donauviereck gegenüberverhielten. Ihr Vorgehen scheint die Auffassung des Berliner Kongresses, daß die Dobrudscha dem westlich und nördlich daranstoßenden Gebiete zuzuteilen sei, zu bestätigen, also der Vereinigung mit Rumänien ein gutes Zeugnis auszustellen. Als die Donau die Nordgrenze des Römischen Reichs bildete, übertrugen dessen scharfblickende Strategen ihr dieses Amt doch nicht bis zur Mündung, sondern ließen sie ihren letzten Bogen nach Norden allein machen und zogen an der schmalsten Stelle des Isthmus, südlich vom jetzigen Cernavoda, ihre Grenzwälle durchs Land. Das heißt doch einfach, daß, wer die Dobrudscha nicht von Westen und Norden her umklammern kann, lieber gleich auf sie verzichten soll.

Die römischen Wälle aber, die mit ihrer ganzen Kette von kleinen und großen Kastellen noch von der Donau bis nach Konstanza am Schwarzen Meere sichtbar sind und infolge ihrer großen Entfernung von Westeuropa sich bis jetzt der Wissenschaft völlig entzogen hatten, sie waren es, die mich zu der Bekanntschaft mit diesem wilden Lande führten.



Ich hatte ihnen schon im Sommer einen achttägigen Besuch abgestattet, konnte damals aber, da ich noch zu bestimmtem Termine nach Odessa hinüber mußte, meine Studien nicht ganz zu Ende führen und wollte nun die nächste Gelegenheit, die freie Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, benutzen, um das Wenige, was noch fehlte, nachzuholen. aber, da ich noch zu bestimmtem Termine nach Odessa hinüber mußte, meine Studien nicht ganz zu Ende führen und wollte nun die nächste Gelegenheit, die freie Zeit zwischen Weih-

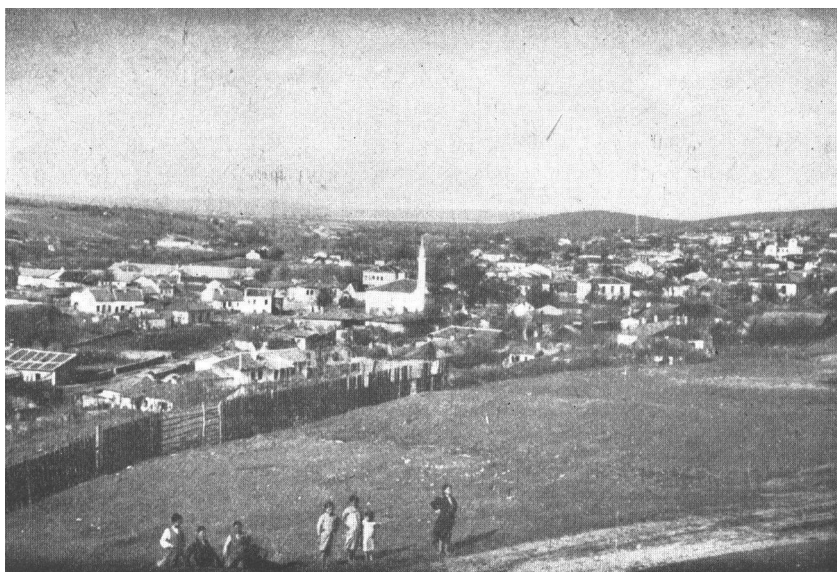


*Kirche in Babadag.*

nachten und Neujahr, benutzen, um das Wenige, was noch fehlte, nachzuholen.

Die Jahreszeit war allerdings ungünstig genug. Wenn diesen Sommer eine kannibalische Hitze sich alle Mühe gegeben hatte, meine Bestrebungen lahmzulegen, so schienen die entgegengesetzten Mächte jetzt eine nicht minder kräftige Obstruktionspolitik zu treiben. Schon auf meiner Fahrt von der Mitte der Moldau nach Galatz wurde mir allgemein versichert, daß ich kein Schiff mehr finden würde, da die Donau jetzt jeden Augenblick zufrieren könne. Indessen wollte mein Schicksal mich doch in aller Ordnung in die Falle hineinkriechen lassen, um sie dann desto höhnischer zuklappen zu können. Die großen österreichischen Dampfer, die sonst dreimal in der Woche die ganze Donau hinauf- und hinabfahren und bis nach Odessa und Konstantinopel gehen, hatten freilich schon seit längerer Zeit ihre Fahrt eingestellt, aber ein kleiner Grieche, „Braila“ mit Namen, wagte sich noch zuweilen bis Cernavoda hinauf, und den fand ich gerade am dem Morgen, wo ich ihn brauchte, zur Abfahrt gerüstet. So kam die kecke Fahrt also wirklich zustande; ja, sie begann sogar ganz lustig, denn an Passagieren war infolge der Feiertage kein Mangel. Da saß in der kleinen, kaum 12 Personen fassenden Kajüte ein jugendlicher rumänischer Hauptmann, der mit Braut und Schwiegermutter in der Heimat gewesen war, große Hochzeitseinkäufe gemacht hatte und nun mit all den hoffnungsvollen Schätzen in seine Garnison am Schwarzen Meere zurückkehrte. Zwei Gutsbesitzer in Lederjoppen, mit Stutz und Pulverhorn bewaffnet, hatten es auf die mas-

senhaften Hasen und Trappen der Dobrudscha abgesehen. Ein deutscher Handlungsreisender wollte Türken und Tataren mit seinem Frankkaffee beglücken, und dazwischen wimmelten noch verschiedene Leute von weniger ausgesprochenem Charakter. Kurzum die Bude war voll, und der Kapitän machte ein vergnügtes Gesicht.



*Babdag*

Anfangs ging es etwas schweigsam zu. Der ovale Raum hatte, wie jede ordentliche Ellipse, zwei Brennpunkte, den einen bildete der Kanoenenofen, den andern die Braut. Wer sich in den Bannkreis des ersteren begeben, dem vertrocknete das Gehirn, wer aber die mildere Wärme des letzteren erkoren, der sagte gleichfalls nichts, sondern fühlte nur, fühlte die leisen Fittiche Amors, die ihn umschwebten, und wurde eingewiegt in ein sanftes Träumen. Nicht lange aber dauerte die Stille. Unser Magen begann zu knurren, und einer kam auf den schlaun Gedanken, ein Picknick vorzuschlagen. Auf dem Schiffe war nichts zu haben. Jeder hatte also seine Vorräte mitgenommen, und es gab nun ein buntes Bild, als von allen Seiten Schinken, Wurst, Beefsteak, Schweinsrippen, ja auch ein ganzer Hase herbeigetragen wurde. Ein Feinschmecker teilte es in verschiedene Gänge und stellte ein lukullisches Mahl zusammen, bei dem auch der Nachtsch in Gestalt von Kuchen, Backwerk, Äpfeln und Trauben nicht fehlte und die verschiedensten Weine eine gehobene Stimmung verbreiteten.

Unterdessen hatte es draußen immer dicker und dichter zu schneien begonnen. Als wir um 4 Uhr nach Harsova kamen, der einzigen Stadt auf der ganzen Strecke, lag der Schnee schon einen halben Fuß hoch. Meine armen Wälle! Würde ich sie noch finden können, wenn das so fortging? Aber, wie Rom nicht in einem Tage erbaut ist, dachte ich, so werden der Römer Werke auch nicht in einem Tage zugeschnitten werden. Gegen 6 Uhr wurde es so dunkel, daß der Steuermann nicht mehr die Ufer erkennen konnte und wir über eine Stunde stilliegen mußten, bis mit Verminderung des Schneefalls das Wetter sich aufhellte. Erst um ½10 Uhr, nach zwölfstündiger Fahrt, langten wir in Cernavoda an.



*Glockenturm in Babadag.*

Landungsplatz, Bahnhof und ein ganz ordentliches Gasthaus liegen hier dicht zusammen, der Ort selbst eine Viertelstunde weiter nördlich an einem Hügelabhang. Der Wirt im Bahnhofshotel war Grieche, seine Frau dagegen eine Wienerin, die uns eine entsprechend gute Küche vorzusetzen wußte. Die Räume langten natürlich nicht, um jeden einzeln unterzubringen; daher tat ich mich mit dem deutschen Reisenden und dem griechischen Kapitän, der uns hergefahren, zusammen; wir füllten uns unsern Ofen

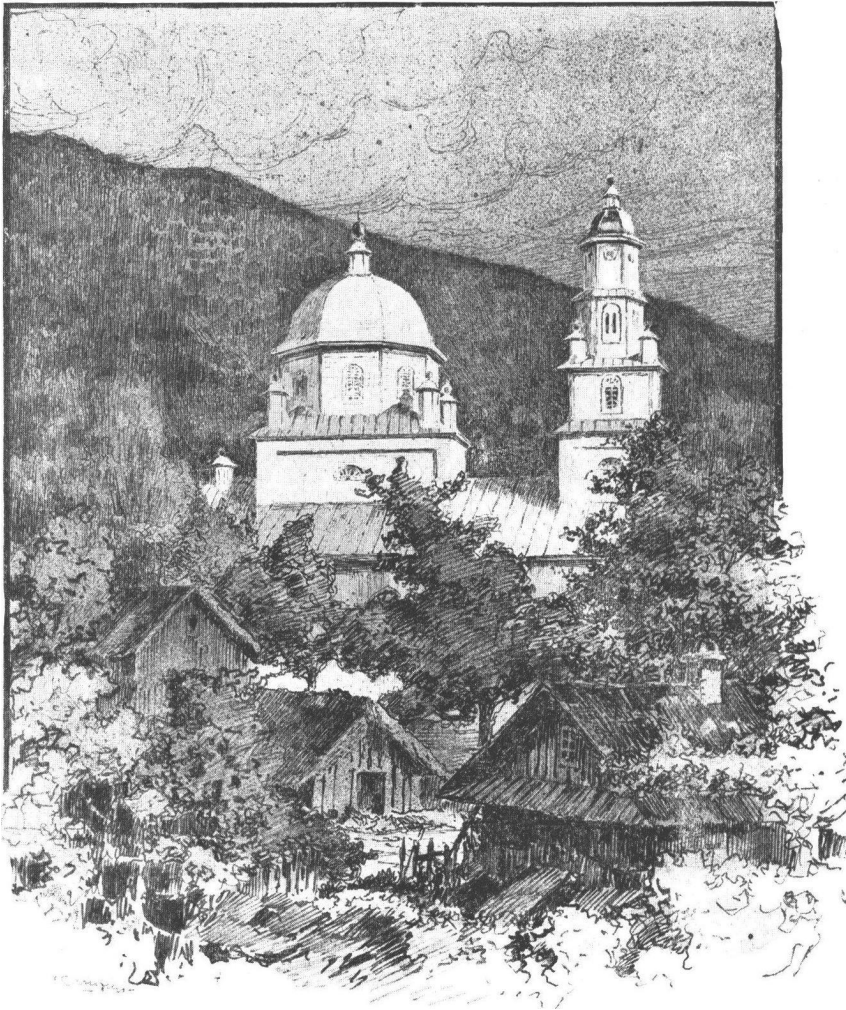
bis oben hinan und schliefen dann baldigst ein. Der Ofen spielt in solchen Fällen eine Hauptrolle; man kennt in ganz Rumänien keine Federdecken und muß daher, wenn es ernstlich kalt ist, die ganze Nacht heizen. Der Kapitän, der am folgenden Morgen nach Braila zurückfuhr, versprach, falls die Donau eisfrei bliebe, in 3 Tagen wieder heraufzukommen. Bis dahin konnte ich mit meiner Aufgabe fertig sein und beschloß daher, die Gelegenheit keinesfalls zu versäumen.

Zunächst begab ich mich sofort von Cernavoda nach Konstanza. Auf dieser kurzen Strecke gibt es nämlich eine Eisenbahn, die einzige in 20 Meilen weitem Umkreise. An den Präfekten von Konstanza hatte ich eine ministerielle Empfehlung und konnte also darauf rechnen, hier am besten das erste Erfordernis für meine Untersuchungen, Pferde und einen



*Türkische Moschee in Babadag.*

zuverlässigen Begleiter, zu finden. Den zweiten Tag sollte dann vom Schwarzen Meere bis Medgidia, den dritten von Medgidia bis Cernavoda geritten werden. Schon die Eisenbahnfahrt war mir sehr lehrreich, weil die Bahn sich immer in der Nähe der Wälle entlang zieht; ein Beweis, wie das Interesse an dieser Linie in alter und neuer Zeit dasselbe geblieben ist. Sie bildet eben die kürzeste Verbindung zwischen der bulgarisch-walachischen Donau und dem Pontus. Die weite nördliche Abbiegung der Wasserstraße über Braila und Galatz nach Sulina ist ein Kreuz für die Schifffahrt, nicht bloß wegen des sehr großen Umwegs, sondern noch mehr wegen der sehr leichten Versandung des immer langsamer dem Meere zuschleichenden Stromes. Besonders vor Einsetzung der internationalen Donaukommission, die eine Tochter des Krimkrieges ist, stand es in dem letzteren Punkte so schlimm, daß die gewöhnlichen Donauschiffe aus der Mündung garnicht mehr herauskommen konnten. Die große Verkehrsstraße zwischen Wien und Konstantinopel ging damals bis Cernavoda die Donau entlang, dann aber über Land nach Konstanza und von hier übers Schwarze Meer weiter. Schon früh hat man sich daher mit dem Gedanken getragen, aus jener Landstrecke eine bessere Verbindung zu schaffen, als eine auch noch so gute Chaussee sie bieten kann. Von Cernavoda aus zieht ein merkwürdig tiefes Tal ins Land, das sich nur wenig über den Donauspiegel erhebt und erst  $\frac{3}{4}$  Mei-

*Uspenia.**Gezeichnet von R. Canisius.*

len vor Konstanz sein Ende findet. Die Erscheinung ist so auffallend, daß man sogar von einem alten Ausflusse der Donau gefabelt hat. Aber ganz ernstlich wurde die Idee ins Auge gefaßt, einen Kanal durch die Senkette anzulegen, der bei Konstanz ausmünden sollte; dann würden die Schiffe von Cernavoda aus nicht mehr 350, sondern bloß noch 60 Kilometer zu fahren haben, um ins Meer zu gelangen. Im Jahre 1839 machte ein preußischer Ingenieur, v. Vincke, genaue Terrainaufnahmen und kam zu dem Resultat, daß das Tal sich 6 Meilen weit sehr langsam erhebt, der Weg von da bis zum Meere (2 Meilen) aber selbst an der



niedrigsten Stelle, die man finden kann, über eine Höhe von 161 Pariser Fuß führt; außerdem der abzutragende Boden fast überall aus Kalkstein besteht. Daraufhin wurde das Projekt aufgegeben, das heutzutage für einen Lesseps<sup>1</sup> wohl nur ein Kinderspiel wäre. Im Anfang der sechziger Jahre ist dann, besonders auf englische Anregung, die Eisenbahn gebaut worden. Mit ihr gelangt man in etwas mehr als zwei Stunden in die freundliche Pontusstadt Konstanza.

Ja, einen recht freundlichen Eindruck macht das Städtchen trotz der unfreundlichen Berühmtheit, die seit nahezu 1900 Jahren an ihm haftet. Ovid hat hier in der Verbannung gelebt, hier seine Tristien und Pontusbriefe geschrieben, und da all seine Bitten um Begnadigung oder wenigstens Anweisung eines milderen Ortes unerhört blieben, auch in der *pontica terra* sein Grab gefunden. Der Zweifel, wo das Tomi, das er in seinen Klagebriefen so viele Male nennt und ebenso viele Male verflucht, zu suchen sei, ist jetzt gelöst durch eine Reihe Inschriften, die in Konstanza zu Tage gekommen sind und von den Angelegenheiten der *civitas Tomitanorum* handeln. Wir befinden uns also auf geweihtem Boden, und wenn auch die Zeiten Ovids nicht die unsrigen sind, wenn wir das Leben unter einem halbwildem Volke, die beständigen Einfälle der Barbaren, die völlige Weltabgeschiedenheit uns großenteils (nicht ganz!) hinzudenken müssen: die Natur ist dieselbe geblieben, und was er über deren Rauheit, die ewigen Stürme, das wilde Meer, die schrecklichen Winter in immer neuen Tönen zu klagen weiß, das können wir ihm heute lebhaft nachempfinden.

Die Stadt liegt sehr exponiert auf einer Landzunge, die sich mit überall steilen, etwa 100 Fuß hohen Rändern ins Meer hinaus erstreckt. Auf der äußersten Spitze steht neben dem Leuchtturm das prächtige neue Hotel Carol<sup>2</sup>, das ganz „europäisch“ eingerichtet, einer Aktiengesellschaft gehört und von einem Preußen geleitet wird. Zu dieser Jahreszeit steht

das ganze Haus leer, auch der Direktor hatte sich in sanftere Regionen verzogen und brachte seinen Winter in Nizza zu. Wir wollen ihm das nicht übelnehmen, denn es piffte ein gar eisiger Wind über das Meer her, und die Wellen spritzten so hoch an ihren Felsenufern empor, als wenn



<sup>1</sup> Ferdinand Marie Vicomte de Lesseps, bekannt als erfolgreicher Erbauer des Sueskanals (1854/59–1869)

<sup>2</sup> Hotel Carol Constanța

ihnen das schucke, zivilisierte Gebäude ein ganz besonderer Dorn im Auge wäre. Die Schiffe von Varna und Odessa, die nur einmal in der Woche fahren, waren ausgeblieben; wann sie sich einmal wieder herüberwagen könnten, wußte niemand zu sagen. Ich dachte an Ovid, wie er seufzt über den langen Winter und sich sehnt nach dem Frühling, wo wieder nach und nach Schiffe kommen; dann will er hinablaufen an den Strand tagtäglich und fragen und forschen, ob nicht jemand dabei ist aus Griechenland oder Italien und ihm Nachrichten bringt von Rom, seinem Rom. (Trist. III, 12.)



*Flüchtlinge auf staubiger Landstraße.*

Ja, man sieht hier erst ein, warum die Griechen so lange gezögert haben, dies unwirtliche Meer zu betreten, warum ihre Phantasie es mit allen Schrecknissen von zusammenklappenden Felsen und hinterlistigen Stürmen, von Riesen und Drachen ausstattete, warum die „Argo“, die die erste Fahrt unternahm, von göttlicher Hand gezimmert sein mußte und die Kühnen, die sie lenkten, für immer unter die größten Helden gerechnet wurden. Ovid nennt den Pontus *mare portibus orbum*, ein Meer ohne Häfen. Auch der Hafen von Konstanza ist schlecht; es existiert keine rechte Einbuchtung, die Schutz vor Wind und Wetter böte, und zudem ist der Grund überall felsig, also zum Ankern ungeeignet. Und trotzdem hat hier seit uralten Zeiten der Handel geblüht; — ein Beweis

eben, daß die andern sogenannten Häfen nicht besser sind. Schon im 6. Jahrhundert v. Chr. als milesische Kolonie gegründet, hat die Stadt das Aufsteigen und Sinken des Griechen- wie des Römertums miterlebt.

Aus beiden Kulturepochen finden sich überall noch die redendsten Zeugnisse. Griechische und lateinische Inschriften, Skulpturstücke aller Art, sowohl Teile von Figuren, wie auch Pfosten, Architrave, Säulentrommeln, Kapitäle sieht man in den Wänden der jetzigen Häuser eingemauert oder in Höfen und Straßen umherliegen. Im nordöstlichen Ende der Stadt fand ich vor einem Hause einen riesigen tönernen *pithos*, ein Gefäß, das man nach seiner Verwendung auf deutsch wohl am besten „Faß“ nennt.



*Zigeunerkolonie bei Cali Dere.*

Das „Faß“ der Danaiden wird auf griechischen Monumenten so dargestellt und ebenso das „Faß“, in welchem Eurystheus sich vor dem erymantischen Eber verkriecht. Zwei Minuten vom Hotel Carol steht am südlichen Ufer eine hübsche Villa, deren ganze Vorderseite bedeckt ist mit eingemauerten Inschriften und Skulpturen. Es ist die Sommerwohnung M. Cogalniceanos, eines der bedeutendsten und populärsten Männer Rumäniens, der in der Dobrudscha zuerst sich des Altertums annahm und eine interessante Privatsammlung zusammengebracht hat. Er war der Hauptvertreter Rumäniens auf dem Berliner Kongresse. Ich hatte hier diesen Sommer eine sehr freundliche Aufnahme und rat- und

tatkräftige Unterstützung meiner Ausflüge gefunden. Jetzt waren Tür und Fensterläden geschlossen; der Siebzigjährige atmet die frische Seeluft nur, um dann wieder jugendkräftig seinem Volke als Rufer im Streite zu dienen.



*Am Ziehbrunnen.*

Es ist dies nicht die einzige Sommervilla in Konstanza. Viel Gesellschaft findet sich während der warmen Monate aus Rumänien, besonders von Bukarest, hier zusammen, benutzt die Seebäder, die reichliche Jagd und entrollt alle Mittag und Abend unter den Klängen der Militärmusik ein vielfarbiges Bild auf der „Piaza“, dem von Kaffeehäusern und Restaurants umgebenen dreieckigen Marktplatze. Auch das Oberkommando der Dobrudscha ist in der Stadt, und mit ihm eine ziemlich starke Garnison, deren Offizierskorps der Geselligkeit immer einen festen Mittelpunkt sichert. Aber stolzer als auf alle diejenigen, welche freiwillig und gern ihre Stadt aufsuchen, sind die Konstantianer doch auf den einen, der es als grausame Strafe empfand, in diesen Mauern leben zu müssen. Ovid ist heute der größte Bürger von Konstanza. Man braucht nicht lange zu gehen, um leicht ein Hotel Ovidiu, eine *strada Ovidiului* und eine *grădină Ovidiului* (Ovids garden) anzutreffen. Ja, auch ein Denkmal soll dem großen Unzufriedenen jetzt gesetzt werden, auf der Piaza, im Mittelpunkte der Stadt. Es ist in Italien hergestellt und liegt auch schon fix und fertig auf dem Bahnhofe in Cernavoda.



*Bethaus in Ceamurli de Jos.*

*Gezeichnet von R. Canisius*

---

Aber es durfte leider bis jetzt noch nicht ausgepackt werden, da das Porto von 1000 Franken noch der Bezahlung harrt. Gerade als ich da war, wurde zur Deckung dieser Ehrenschild ein großer Ball abgehalten; ob dabei aber jene 1000 Franken herausgetanzt sind, ist wohl noch fraglich. Der arme Ovid! In Erz geformt will man ihn nun jubelnd zurückführen in sein Tomi, und selbst dagegen sträubt er sich dicht vor den Toren aus allen Kräften.



*Zigeunerwohnung.*

In Konstanza also galt es, Pferde und einen Begleiter aufzutreiben. Den letzteren wollte ich nicht sowohl zur Führung als zur Bedeckung für alle möglichen Fälle mithaben. Diesen Sommer war ich allerdings allein gegangen, aber jetzt sagte der Präpekt: „Wir haben eine schlechte Ernte gehabt, wer weiß, was Ihnen passieren könnte“; und bald darauf erfuhr ich noch, daß acht Tage zuvor ein Bahnbeamter zwischen Cernavoda und Medgidia spurlos verschwunden sei. So hieß ich denn den Tataren, der sich bereit fand, gern willkommen und bestellte ihn auf den andern Morgen um 7 Uhr. Wenn man sich etwas an diese schlitzäugigen, gelben Gesichter gewöhnt hat, kommen sie einem ganz gemüthlich vor. Es findet sich eine große Zahl dieser Leute in der Dobrudscha. Sie sollen im allgemeinen nicht so harmlosen Charakters sein wie die Türken, aber die in Konstanza wohnenden gelten doch als durchaus zuverlässig. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Türkisch, aber wie alle fremden Nationen im

Lande fangen sie nach und nach auch etwas rumänisch zu sprechen an. In den Wirtshäusern zeichnen sie sich durch kolossalen Bierkonsum aus, während die Türken dies Getränk verschmähen und einem verführerischen Likör, dem Mastix, fröhnen.

Am 10. Januar (29. Dezember rumänischen, d. i. russischen Stils), vor Sonnenaufgang ritten wir bei -10 Grad Reaumur<sup>3</sup> von Konstanza fort und ohne Weg über die südliche Hochebene immer am Wall entlang gen Westen. Es wehte ein Wind, der uns Nase und Ohren abschneiden wollte. Ich hatte meinem Tataren im voraus gesagt, daß ich auf die Chaussee verzichten und immer querfeldein reiten würde; er wußte also, was ihm bevorstand, aber so toll hatte er sich's doch wohl nicht gedacht. Der Schnee lag tief, das Terrain war sehr uneben; unzählige Male mußten wir absteigen und das Pferd beim Zügel nehmen, um einen jähren Wasserdurchriß zu passieren, und wenn dann eine ebene Fläche kam, die man in schnellen Sätzen hätte überschreiten können, mußte wieder gemessen und gezeichnet werden. Oft gingen wir auch schon deshalb eine Strecke zu Fuß, um unsere Füße vor dem Erfrieren zu bewahren. Auf einem türkischen Kirchhofe fand ich eine hübsche griechische Inschrift, von der ich gern mit nassem Löschpapier, das man auf dem Steine trocknen läßt, einen Abdruck genommen hätte; aber daran war bei diesem Wetter natürlich nicht zu denken, und ich mußte mich begnügen, die Buchstaben möglichst naturgetreu abzumalen.

In bezug auf die Wälle erreichte ich indes meinen Zweck vollkommen. Jeder weiß in Deutschland von der Teufelsmauer, jener alten römischen Grenzwehr, die unseren Urvätern so erstaunlich schien, daß sie sie gleich mit dem Teufel in Verbindung brachten und meinten, bei so einem Riesenwerke könne es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Ganz ähnlich sind die Anlagen in der Dobrudscha, nur daß sich hier nicht einer, sondern drei Wälle hintereinander finden: ein kleiner und ein großer Erdwall und ein Steinwall. Auch in Deutschland zeigen die Befestigungen verschiedene Konstruktion: der Wall von Rheinbrohl (bei Andernach) über den Taunus bis zum Main und der weitere von Miltenberg über den Odenwald bis Lorch in Württemberg ist aus Erde aufgeworfen; erst von Lorch bis Kehlheim findet sich eine eigentliche Mauer. Diese Ungleichheit erklärt sich daraus, daß die ersteren Stücke früher angelegt wurden als das letztere. Wenn wir daher in der Dobrudscha eine ähnliche Erscheinung bemerken, so wird der Gedanke nahegelegt, daß auch hier die verschiedene Konstruktion auf eine verschiedene Entstehungszeit zurückzuführen sei. Hielten die Wälle noch einen regelmäßigen Abstand voneinander, so könnte man sagen, sie hätten als vorderste, mitt-

---

<sup>3</sup> etwa -12,5°C



lere und letzte Schutzwehr gegen den Feind eine einheitliche Verteidigungslinie gebildet. Aber das ist keineswegs der Fall; sie laufen bald dicht nebeneinander, bald auch durcheinander, bald divergieren sie wieder auf Stundenweite. Demnach ist kein Zweifel, daß jeder Wall einen besonderen Versuch darstellt, die römische Grenze in möglichst praktischer und sicherer Weise abzustecken. Mit dieser Tatsache wird man von jetzt ab zu rechnen haben und nicht mehr einfach von „einem Trajanswall“ sprechen dürfen.



*In einer Zigeunerhütte.*

Der Steinwall war es, der jüngste der drei, dem ich auf der diesmaligen Fahrt meine besondere Aufmerksamkeit widmete. An ihm entlang reitend bemerkte ich mit Staunen, ein wie starkes materielles Interesse sich in Ermangelung des wissenschaftlichen diesem Römerbaue zugewandt hatte. Die Krone des Walles ist in ihrer ganzen Länge aufgewühlt, und die Reste, die an einzelnen abgelegenen Stellen vom Raube übriggeblieben sind, lassen erkennen, was für Schätze hier gehoben wurden. Steine waren es, große feste Quadersteine, die solche Anziehungskraft auf die nachrömischen Bewohner dieser Gegenden ausübten. Sie sind rechtwinklig behauen, oft 1 Meter lang, halb so breit und eine gute Spanne dick. Das Material ist der graue Kalkstein, wie er hier zwischen Donau und Schwarzem Meer den Grundstock der Hügel bildet. Die Steine waren, wie man noch an verschiedenen Stellen deutlich sieht, flach aufeinander gelegt und nicht mit Mörtel verbunden. Aus ihrer sorgfältigen Behauung ist zu schließen, daß sie nicht bloß zur inneren Festi-

gung des Walles dienten, sondern, wie bei der Grenzwehr in Bayern, eine freie Mauer bildeten. Sie zog sich auf einer Erderhöhung entlang und war gegen den Feind hin noch durch einen 2 Meter tiefen Graben verstärkt. Die ganze Linie war von der Donau bis zum Meere 65 Kilometer lang; genug, um den glücklichen Anwohnern für Jahrhunderte ihr Baumaterial zu liefern. Ganze Dörfer sind aus den Steinen vom Wall erbaut, Omurcea, Murfatlar, Alakap; auf allen türkischen Kirchhöfen begegnen die unverkennbaren römischen Quader, die Eisenbahn verdankt ihnen ihre sichere Grundlage, und nach dem allen werden heute noch ganze Waggonladungen exportiert; bei dem Dorfe Hasancea sah ich eine mehrere Schritt lange Reihe Wallsteine aufgeschichtet, die für Konstanza bestimmt waren unvon da weiter befördert werden sollten.



*Rumänische Frauen.*

Nach meinem ersten Ritt fuhr ich übrigens mit der Eisenbahn nach Konstanza zurück, um wenigstens sicher zu sein, ein gutes Abendessen und ein gutes Bett zu finden, zwei Dinge, die mich nach den Tagesmühen zauberisch lockten. Mit meinem Tataren traf ich den anderen Morgen am Bahnhofe von Medgidia richtig wieder zusammen. Diesen Tag durchritten wir dann das interessante Tal von Medgidia nach Cernavoda und wurden diesmal vom Himmel weit glimpflicher behandelt; es regte sich kein Lüftchen, und die Sonne schien ohne Unterbrechung schon

recht hübsch wärmend hernieder. Die Ränder des breiten Tales erheben sich steil auf 15—20 Meter. Der Wall, der immer oben über das südliche Ufer hinläuft, ist oft mitsamt dem Hügelrande weggeschwemmt. Seitdem das Tal bei Cernavoda verschlossen ist und die Donau nicht mehr hereinfluten kann, sind die Lagunen, die sonst den ganzen Talboden bedeckten, bedeutend zusammengeschrumpft, das hohe Schilfrohr wird mehr und mehr durch üppigen Graswuchs verdrängt, und stellenweise sieht man sogar Getreidebau. Jedoch bringt das Grundwasser immer noch genug Sumpf hervor, um der Gegend den Ruf des größten Fieberherdes von ganz Rumänien zu verschaffen. Da aber dieses Streifchen Land sehr fruchtbar ist, besonders im Vergleich mit den weiten Steppenplateaus, die sich nördlich und südlich ausdehnen und mit ihrem entsetzlichen Wassermangel schon beim bloßen Durchreiten Mensch und Tier zur Verzweiflung bringen können, so ist hier in der Niederung das Vieh aus weitestem Umkreise zusammengetrieben. Große Rinder-, Pferde- und Schafherden finden Winter und Sommer ihr Auskommen, an den Rändern sind Brunnen gegraben, und unter dem Schutz der steilen Hänge haben die Hirten in langer Kette ihre Hütten gebaut.

In einer von diesen, die uns gerade gelegen stand, kehrten mir ein, um beim Verzehren unseres Mittagsbrotes wenigstens unter Dach zu sein. Der Insasse war ein uralter Rumäne mit langem weißen Bart, sein dunkelbraunes Gewand wie eine Mönchskutte umgegangen. Den Eingang in die halb unterirdische Wohnung bildete ein enges Loch, durch das man von rückwärts auf allen Vieren hineinkriechen mußte. Drinnen brannte frei auf der Erde ein kleines, mit einer Art primitiven Torfes, „Stuff“, unterhaltenes Feuer; Wald gibt es in der ganzen Gegend nicht und somit auch kein Brennholz. Um die Flamme neu zu entfachen, brach der Alte einige Rohrstücke aus seinem Schilfdache und warf sie auf die Glut; die Kohlen davon sammelte er dann in eine kleine Pfeife und schmauchte mit Behagen den greulichen Qualm. Den Hasenschenkel, den ich ihm anbot, betrachtete er mit mißtrauischer Bewunderung und legte ihn beiseite, um sich später ungestört mit der Neuigkeit zu befassen. Sie lebten jahraus, jahrein nur von Käse und Mamaliga (Maisbrei), erzählte er mir dabei, und kämen auch nie nach Cernavoda, obgleich der Ort nur zwei Stunden entfernt war.

Unsere Ankunft in Cernavoda fiel auf denselben Abend, an dem der Dampfer von Braila eintreffen sollte. Der Ritt war meinem Tataren schließlich doch lang geworden, er hieb die letzten anderthalb Stunden so kräftig auf sein Pferd los, daß wir in sausendem Galopp an unserem Ziele ankamen. Aber als wir nur in die ersten Straßen einbogen, mußten wir unseren Eifer schon bedeutend mäßigen, und die Mäßigung artete bald in ein förmliches Tappen aus. Es lag so dicker Nebel an dem

Dorfe, daß man keine 5 Schritt weit sehen konnte. Bald stellte sich heraus, daß dies Wetter hier auf der Donau den ganzen Tag geherrscht hatte und von dem Brailaer Kapitän bereits ein Telegramm eingetroffen war, welches die Fahrt für unmöglich erklärte. Gleichzeitig zeigte sich auch schon bedeutendes Treibeis, so daß wir für die folgenden Tage ebenso wenig auf den kleinen Dampfer rechnen konnten. Da saßen wir! Was nun?

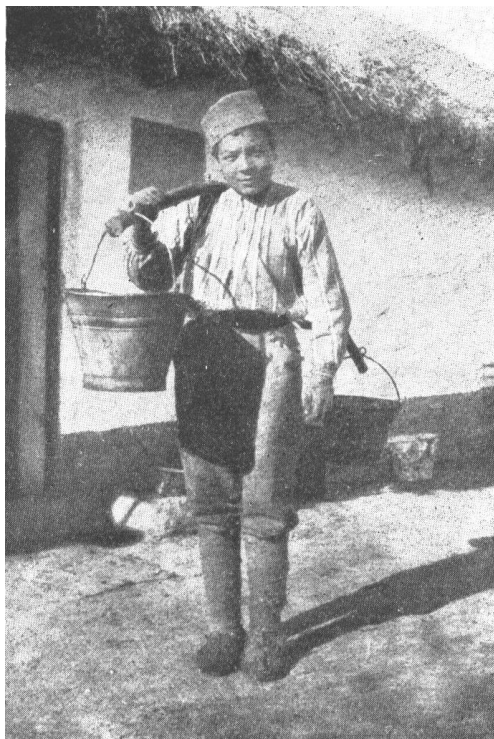


*Rumäninnen beim Tanz*

Noch eine Hoffnung schien zu dämmern. Aus Rustschuk war gemeldet, daß ein Schlepper von da herunterkommen, in Cernavoda Leder ausladen und dann weiter abwärts fahren würde, um in Braila oder Galatz zu überwintern. Aber auch diese letzte Hoffnung sank: der Lederdampfer blieb aus.

Am anderen Morgen kamen mit dem Zuge von Konstanza noch mehrere Leute, denen es ging wie uns. Die zwei Gutsbesitzer und der Reisende, mit denen ich schon die Herfahrt zusammen gemacht hatte, wollten, die einen nach Braila zurück, der andere nach Konstantinopel; und zwei Offiziere von Konstanza, ein Oberst und ein Husarenleutnant, beabsichtigten, ihren Neujahrsurlaub in der Hauptstadt zu genießen. Lange wurde gestritten, ob es nicht ratsam sei, noch auf den Lederdampfer zu warten oder den Brailaer Kapitän telegraphisch zu beschwören,

heraufzukommen, oder gar gleich selber mit einer Barke den Strom hinunterzusegeln. Schließlich vereinigten sich die Gemüter dahin, daß wir Fuhrwerke nehmen und alle zusammen auf Macin, Braila gegenüber, losfahren wollten. Das war allerdings eine Strecke von 150 Kilometern, etwa die Entfernung von Bremen bis Kiel, nur noch bedeutend ungemütlicher durch die gräßliche Öde, die hier herrscht; auf dem ganzen Wege finden sich außer der einen Stadt Harsova nur elende Dörfer von Lehmhütten. Aber da das Unvermeidliche nicht zu ändern war, so gingen wir frischen Mutes ans Werk. Wir waren sechs, aus Gnade wurde noch ein Jude und ein Grieche in die Karawane aufgenommen, und in zwei Schlitten und zwei Wagen, alle mit türkischen Kutschern besetzt, fuhren wir nun gen Norden und immer gen Norden an der Donau entlang. Von einer Chaussee ist hier keine Rede; wir mußten das Terrain nehmen, wie es gewachsen war. Bald ging es unten am Wasser hin, bald, wenn die Felsen bis in den Fluß hineinragten, wieder hinauf auf das hohe Ufer,



*Türkischer Wasserträger.*

und so über Berg und Tal weiter auf Wegen von oft halsbrecherischer Steilheit. Die Türken fuhren wie der Teufel, aber nach 5 Stunden hatten ihre Pferde auch genug. Wir taten ihnen selbst einen Gefallen, als wir sie in dem Dorfe Topalu entließen und für die weitere Fahrt nach Harsova neue Wagen nahmen. Nach fernerem dreieinhalb Stunden kamen wir hier am Ziele des Tages glücklich noch denselben Abend, eine halbe Stunde vor Anbruch des Jahres (russischen Stils), an. Diese feierliche Stunde durfte natürlich nicht klanglos verrauschen, und niemand hatte daher etwas einzuwenden, als unser lustiger Oberst vorschlug, einen „Kef“ zu veranstalten; ich schon deshalb nicht, weil ich mirs nicht entgehen lassen wollte, die neue türkische Vokabel gleich praktisch interpretiert zu bekommen. Als die Geschichte dann aber losging, sah ich sehr bald, daß



*Wasserwagen.*

nur das Wort, nicht die Sache für jemand, der noch vor kurzem Heidelberger Student gewesen war, neu sein konnte, denn sie bestand in nichts anderem als einem beständigen Füllen und Leeren der Gläser. Nur scheinen zu einem *Kef* viel kleinere Gläser zu gehören und auch ein früheres Ende Mode zu sein.

Um 7 Uhr früh ließ der Oberst an jeder Tür Reveille<sup>4</sup> trommeln. Es war Tauwetter eingetreten und zu befürchten, daß, wenn wir die Überfahrt bis Macin verschöben, uns das inzwischen losgebrochene Ufereis große Schwierigkeiten bereiten konnte. Daher wurde beschlossen, gleich hier, in Harsova, über die Donau zu setzen und drüben in Gura Ialomitzei (Ialomitzagemünd) Wagen zu nehmen nach der nächsten, kurz vor Braila gelegenen Station Ianka<sup>5</sup>.

Da die griechischen Schiffer, mit denen wir unterhandelten, unverschämt waren, so veranlaßten die Offiziere eine sofortige Abordnung zweier Militärkähne, die uns mit Sack und Pack einluden. Die Überfahrt dauerte über eine Stunde, denn wir mußten ein ziemliches Stück stromabwärts fahren, um in den Nebenarm, an dessen westlicher Biegung das Dorf lag, hineinzukommen. Sie ließ sich aber gut an, nur drüben, wo der Hauptstrom ging, hatte der Wind gefährlich viel Eis aufgestaut, so daß

<sup>4</sup> Das Hornsignal Reveille („Wecken“, von franz. *reveillez*: „Aufwachen“)

<sup>5</sup> Ianca

es uns erst mit Hilfe der am Ufer stehenden Leute, denen wir ein Tau zuwarfen, gelang, die Landung zu bewerkstelligen. Im Dorfe fanden wir ein gutes Mittagmahl und durch militärische Vermittlung auch baldigst Wagen zur Weiterreise. Wir mieteten sie gleich bis Ianka, sollten aber die ersehnte Eisenbahn auf diesen Achsen längst nicht erreichen. Gegen Abend wurde es so dunkel, daß die Kutscher erklärten, sie sähen den Weg nicht mehr und könnten uns entschieden nicht weiterbringen als Padina. So waren wir gezwungen, in diesem Dorfe zu übernachten. Aber es ging uns besser, als wir erwartet hatten. Für solche Fälle besteht in Rumänien von alters her die löbliche Sitte, daß man mir nichts dir nichts dem Bojaren ins Haus fällt; die Wirtshäuser sind in den Dörfern so wenig zum Absteigen geeignet, daß die Notwendigkeit, die ja die Mutter aller guten Sitten ist, es schon so mit sich brachte. Und da zudem noch einer unserer Gutsbesitzer den aus Padina hausenden Herrn kannte, so machten wir uns erst recht kein Gewissen daraus, direkt im Bojarenhofe vorzufahren.

Es war Neujahrsabend, Herr G., ein Witwer in den Fünfigern, saß einsam bei seiner Lampe vor einem großen, weißgedeckten Tische, und das erste, was mir auf diesem Tische in die Augen fiel, war — die Gartenlaube. Fürwahr, ein freundlicher, heimatlicher Gruß! Herrn G.'s Familie stammte aus Siebenbürgen, daher war im Hause immer das Deutsche gepflegt worden, und bei näherem Zusehen fanden sich auf dem Schreibtische auch Löbe's Encyklopädie der Landwirtschaft, allerhand deutsche Chemie-, Physik-, Pferde- und Schafzuchtbücher und Spielhagens Romane. Der freundliche alte Herr war gar nicht ungehalten ob unseres Überfalls, sondern freute sich, in seiner ewigen Einsamkeit einmal eine kräftige Abwechslung zu erfahren. Und nun ging es wie bei Homer:

vor allem Fragen und Unterhalten wurde die ehrsame Schaffnerin in Bewegung gesetzt und eine Mahlzeit auf den Tisch gebracht, die in ihrer epischen Fülle und Einfachheit uns ebenfalls in die goldene Vorzeit des Griechentums zurückzusetzen schien. Da kam zuerst ein schneeweißes Gericht, noch süß, zwischen Milch und



Käse schwankend, gar lieblich anzuschauen und gut zu essen; dann junger Schweinsbraten mit Krautsalat, einem hochbeliebten rumänischen Essen, schließlich noch ein charaktervoller Schafkäse und zu dem allem ein so lustiger neuer Wein, daß die Stimmung bald nichts zu wünschen übrig ließ und wir fröhlich und guter Dinge noch lange beieinander saßen.



*Wasserträgerinnen.*

Am andern Morgen gabs nach dem Kaffee gleich wieder Schweinefleisch und Käse, und um 10 Uhr fuhren wir ab. Leider waren durch das zunehmende Tauwetter die Wege sehr so aufgeweicht, daß wir selbst mit 4 Pferden immer nur Schritt fahren konnten und erst um 5 Uhr nachmittags in dem Dorfe Filiu ankamen, dessen Entfernung sonst auf 3 Stunden geschätzt wird. Die Gegend ist hier wie am ganzen linken Donaunfer gründlich langweilig; es ist die große walachische Ebene, die infolge reichlicher Feuchtigkeit wohl ein sehr fruchtbares Land ist, aber dem Auge weit und breit nicht die leiseste Anregung bietet. In Filiu wohnte wieder ein „Gastfreund“, bei dem eingekehrt werden sollte. Und diesmal ging es noch origineller zu. Das Haus war verschlossen und alles ausgeflogen; da sprengte der Oberst mit seinem Säbel die Tür, aus den anstoßenden Gebäuden wurde die Dienerschaft herbeigernfen, schnell einige Hühner geschlachtet, auch Schweinszungen gebraten und so wieder ein ganz annehmbares Mahl bereitet. Um 9 Uhr abends fuhren wir, trotzdem



es auch heute wieder stockfinster und der Weg bodenlos war, mit neuen Wagen weiter, um noch den Nachtzug in Ianka zu erreichen. Die guten Dorfbewohner nahmen sich unser Wohl sehr zu Herzen und ließen einige ihrer Gemeinderäte selbst den Bock besteigen, damit wir „diese traurige letzte Fahrt“ noch sicher überständen. Ein Mann ging voraus, den Weg zu suchen, und die Räte riefen einander fortwährend zu, damit der nachfolgende Wagen den vorausgehenden nicht verlöre. So kamen wir nachts um halb 1 Uhr endlich bei unserer Rettungsstation an; die Wagenfahrt von Cernavoda her hatte drei volle Tage gedauert. Ich fuhr nun mit den zwei Gutsbesitzern sofort nach Braila und Galatz, während die Offiziere und der Reisende noch zwei Stunden auf ihren Bukarester Zug zu warten hatten. Als ich in Galatz ankam, regnete es Bindfäden, aber als ich am andern Morgen erwachte, tobte ein Schneesturm, der den ganzen Tag anhielt. Der Winter war in voller Strenge zurückgekehrt, und glücklich, wer noch so gut davongekommen.

So endete diese sonderbare Fahrt, die wohl reich war an Strapazen, aber so reich auch an neuen Einblicken in Land und Leute, daß ich sie in dem Gesamtbilde meiner rumänischen Wanderungen nicht missen möchte.

---



## **Der Dobrudscha-Feldzug**

*Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier*

---

### **I.**

#### **Der Vormarsch.**

Rumäniens Kriegserklärung sollte Rußland das Tor nach Konstantinopel öffnen. Aus der südwärts gerichteten Füllhorngestalt der Dobrudscha sollten sich, ungehindert durch den Wasserlauf der Donau, die rumänischen, russischen und serbischen Divisionen auf das bulgarische Küstenland ergießen. Im Süden erwartete man von Sarraïl nunmehr die Früchte seiner nimmermüden Vorbereitungen. Das leichte Gewinnspiel des zweiten Balkankrieges sollte seine Wiederholung finden, und Rumänien fühlte sich seines Erfolges und der Kraft seiner Verbündeten so sicher, daß es sich mit seiner Hauptmacht zunächst der siebenbürgischen Beute zu bemächtigen suchte. Einer aus 4 rumänischen, 1 russischen und 1 serbischen Division gebildeten wohlausgerüsteten Armee fiel die Aufgabe zu, Bulgarien von der Dobrudscha aus anzufallen. Weitere Divisionen sollten aus Rußland und je nach der Lage aus Siebenbürgen in Bälde nachgeschoben werden.

Am 27. August, abends 10 Uhr<sup>1</sup>, erklärte Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg. Am folgenden Tage übernahm Generalfeldmarschall von Mackensen den Oberbefehl über die deutschen, bulgarischen, österreichisch-ungarischen und osmanischen Truppen an der Donau und an der Dobrudschagrenze. Die verbündeten Heeresleitungen hatten längst mit dem Eingreifen Rumäniens gerechnet und ihre Vorbereitungen getroffen. Gleichwohl lastete die Verantwortung einer schweren Aufgabe auf der Führung der neugebildeten Heeresgruppe. An Zahl weit unterlegenen eigenen Verbänden stand ein Gegner gegenüber, der sich sorgsam vorbereitet und ausgestattet hatte und sich dabei ohne Lehrgeldeinbuße

---

<sup>1</sup> 1916 während der russischen Brussilow-Offensive auf Seiten der Entente gegen die Mittelmächte

die Erfahrungen zweier Kriegsjahre nutzbar machen konnte. Aber auch von Rußland waren große Kraftanstrengungen zu erwarten. Nur eine Überlegenheit der Führung und ein restloser Opfermut der Truppe vermochten das Mißverhältnis an äußeren Machtmitteln auszugleichen.

Die zunächst zur Verfügung stehenden Verbände mußten auf die 700 Kilometer lange Front sorgsam verteilt werden. In äußerster Sparsamkeit war jeder Mann an seinen richtigen Platz zu stellen, in bedachter Voraussicht jede besonders gefährdete Stelle in genügender Stärke zu sichern. Größte Bedeutung kam der Aufklärung über den Feind zu. Unsere Flieger wachten über der Donau, meldeten den Aufmarsch des Gegners, bereitgestellte Kähne, die Schanzarbeiten, den Wasserstand. Nachrichten aus anderen Quellen vervollständigten das Bild. Es ließ die Absicht unserer Führung, durch rasches, entschlossenes Handeln die Pläne des Gegners über den Haufen zu werfen, aussichtsreich erscheinen.

Das Hauptziel war, im Aufmarsch befindliche feindliche Teilkräfte auf sich zu ziehen, zu schlagen und dadurch deren Ansammlung zu verhindern. Da die vorhandenen Truppen nicht ausreichten, um an der ganzen Dobrudschagrenze offensiv vorzugehen, beschränkte man sich darauf, auf dem rechten Flügel nach der Wegnahme von Dobritsch zunächst defensiv zu bleiben, um mit geringer Zahl in fester Stellung den erwarteten russischen Vorstoß an der Meeresküste abzuwehren. Der linke Flügel hatte durch beherztes Zugreifen zunächst die befestigten feindlichen Brückenköpfe an der Donau, Tutrakan und Silistria, die Ausfallpforten der rumänischen Offensive, in seine Gewalt zu bringen. Gelang das kühne Unterfangen, so standen in einer erheblich verkürzten Front die alsdann freigewordenen Verbände in der Flanke der feindlichen Hauptkräfte, die unterdessen bei Dobritsch in die Kämpfe mit unserer Defensivfront verwickelt waren.

Der Plan glückte rascher, als man erwarten konnte. Der Gegner hatte offenbar nicht mit einer Offensive von Bulgarien aus gerechnet und sich mit seinen Vorbereitungen Zeit gelassen. Am 1. September trat zwischen Bulgarien und Rumänien der Kriegszustand ein. Am gleichen Tage erging an die 3. bulgarische Armee der Befehl: Um 12 Uhr nachts gehen sämtliche Grenzposten auf feindliches Gebiet über und werfen die Grenzwachen möglichst weit zurück. Der Vorstoß hat, um die Gefangenzahl zu erhöhen, überraschend zu erfolgen. Am 2. September waren die feindlichen Vortruppen auf der ganzen Front zurückgeworfen. Die eigenen Verluste waren bei zumeist schwachem Widerstand des Gegners gering, die der Rumänen erheblich.

Heftiger waren die Kämpfe an der Küste, wo bulgarische Kavallerie ein rumänisches Regiment vernichtend schlug. Prompt, wie befohlen, wird die alte Bulgarenstadt Dobritsch, der Haupthandelsplatz der südlichen Dobrudscha, am 4. September eingenommen. Der einziehende Befreier wird mit Jubelrufen und Blumen überschüttet. In den nördlich vorgelagerten Höhen graben sich alsdann befehlsgemäß die Truppen unseres rechten Flügels ein. Eine bulgarische Brigade hat sich hier in den folgenden Tagen der heftigsten Angriffe überlegener feindlicher Kolonnen zu erwehren. Zum ersten Male stoßen dabei Bulgaren mit russischen Regimentern zusammen. Wenn der Russe etwa glaubte, daß sich der bulgarische Soldat ihm gegenüber nicht bewähre, ist er in diesen erbitterten Gefechten gründlich enttäuscht worden.



*Soldatengräber bei einer Mühle.*

In den ersten Septembertagen traf bereits das erste Regiment der türkischen Divisionen ein, die Generalissimus Enver-Pascha in waffenbrüderlicher Bereitschaft sofort nach Rumäniens Kriegserklärung zur Verfügung gestellt hatte. Es befanden sich darunter Regimenter, die bereits an den Dardanellen ihre Feuerfestigkeit erwiesen hatten. Mit ihrer guten Kleidung und Ausrüstung, ihrer disziplinierten Marschordnung, machten sie einen vorzüglichen Eindruck. Sie waren mit Feldküchen und Kolonnen und allen sonstigen Bedürfnissen neuzeitlich ausgestattet.

In raschem Vormarsch hatten unterdessen deutsche und bulgarische Kräfte die Donaufestung Tutrakan so fest umklammert, daß bereits am 5. September der Generalsturm angesetzt werden konnte. Am Abend dieses Tages war mit den Forts 2—9 die Hauptstellung genommen. 41 Bataillone, 20 Batterien und 6 Eskadronen hatten diesem ungestümen Ansturm der an Zahl unterlegenen bulgarischen und deutschen Bataillone

nicht standzuhalten vermocht. Bevor die rumänische Heeresleitung zur Besinnung kam, war ihr der mit allen modernen Befestigungsmitteln ausgestattete Brückenkopf Tutrakan entrissen. Am Abend des 6. September rückten deutsche Kompagnien in die Festung ein. Eine schwere, blutige Niederlage des Feindes war erfochten. Zwei rumänische Divisionen fielen unverwundet in unsere Hände, ein erheblicher Teil der rumänischen Offensivarmee war vernichtet. Unter den 28 000 Gefangenen befanden sich 400 Offiziere, darunter 3 Brigadegenerale. Von den 100 teilweise schweren Geschützen hatte allein ein deutsches Bataillon 15 mit stürmender Hand genommen.



*Bulgarische Ochsenkolonne.*

Die Führung stand in den folgenden Tagen vor einer schweren Entscheidung. Bei Dobritsch verstärkten sich die feindlichen Angriffe. Der rumänischen und russischen gesellte sich eine serbische Division hinzu. Ein Mißerfolg auf dem rechten Flügel brachte den gesamten Offensivplan in Gefahr. Die Heeresgruppe war zu schwach, um den Defensivlinien bei Dobritsch genügende Stärke zu verleihen und gleichzeitig für eine Einschließung des weiter donauwärts gelegenen befestigten Brückenkopfes Silistria eine ausreichende Truppenzahl freizubekommen. Aber auch hier durchhieben die Beherztheit des Entschlusses und der Führung, der Wagemut der Truppen, den Knoten. Es wird den in rastloser Verfolgung nachgedrungenen Verbänden ein Handstreich aus Silistria befohlen. Ohne 320 ernsten Widerstand ergibt sich die über-rumpelte Festung. Bereits am 9. September reitet eine deutsche Offizierspatrouille in die Stadt ein. Wiederum werden zahlreiche Geschütze

und viele Kriegsgerätschaften erbeutet.

Mit der Wegnahme von Silistria ist die Donau als Verbündete gewonnen. Den linken Flügel schützt der breite Strom mit seinen sumpfigen Nebengewässern. Der rumänische Plan, von Tutrakan und Silistria aus gleichzeitig mit dem russischen Vorstoß nach Varna in Mittelbulgarien einzufallen, ist unterbunden. Der weitere Vormarsch kann sich, seitwärts ungehindert, in frontaler Richtung der Eisenbahnlinie Konstanz—Cernavoda zuwenden. Zwei bis drei rumänische Brigaden, die später bei Rahova über eine rasch geschlagene Pontonbrücke am bulgarischen Donauufer Fuß faßten, waren durch rasche, umsichtige Maßnahmen bereits von allen Seiten umschlossen, als eiligste Flucht sie unter schweren Verlusten dem drohenden Verhängnis entzog.

In dem sich verengernden Schlauch der Dobrudschassteppe standen die verstärkten feindlichen Divisionen in immer dichteren Reihen gegenüber. Trotzdem wurden Angriff und Verfolgung ohne einen Tag Ruhe fortgesetzt. Bereits fünf Tage nach der Einnahme von Silistria hatte der deutsche linke Flügel den Donauabschnitt 25 Kilometer südlich von Cernavoda erreicht. Die Front zog sich von hier genau südwärts und bog nördlich Dobritsch nach Osten um. Die feindliche Armee war somit in den rechten Winkel unserer Linie eingekeilt. Das lockerte ihre Widerstandskraft. Vollends zermürbt aber wurden die des Feuers ungewohnten rumänischen Truppen durch den unablässigen eisernen Druck der Verfolgung. Der energische Wille der Führung zeitigte sichtbare Erfolge. In prächtiger Stimmung wetteiferten bulgarische und deutsche Kavallerie, in aneinandergeschlossenen Reihen die deutschen, bulgarischen und türkischen Bataillone. Auch die Beschaffenheit des Bodens, die dem Nachschub die größten Schwierigkeiten bereitete, vermochte die angespannteste Verfolgung nicht aufzuhalten. Besonders empfindlich war der Mangel an Wasser, das in Tanks und Wagen durch die mit Büffeln und Ochsen bespannten Kolonnen aus dem Hinterlande nach vorne gefahren werden mußte. Dem langsamer folgenden Gros gingen daher Vorhuten voraus, die die Fühlung mit dem Feinde behielten und ihm die Möglichkeit nahmen, sich in günstigen Geländefalten festzusetzen.

Der am weitesten vorgedrungene deutsche linke Flügel zog Mitte September schwere feindliche Angriffe aus sich. Ein ostpreußisches Regiment, das in Eilmärschen von täglich 50—60 Kilometer nachgezogen war, stieß hinter Silistria zu dem Detachement von H., das an der Einnahme von Tutrakan ruhmreichen Anteil hatte. Das deutsche Detachement wurde zusammen mit dem eingetroffenen Regiment und einigen

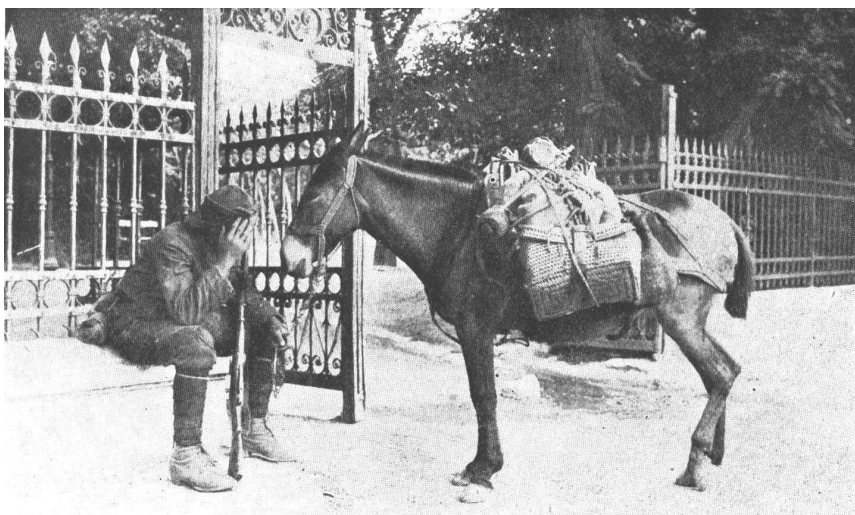


*Kosakendorf Telitza.*

*Gezeichnet von R. Canisius*

---





*Türkischer Kavallerist.*

bulgarischen Bataillonen zu der Brigade B. erweitert, der auch weiterhin entscheidungsvolle Aufgaben zufielen. Ihrem ungestümen Vormarsch auf Cernavoda wollten die Rumänen bei Lipnita mit starken Kräften Halt gebieten. Die Brigade mußte hier in unübersichtlichem, bergigem Gelände eine unwegsame, buschige Enge durchschreiten. Eine Infanterievorhut, verstärkt durch deutsche Ulanen und eine Kanonenbatterie, schob sich vor, um dem Gros den Engpaß zu sichern. Der Vorstoß gelang. In leichten Gefechten wurde die Nachhut des Feindes zurückgeworfen und das Dorf Cara-Omer bei anbrechender Dunkelheit genommen. Das Ulanenregiment hatte Schützenketten entwickelt und sich am Dorfrand im Anschluß an die Infanterielinie festgesetzt. Das Helle Licht des Vollmondes verlockte dazu, den errungenen Erfolg weiter auszunutzen. Unter Führung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen brachen einige Züge gegen die Maisfelder vor, in denen der Feind sich versteckt eingegraben hatte. Sie bekamen heftiges Feuer, hatten aber geringe Verluste. Mit leuchtendem Heldenmut rief der Prinz erneut zum Stürmen. Er überrannte mit seinen Getreuen die vorderste feindliche Stellung, stieß aber dann auf einen zweiten Graben, vor dem er mit seinen Leuten den Heldentod fand. Es gelang dem Gegner im Laufe der Nacht, die kritische Lage, in der er durch den kühnen Vorstoß des Prinzen von Hessen geraten war, durch einen Flankenangriff sich zu erleichtern. Das nachrückende Gros der Brigade B. sicherte jedoch am folgenden Tage den

vollen Besitz der von der Vorhut gewonnenen Stellungen.

Auch hier war durch überraschendes, tatkräftiges Zugreifen die Selbstsicherheit des Gegners erschüttert worden. Seine Massen fluteten zurück, und unsere Vorhut blieb ihnen so aufsässig an der Klinge, daß er erst wieder vor seiner vorbereiteten, befestigten Stellung südlich Rasova zum Stehen kam. Die bogenförmige Umfassung der feindlichen Kräfte ermöglichte es dem nördlich vorgedrungenen deutschen Flügel, den vor der bulgarischen Nachbardivision zurückweichenden Kolonnen wirkungsvoll in die Flanke zu schießen. Fast täglich boten sich unserer reg-samen Artillerie dankbare Ziele vor der Front und seitwärts. Die Feuerüberfälle wirkten auf die noch kriegsschwachen Nerven der rumänischen Soldaten meist so verwirrend, daß ihre Verbände jeden Zusammenhang verloren. Am 15. September stieß die Brigade B. auf die feindliche Hauptstellung südlich Rasova. Auf Wochen gewaltiger Marschleistungen und täglicher Verfolgungsgefechte, die von der Donau aus durch die rumänischen Monitore belästigt worden waren, folgte ein bewegter Stellungskampf, indem zunächst erbitterte Angriffe verstärkter rumänischer Kräfte abzuwehren waren. Bei einem wuchtigen Schlag unmittelbar vor der rumänischen Hauptstellung waren dem überstürzt fliehenden Feind von deutschen Bataillonen noch 6 Geschütze und 8 gefüllte Munitionswagen abgenommen worden.



In tapferen, zähen Gegenstößen hatte unterdessen das bulgarische Detachement nördlich Dobritsch die Angriffskraft des Gegners aufgerieben. Er sah sich auf der ganzen Front der 3. bulgarischen Armee in die Verteidigung gedrängt und durch die

Umfassung seiner westlichen Flanke durch die deutschen Truppen auf seinem Rückwege bedroht. Die Lage war strategisch für ihn so ungünstig geworden, daß er sich nur durch einen eiligen Rückzug der Vernichtung entziehen konnte. Am Abend des 15. September trifft beim Heeresgruppenkommando die Meldung ein, daß der Feind auf der ganzen Front zurückweicht. Hartnäckigste Verfolgung wird befohlen. Der Feind leistet nur vereinzelt ernsteren Widerstand. In stärkster Anspannung aller Kräfte werden täglich große Geländeabschnitte gewonnen. Der bulgari-

sche General K., ein vorbildlicher Soldatenführer, der selbst aufklärend an der Spitze seiner Truppen weilt, um jede Gelegenheit, dem weichen Feinde Verluste beizubringen, in umsichtigster Weise auszunutzen, erhält einen Armschuß. Am Tage vorher war sein in der Nähe stehendes Pferd von einer Granate zerrissen worden. Neu eingesetzte rumänische Brigaden werden in den rückwärtigen Strom mit hineingerissen. Das Gelände ist flach, kahl, baumlos und grau wie die Wasserfläche des Meeres. Zuweilen bilden sich Mulden und niedere Höhen, als habe eine leichte Brise die trägen Massen in sanfte, flach auslaufende Wellenberge geschaukelt. Diese Erhebungen bieten einen meilenweiten Blick über das Gelände. Ein geschlagener Feind kann sich nirgends verkriechen. Erbarmungslos faßt ihn das Auge und der sichere Einschlag der hastig nachfolgenden Geschütze. Die Artilleristen halten reiche Ernte. Das Vorgebiet ist bewegt von den dichten Schwärmen zurückflutender Infanterie, und die Kanoniere wissen vor verführerischen Zielen nicht, wo sie hinschießen sollen. Rumänische Regimenter, die aus den Karpathen kamen, und neue russische Verstärkungen fingen an der vorbereiteten Hauptstellung vor Cobadinu—Topraisar die Verfolgung auf. Es bedurfte zunächst sorgsamer Vorbereitungen, um diese Festungslinie zu überwinden.

---

## II.

### Der Durchbruch.

Der Flügelschlag des siegreichen Verfolgungskampfes ist wie alles Irdische durch materielle Sorgen beschwert. Der Ungestüm der vorwärtsdrängenden Menschen entfernt sich immer weiter von den Vorratskammern, aus denen eine Armee täglich mit Nahrung und Eisen gespeist werden muß. Wenn der Nachschub dieses Betriebsstoffes unter den schwierigsten Verhältnissen leidet, wie sie auf dem Kriegsschauplatz hier in ungewöhnlichem Maße vorhanden sind, bleibt nichts übrig, als sich durch Sammellager den Rückhalt für neue Taten zu schaffen. Kein Wagnis ist zu groß, wenn sein Gelingen nur von der Fähigkeit der Truppe abhängt; es an Zufälligkeiten ausreichenden Nachschubs zu ket-

ten, wäre der Keim des Verhängnisses. Schon bei den Vormärschen in Galizien, Polen und Serbien hatte sich ein gewisser Rhythmus der Vorwärtsbewegung herausgebildet. Auf mehrtägige Angriffsgefechte folgten Pausen, in denen das Netz der Nachfuhr in Ordnung gebracht, unterdessen die feindliche Stellung erkundet und die eigene Gruppierung ihr angepaßt wurde.



*Deutscher Heldenfriedhof bei Topraisar.*

Erst die spätere Geschichtsschreibung wird ein getreues Bild der Nachschubschwierigkeiten zeichnen können, mit denen eine größere Armee in diesem unentwickelten Lande zu kämpfen hatte. Der vorübergehende Stillstand unseres Vormarsches hatte den hoffnungsbereiten Gegner zu dem frohen Glauben verleitet, daß sich unsere Truppen nicht die Kraft zumaßen, die befestigte Eisenbahnlinie Konstanza—Cernavoda in ihre Hand zu bekommen. Die Entente-Pressen vergaß rasch die soeben erlittene Niederlage und jubelte. Die rumänischen und russischen Divisionen hatten sich von ihrem Schrecken erholt und unternahmen mit Verstärkungen in ständig wiederholten Angriffen den Versuch, ihrerseits die Offensive wieder aufzunehmen. Sie wurden an allen Stellen unserer schnell befestigten Front mit schweren Verlusten immer wieder abgewiesen. Die Schwächung, die sie sich auf diese Weise selbst bereiteten, konnte unserer Führung nur erwünscht sein.

Die Vorbereitungen für den geplanten Durchbruch wurden in gewohnter Sorgfalt getroffen. Vor dem Stützpunkt Cobadinu wurden bewährte bulgarische Regimenter, gegenüber dem starken Bollwerk Topraisar eine neu eingetroffene deutsche Division zusammen mit der Brigade B. eingesetzt. Land- und Seeflieger überwachten in unermüdlichem Pflichteifer den feindlichen Aufmarsch, sie störten durch fast tägliche



*Kirche in Topraisar.*

Bombenwürfe und Maschinengewehrfeuer den Truppen- und Materialenverkehr über die Brücke bei Cernavoda, die Truppenausladungen im Hafen von Konstanza und griffen mit guten Erfolgen die Biwaks und Munitionslager an. Die Nachricht von dem stellenweisen Ausbruch der Cholera in feindlichen Quartieren gab zu vorbeugenden Maßnahmen Anlaß. Deutsche Unterseeboote hielten sich bereit, unsere rechte Flanke von See ans zu decken.

In mehrlinigen, weit ausgedehnten, schon in Friedenszeiten mit allen Befestigungsmitteln ausgebauten Stellungen stand ein an Zahl erheblicher Feind gegenüber. Auf einer Front von etwa 70 Kilometern waren vier voll aufgefüllte rumänische, zwei russische, eine serbische Division, ferner eine russische Kavalleriedivision und eine rumänische Kavalleriebrigade teils vorn, teils in Reserve in gefechtsbereiter Verteidigung. Eine weitere russische Schützendivision und ein weiteres russisches Armeekorps trafen kurz vor dem Durchbruchstag im Kampfgebiet ein. Ernste, harte Tage standen bevor. Aber mit sicherer Zuversicht legten die verbündeten Truppen ihr Schicksal in die Hände ihres begeistert verehrten, sieggewohnten Führers. In der Anlage und genauesten Vorbereitung war alles Erdenkliche geschehen. So konnte auch die Führung mit gutem Mute hoffen, daß die Durchführung der Befehle den Erfolg erzwingen würde.

Am Morgen des 19. Oktober wirbelten im klaren Herbstlicht auf der ganzen Front die schweren Eisenschlegel zum Sturm. Der Feind war zunächst aus seinen teilweise erst in letzter Zeit mit Draht umsponnenen Vorstellungen zu werfen. Der Angriffsbefehl forderte den Vormarsch auf der ganzen Linie. Von einer kleinen Anhöhe, die einen weiten Überblick über die Ebene gewährte, leitete Generalfeldmarschall von Mackensen mit seinem Generalstabschef, General Tappen, die Kampfhandlung. Aus dem rechten Flügel führte die bulgarische Kavallerie, die sich schon ans dem Vormarsch bewundernswert geschlagen hatte, ihre Aufgabe schneidig durch. Auch auf der übrigen bulgarischen Front arbeitete sich die Infanterie todesmutig an die feindlichen Gräben heran. Der bulgarische Kronprinz weilte unter seinen Soldaten, ein Vorbild hingebendster Pflichterfüllung. Die türkischen Divisionen, denen Russen gegenüberstanden, gingen in guter Ordnung, wie auf dem Exerzierplatz, vor. Sie stürmten noch am ersten Tage die feindlichen Stellungen, machten 1 500 Gefangene und erbeuteten zwei Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre.

Die schwerste Aufgabe fiel einer deutschen Division zu, die gegen Topraisar angesetzt war. Die rumänischen Stellungen waren vor dem Dorfe, teilweise tief einzementiert, wie ein Spinnennetz ausgebreitet und mit starken Kräften besetzt. Das konzentrische schwere Artilleriesfeuer, das auf den Gräben und Zugangswegen lag, konnte naturgemäß nur gegen einen Teil der weitverzweigten Anlagen wirken. Der Infanterieangriff hatte vor der feindlichen Stellung kilometerweit flachen, steppenartigen Boden zu überwinden. Es war somit dem Teil der feindlichen Verteidigungswerke, der von unserer Artillerie nicht gefaßt war, ein leichtes, sich der ungedeckt nähernden Schützen zu erwehren. Zweieinhalb Tage hat ein pommersches Reserveregiment hier dem Feuerhagel des verschanzten Gegners getrotzt und ihm mit zähester Verbissenheit im schrittweisen Vorrücken die Vorstellung und dann die Hauptbefestigungen entrissen. Der gefeierte Sturm bei St. Privat hat hier seine Auferstehung gefunden. Das Gelände war hier bei Topraisar freilich noch ungünstiger als dort, die Verteidigungskraft des Feindes durch die neuzeitliche Technik verstärkt. Nachts arbeiteten sich die Kompagnien an die Hindernisse heran. Sie versuchten, Sturmgassen in die Drahtverhaue zu schneiden. Der Gegner bemerkt die Annäherung und streut die Feuergarben über den Boden hin. Von den 24 Mann einer vorgeschobenen Offizierspatrouille bleiben 3 Mann übrig. Es sind Stunden höchster Nervenanspannung. Der Tag bricht an. Die vordersten Schützen krallen sich regungslos in der schwarzen Erde fest. Das Feuer flutet über sie hinweg. Sie können nicht vorwärts, nicht rückwärts. An Munitionsnachschub und Nahrung ist nicht zu denken. Aber dem Feind steckt ihre sprungbereite

Nähe lähmend in den Gliedern.

Am dritten Vormittag wird das Dorf von den Nachbarregimentern im Osten umfaßt. Zwei Kompagnien sind schon am östlichen Dorfrand. Da bricht die feindliche Mauer zusammen. Erst laufen einzelne weg, dann kriechen ganze Gruppen aus den Gräben, schließlich reißt alles aus, was Beine hat. Nun springen die Pommern auf, durchschneiden den Draht und nehmen die Verfolgung auf. Ein gestriegelter rumänischer Offizier in lackierter Eleganz wird von dem gedeckten Tisch eines tiefgelegenen Unterstands hervorgeholt. Die Gefangenen berichten von der verheerenden Wirkung unserer Granaten. In den Gräben laufen mit irren Blicken Rumänen auf und ab, die den Verstand verloren haben.

Unsere Artillerie fährt fort. Dünne deutsche Schützenketten treiben den geschlagenen Feind vor sich her, der in etwa 20 Linien, dicht wie ein Ameisenhaufen, kopflos vor ihnen flüchtet, Artillerie und Bagage zwischen den Reihen. Seine Verluste sind in dem übersichtlichen Gelände überaus schwer. Was nicht mitkommt, wird im Stich gelassen. Plötzlich stockt das fliehende Heer. Am Horizont taucht russische Kavallerie auf. Sie haut auf die Ausreißer ein und will sie zurücktreiben. Aber die Kugeln unserer Musketiere haben mehr Gewalt über ihre Seelen als die Kosenpeitschen. Nach einem kurzen, hilflosen Zaudern geraten die Massen wieder in Fluß, und die feindliche Kavallerie hat ein Einsehen und kneift mit ihnen aus.



*Deutsches Soldatengrab in Carachioi.*

Unter den 3 300 Gefangenen der ersten beiden Tage waren 3 000 Russen. Die Rumänen ließen sich lieber auf der Flucht aus nächster Nähe erschießen, als daß sie sich ergaben. Man hatte ihnen erzählt, daß sie in der Gefangenschaft grausam umkämen. Die rumänische Heeresleitung hat durch diese Schauermärchen selbst verschuldet, daß die Niederlage ihrer Dobrudscha-Armee zu einem so blutigen Aderlaß am rumänischen Volke wurde. Auffällig ist ferner, daß sich unter den Gefan-

genen nur zwei Offiziere befanden. Es werden durch diese Tatsache die Aussagen ihrer Soldaten bestätigt, daß sich die vor dem Krieg so ruhmredigen Offiziere während des Kampfes bescheiden im Hintergrund hielten und die Kompagnien durch Feldwebel oder Unteroffiziere befehligen ließen. Doch als es nach rückwärts ging, waren sie die Vordersten.

---

### **III. Die Verfolgung.**

Nachdem die feindliche Dobrudscha-Armee bei Topraisar den letzten sicheren Halt verloren hatte, wurde sie die leichte Beute ihrer Verfolger. Der Sieg war erfochten. Die weitere Aufgabe war, ihn zur Vernichtung des Feindes auszunutzen. Die äußerste Kraftanstrengung wurde gefordert, um in der augenblicklichen Machtüberlegenheit den moralisch erschütterten, erheblich geschwächten Gegner lange in der Hand zu behalten, ihm weitere Verluste zuzufügen und sich indessen die neue Linie, die angestrebt wurde, zu sichern. Man konnte auch in diesen Tagen beobachten, daß die Rumänen, die sich bei Topraisar durchaus tapfer geschlagen hatten, die Nerven verlieren und zum Spielball fremden Willens werden, sobald sie von dem ihnen zugewiesenen Platze losgelöst sind.

Am Nachmittag des 21. September, als die Verfolgung begann, ging ein schweres Ungewitter auf das Kampfgebiet nieder. Die Elemente wetteiferten mit den Feuerkräften der Menschen. Die Donnerschläge mengten sich mit dem Lärm der Geschütze. Obwohl der Wetterumschlag besonders der Artillerie das Nachstoßen erschwerte, blieb man dem Feind in froher Siegesstimmung auf den Fersen. Über den weithin schimmernden Häusern von Konstanz flatterte eine schwarze Rauchfahne im Wind. Bei den Gefechten mit der feindlichen Nachhut war ein Öltank in Brand geraten. Von See aus legten 7 russische Kriegsschiffe schweres Geschütz auf den Küstenstrich, ohne eine Wirkung zu erzielen. In der Ferne wogten die feindlichen Linien davon. Es war besonders in der Nacht äußerst schwierig, sich in dem eintönigen Gelände zurechtzufinden, in dem kein Baum, kein Brunnen, kein Gehöft einen Anhaltspunkt für die Orientierung gab. Die spärlichen Dörfer liegen zumeist in Mulden versteckt. Die einzigen Merkzeichen sind die Tumuli. Die Überreste der Trajanswälle, die unsere Truppen in diesen Tagen durchschritten, legen Zeugnis ab von der altrömischen Kriegskunst und ihren gewaltigen Maßen. Mehrfach hintereinander sind in massigen Erdbauten



Verteidigungswerke angelegt, deren jedes aus zwei Wällen und einem tiefen Graben besteht. Sie sind durch flankierende Gräben und Riegelstellungen auch als Einzelbollwerke verwendbar. An den verwachsenen Böschungen entlang zieht sich die Eisenbahnlinie Konstanza—Cernavoda, die Lebensader Rumäniens, die die reichen Erträge des Binnenlandes dem Meere und damit dem Weltmärkte zuführte. Während des Krieges war sie als einer der wenigen Verbindungswege zu dem verbündeten Rußland für Rumänien von größter militärischer Bedeutung. Sie war bis zuletzt auch die Basis der feindlichen Dobrudscha-Armee gewesen. Unsere Flieger hatten öfter beobachtet, daß der Verkehr über die Brücke bei Cernavoda eine viertelstündige Zugfolge aufwies. In größter Hast jagten nunmehr mit schrillen Pfiffen die letzten Züge über die Strecke, und es hat die pommerschen Musketiere schwer geärgert, daß ihnen der letzte, mit drei Lokomotiven bespannte Zug in weiter Entfernung entwich, bevor die Artillerie heran war. Viel entkam mit ihm nicht; denn die Nebengleise an der ganzen Linie standen noch mit Wagen und Lokomotiven gedrängt voll.



*Friedhof II, Topraisar.*

Es blieb dem Feind auf seinem überstürzten Rückzug keine Zeit, Konstanza in den vorbereiteten Stellungen zu verteidigen. Er war zufrieden, wenn er sich selbst in Sicherheit bringen konnte. So fiel als erste wertvolle Frucht der Durchbruchskämpfe vom 19. bis 21. Oktober zwei Tage später die rumänische Hafenstadt ohne ernsten Widerstand in die Hände der verfolgenden Truppen. Am Mittag des 23. Oktober rückten deutsche und bulgarische Infanterie zusammen mit bulgarischer Kaval-

lerie in die Stadt ein. Die vor dem Hafen liegende russische Flotte gab Volldampf und ging mit der unabgelieferten Ware ihrer Transportdampfer gen Nordosten hinter den Wasserrücken in Deckung. Unbeschädigt fielen die reichen und kostbaren Vorräte dieses riesenhaften Warenstapelplatzes in die Hände der Sieger. Über den sinnreich ausgebauten Hafenanlagen mit den dichtgedrängten Petroleumtanks und den gewaltigen Speichern, der arbeitsamen Stätte einträglichen Erwerbs, baut sich auf einem ins Meer vorgeschobenen Felsen die Welt der Hotels und der glitzernden Gesellschaftsräume auf, in denen dieser leichte Gewinn zerrann. Eine Fliegerbombe, die in eines dieser Spiel- und Vergnügungshäuser eingeschlagen war, hatte im Innern den Stuck abgeblättert und den flüchtigen Bau dieser Häuser und ihrer Kultur bloßgelegt.

Kurze Zeit nach der Einnahme von Konstanza fällt auch Medgidia, die bedeutendste Handelsstadt an der Bahnlinie, in die Hände der nachdrängenden Verfolger. Ihre Einwohnerschaft setzt sich aus dem bunten Völkergemisch dieser Landschaft, aus Tataren, Türken, Bulgaren, Griechen, Armeniern, Juden, Zigeunern, rumänischen Bauern und Beamten zusammen. In Eilmärschen wird der Brückenkopf Cernavoda umstellt. Wieder wird ein Handstreich gewagt, um ihn möglichst rasch und verlustlos in Besitz zu bekommen. An demselben Tage, an dem der Oberbefehlshaber dem bulgarischen General des linken Flügels Weisung erteilte, „dem weichenden Gegner dichtauf und unverzüglich folgend, ist in Rasova und Cernavoda einzudringen, ich erwarte, daß Rasova und Cernavoda heute abend genommen sind“, traf bei ihm die Nachricht ein, daß der Befehl ausgeführt sei. In Cernavoda waren einige rumänische Bataillone, die ahnungslos in ihre Kaserne marschierten, mit den einrückenden Bulgaren zusammengestoßen. Es folgte ein zweistündiger Straßenkampf, bei dem die Rumänen größtenteils aufgerieben wurden. 700 Mann wurden gefangengenommen. Der Versuch des Feindes, die Donaubrücke zu sprengen, mißglückte. Die Bogen, die über den Strom selbst führen, sind nicht zum Einsturz gebracht. Auf der westlichen und mittleren Strecke dieser längsten Brücke der Welt ist über einem See und einem Nebenwasser der Donau ein Stück eingerissen. Mit dem Fall von Cernavoda ist die gesamte Bahnlinie im Besitz der verbündeten Truppen. Unverzüglich wurde der Vormarsch fortgesetzt und die Front weiter nordwärts geschoben, um den heiß erstrittenen wertvollen Besitz gegen feindliche Gegenmaßnahmen zu sichern.

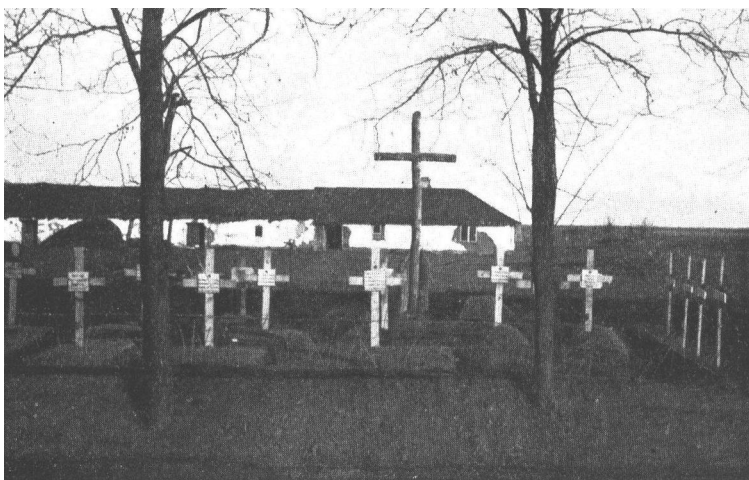
Der Generalfeldmarschall leitete mit seinem Generalstabschef in vorderer Linie die Verfolgungsgefechte. Er hatte als alter Reitergeneral die Genugtuung, die deutsche und bulgarische Kavallerie wiederholt mit größter Wirkung einsetzen zu können. Die Zahl der Gefangenen, die Beute wuchs täglich. Zwei sibirische Schützendivisionen, die eben ein-

trafen, wurden in das Verhängnis mit hineingerissen. Sie kamen, sahen und wurden geschlagen. Ein rumänischer Oberst, der mit seiner Brigade eine Gürtellinie vor Konstanza halten sollte, trieb sich, von seinem Stabe getrennt, auffällig im Gelände umher. Man tat ihm den Gefallen und nahm ihn gefangen. Er hatte drei Tage lang nichts gegessen und war das wohl nicht gewohnt. Als gelehrige Schüler ihrer russischen Rückzugsmeister steckten die Rumänen im eigenen Lande alles, was ihnen in den Weg kam, in Brand, jedes Wohnhaus, jeden Strohschober. Nur der Eile ihres Besuches hatten es die Dörfer zu verdanken, daß sie größtenteils verschont blieben.

Bei dem Vorgehen durch die kniehohen Stoppeln abgeernteter Maisfelder fielen nur vereinzelte Schüsse. Zuweilen stieß man jedoch in Mulden auf neueingesetzte rumänische oder russische Verbände. Es genügte dann meist ein kräftiger Hurraruf, ihnen eine stramme Kehrtwendung beizubringen. Die russischen Divisionen bestanden aus halbwüchsigen Jungs, die zum erstenmal ins Feuer kamen. Für unsere Bataillone, die fast täglich die Frontrichtung wechselten, um einzelne Teile der feindlichen Kräfte abzuschneiden, bildete in dem gleichförmigen Gelände am Tage die Rauchwolke, in der Nacht der Feuerschein des brennenden Tanks von Konstanza den Kompaß.

Wie große Raubvögel umkreisten unsere Flieger die feindlichen Kolonnen und Lagerplätze. Ihre Maschinengewehrgarben strichen über die auseinanderwirbelnden Haufen. Unserem rechten Flügel hielten die Seeflieger die russischen Schiffe vom Leibe. Von ihren vielen Heldenstücken sei eines erzählt. Ein Flugboot griff weit hinter der feindlichen Front eine russische Flugstation an, deren Halle wenige Tage zuvor von ihm vernichtet worden war. Die damals geretteten Apparate standen am Ufer eines Binnensees im Freien. Die deutschen Marineflieger entschlossen sich, sie unbrauchbar zu machen, und ließen sich in ihrer Nähe auf dem Wasser nieder. Bevor sich die Posten von ihrem Erstaunen erholt hatten, waren sie erschossen. Nun wurden die drei Flugzeuge gründlich zerstört. Durch die Schüsse alarmiert, eilte aus dem nächsten Dorf eine 50 Mann starke russische Wache herbei. Die Flieger bestiegen ihr Flugboot und empfingen sie mit ihrem Maschinengewehr. Erst als sie außer Schußweite waren, kroch die Wache aus ihrer Deckung hervor.

Die geschlagenen Divisionen der Russen und Serben flohen auf Tulcea, die der Rumänen auf Harsova und Braila zu, wo erhebliche Verstärkungen erwartet wurden. Bulgarisch-deutsche Kavallerie- und Infanterieabteilungen stießen in den Norden der Dobrudscha nach, um den Feind so lange zu beschäftigen, bis in ihrem Rücken die vorläufig erstrebte Linie, der nach ungehinderter Wahl alle Vorteile des Geländes



*Friedhof I, Topraisar.*

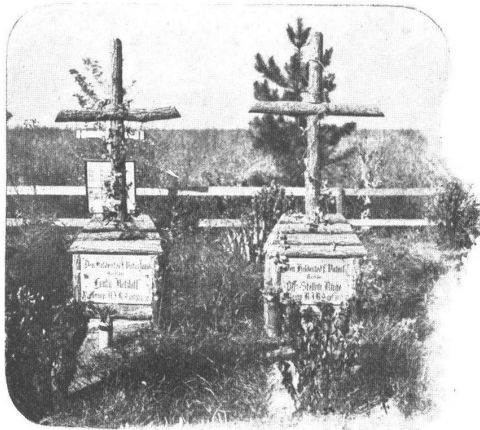
nutzbar gemacht wurden, durch Feldbefestigungen gesichert war. Erst dann wurden die Vorhuten in diese Stellungen zurückbefohlen. Der Feind fühlte überaus vorsichtig nach. Und wenn er wieder eines der freigewordenen Dörfer besetzt hatte, war er in der glücklichen Lage, in seinem amtlichen Heeresbericht von seinem siegreichen Vorrücken in der Dobrudscha und der Eroberung neuer Ortschaften erzählen zu können. Erst als in der Walachei die Kämpfe genügend vorgeschritten waren, wurde im Januar 1917 auch die Norddobrudscha bis zur Donau von den Verbündeten endgültig besetzt. Seitdem halten an der Donaufront bulgarische Heeresteile treue Wacht.

Während der letzten Feuergefechte traf man häufig auf den Straßen die mit Hausgeräten beladenen Wagen geflüchteter, auch deutscher Bauernfamilien. Der Artilleriekampf hatte die Begleiter versprengt, das letzte Hab und Gut lag über den Boden verstreut. Allabendlich rötete sich der Himmel von den Brandfackeln der eingäscherten Wohnhäuser und Kornspeicher. Blitzartig leuchteten darüber die Feuersterne der platzenden Schrapnells auf. Ringsum schwelten in fauligem Modergeruch die verglimmenden Überreste der armseligen Siedlungen. In der Ferne schossen gelbe Flammen in die Höhe, denen starke Erschütterungen folgten. Die Russen zerstörten ihre an der Bahn angelegten Munitionslager. Von brennenden Mieten holten die Soldaten Arme voll Stroh. Sie entrissen der Glut die Matratzen für ihr Nachtlager. In den Mulden leuchten die Biwakfeuer auf. Neben einem brennenden Haus wird das Zelt für einen Bataillonsstab aufgeschlagen. Die Ordonnanz kommt mit der Unterschriftenmappe. Auf die atemlosen Kampftage folgt wieder die

organisatorische Arbeit, und die züngelnden Flammen des nebenstehenden Hauses halten dazu das Licht bereit.

In zweimonatigen angestrengtesten Kämpfen ist mit dem größten Teil der Dobrudscha die erstrebte wichtige Bahnlinie Konstanza—Cernavoda mit ihren reichen Vorratskammern in den Besitz der verbündeten Truppen gelangt. Der Kaiser hat durch den Oberbefehlshaber Generalfeldmarschall von Mackensen seinen Offizieren und Soldaten, die an diesem schönen Ergebnis einen hervorragenden Anteil haben, mit seinen Grüßen seine Anerkennung und seinen Dank für ihre Taten aussprechen lassen. Die Beute des Feldzuges umfaßt zur Zeit an Gefangenen 513 Offiziere, 37 600 Mann, 170 Geschütze, davon 38 schwere, 170 Maschinengewehre, große Mengen Materials und ungeheuer wertvolle Vorräte aller Art. Auch für das wirtschaftliche Durchhalten des Vierbundes ist somit der hier erfochtene militärische Sieg von größter Bedeutung.

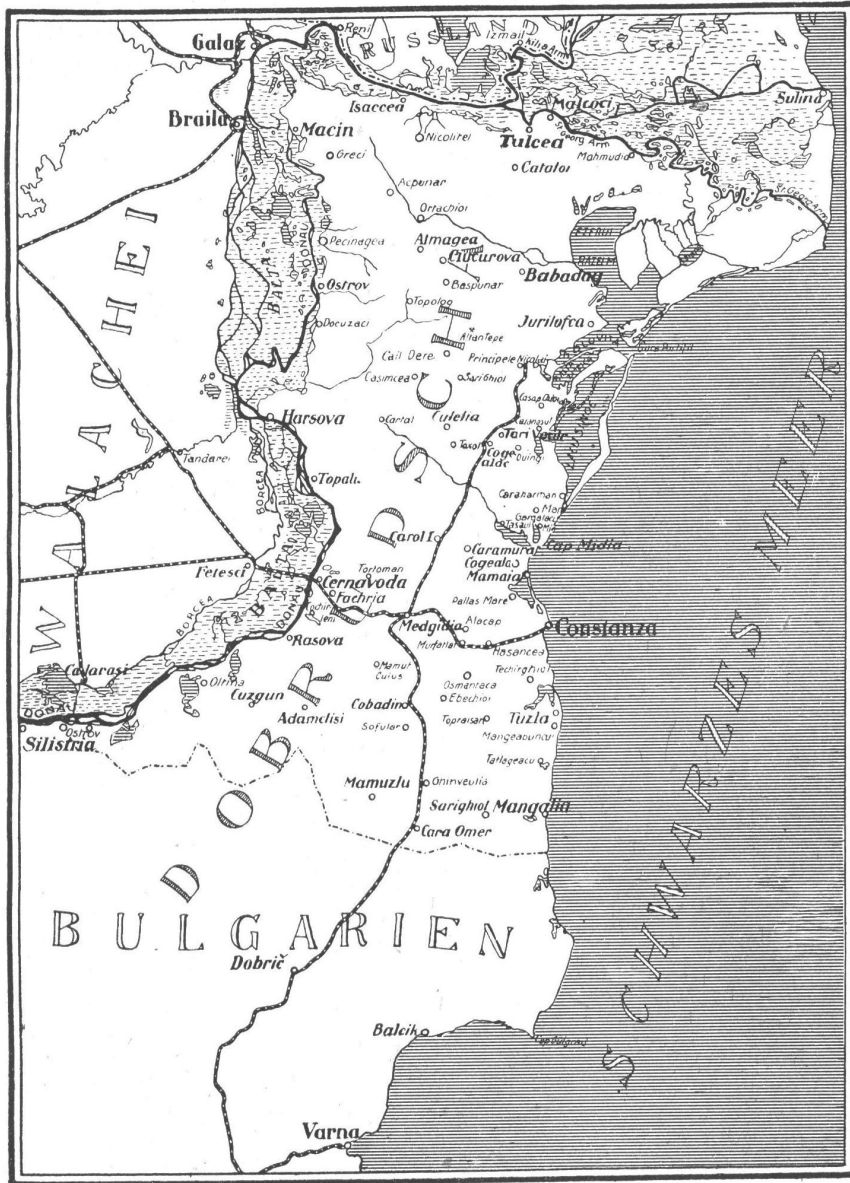
Der rumänisch-russische Offensivplan gegen Bulgarien ist im Keime erstickt worden. Auch hier bewährte sich das alte Gesetz, daß die beste Verteidigung der Hieb sei. Der Weg nach Konstantinopel ist weiter als je. Dabei hatten die Rumänen für ihren Aufmarsch und Nachschub ein weit kürzeres und leistungsfähigeres Bahnnetz zur Verfügung. Sie hatten den Vorteil der inneren Linie und konnten ihre Truppen je nach Bedarf in Siebenbürgen oder in der Dobrudscha einsetzen. Sie haben sie aber in ständiger nervöser Unsicherheit mißbraucht. Das taktische Geschick unserer Heeresleitung und Truppenführung hat es erreicht, daß die rumänischen Divisionen, die das Übergewicht schaffen sollten, in Zeitpunkten der Entscheidung jeweils auf der Eisenbahn saßen.



*Heldengräber bei Topraisar.*

---

## Die DOBRUDSCHA



---